J. Belli

e rote Feldpost

nd andere

DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/dierotefeldpostu01bell

Die rote Feldpost

unterm Sozialistengesetz

Mit einer Einleitung:
Erinnerungen aus meinen Kinder-, Lehr- und Wanderjahren

Von J. Belli

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
1912

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

923.243
B443R

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung	5
Aus der Kinder- und Schulzeit	7
Aus den Lehr- und Wanderjahren	31
Die rote Feldpost	69
Königsmörder und Wachtmeister. — Anfänge des Schriftenschmuggels	70
Der Sozialdemokrat	73
Die Geächteten	74
Allerlei Freunde	75
Im Schutze der Obrigkeit	76
Schweizer Staatsstreichler und deutsche Grenzüberschreitungen	77
Allerlei Schmuggler	79
Eine körperverletzliche Rede	79
Vom Teilen	80
Sturmfahrten	81
Bei Mondenschein	81
Kleine Beute	82
Züricher Postbeamte	83
Zwischenfälle	84
Festgenommen	86
Polizeiliche Erfolge	87
Ein staatsgefährlicher Zuckerbäcker	88
Ein Verräter	89
Der harmlose Gepäckschein und das verdächtige Amulett	90
Die langwierige Kiste	91
Couragierte Kerle	94
Räubergeschichten	94
Spitzelriecher und Helfer	96
Der alte Rheinbold	97
Aus Kriegsbriefen	99
Sarah an Siegfried	104
Der Insekten- und Wanzentod	106
Frisches Obst und Gemüse	106
Die fliegenden Ballen	107
Freiwillige	108
Bekehrte	110
Der Wydener Kongreß	111

414357

Seite
Die Schwaben und der „Soldat“ 116
Zufälle 117
Wilhelm I. und andere heimliche Helfer 118
Abschied 119
In der Zimmerwerkstatt 119
Vom Konspirieren 120
Büßer 122
St. Margareten 122
Feldkirch 126
Anarchisten 130
Spitzel und Verbrecher 134
Wagges. Hochzeit. Madame la Maire. Husarenritt 137
Der Lederstrumpf 142
Ein deutscher Edelmann, der aber kein Edelmann war . . 146
Ein Edelmann, der zwar keiner, aber wirklich einer war . . 150
Schwindelprämien 151
Wie ich Nebenverdienst erwerben sollte! 153
Eine staatserhaltende Bordellmutter 154
Entwischt 155
Versprengte 156
Im Spitzelsold 157
Das Ende des Schweizer Asyls 159
Letzte Schmuggelfahrten 161
Übersiedlung des „Sozialdemokrat“ 163
„Greiff“ 164
In der Falle 164
Liquidation 166

Vorbemerkung.

Es sind keine großen Geschehnisse, die nachstehend ihre Schilderung finden. Wenn ich mich trotzdem zur Niederschrift entschloß, so geschah das aus dem Gedanken heraus, daß es für die junge Generation der Arbeiter doch nicht ganz ohne Nutzen und Interesse sein dürfte, zu erfahren, wie sich der Werdegang des Arbeiters und Handwerkers der alten Schule im allgemeinen gestaltete.

Anschließend hieran gebe ich meine Erlebnisse während meiner Tätigkeit in der „roten Feldpost" wieder, die bereits in manchen unserer Parteiblätter abgedruckt worden sind. Ich habe die Kapitel aufs neue durchgesehen und teilweise erweitert, so daß sie auch in dieser Form hoffentlich noch recht viele Leser finden werden.

Stuttgart. Der Verfasser.

414357

Aus der Kinder- und Schulzeit.

In dem Dorfe Rammersweier, in der Gegend, die man Rebgebirge nennt, wurde ich bei Offenburg in Baden am 11. Januar 1849 geboren. Mein Vater Bartholomäus war Rebmann, er war, wie die Mutter Ursula, geborene Königer, ein Kind des Ortes. Der Großvater Johann hatte von seinen Vorfahren die Erzählung überkommen, daß die Belli am Orte von einem am 27. Juli 1675 im Gefecht bei Sasbach, in dem General Turenne fiel, verwundeten italienischen Soldaten der kaiserlichen Armee herstammen. Er wurde von einem Bauern gepflegt, blieb nach seiner Genesung da und verheiratete sich mit der Bauerntochter.

Meine Eltern gehörten dem bäuerlichen Mittelstand an und schlugen sich auf ihrem nicht schuldenfreien Besitztum fleißig und rechtschaffen durch. Überfluß war nicht da, aber auch keine Not.

Der Belli-Barthli war ein tüchtiger Weinbauer und galt bei seinen Mitbürgern als Autorität auf diesem Gebiet. Für ebenso sachverständig hielten sie ihn in den Geheimnissen und Gleichnissen der Heiligen Schrift. Mein Vater war einer der wenigen katholischen Bauern, die im Besitz der Bibel waren. An Sonn- und Feiertagen oder nach des Werktags Mühen mußte er nicht selten Gewissensberuhiger und Trostspender für bedrückte Leute sein.

Bei der Arbeit im Hause, in Reben, Feld und Wald mußte ich schon früh mit angreifen. Fünf Jahre war ich alt, da brachte mir das „Christkindli" einen bunten Rückkorb, der aus blau und rot gebeizten Schienen zusammengesetzt war. Zwei Tage darauf trug ich in meinem Spielzeug Dung in die Reben. Ich war traurig, daß man das schöne Ding mit so etwas anfüllte, da erfuhr ich aber, daß für einen Bauern solche Anwandlungen nicht am Platze wären. Nun stemmte ich mich stolz gegen den Ruhstock, unser Knecht Simon mußte aufladen, soviel nur hinein ging. Wenn ich auch klein war, so sollten sie doch sehen, daß ich stark genug war.

Der Frühling brachte uns Kindern die Freude des Blühens. Wir sahen Stauden, Hecken und Bäume sprossen, wir erlebten, wie die Früchte reiften. Morgens um vier Uhr schlich ich heimlich in den Garten, blickte sehnsüchtig zum Kirschbaum auf, ob seine Kirschen schon schwellen und röteln. Das tat ich vor dem Schulgang noch einmal, tagsüber, so oft ich konnte. Wehe aber dem, der vor der Reifeproklamation unserer Früchte der Versuchung, zu naschen, nicht widerstand. Das Haselstöckli stand allezeit bereit im Herrgottswinkel.

An Simon, dem Knecht, beobachteten wir, wie es um die Früchte stand. Wurde am Sonntag vor dem Gottesdienst eine Leiter von ihm erprobt, ein „Chriesihoge" und Henkelkörbli aus dem Geräteschuppen hervorgeholt, dann war unser Heil nahe. Solche Hantierungen gingen immer ohne einen Laut vor sich und ohne ein Wort, im Gegensatz zu den Proklamationen der Großen der Welt. Lud der Knecht mich als Ältesten nach dem Gottesdienst ein, Hoge und Körbli zu tragen, so war für mich der Himmel auf der Erde. Doch auch im Sommer und Herbst über reifen viele Früchte; so durften wir Kinder, ein Bruder und Schwesterchen noch, recht oft in unseren Himmel steigen. Freudig verrichteten wir die Arbeit des Heuens und der Ernte, im Herbst die heitere und mühsame Lese des Weines.

Das war in gesegneten Jahren. Es gab auch andere, dann hielt die Trauer bei uns Einkehr. Von solchen Zeiten erzählte man sich bei uns zu Lande: Begegnet man in einem guten Weinjahr einem Bauern aus dem Rebgebirge und fragt ihn, wohin er wolle, antwortet er lebhaft und heiter: „In d' Stadt, einen Schoppen Wein trinken und Braten essen!" War es ein schlechtes Jahr, so klang es trüb: „Uf Offeburg, a Laibli Brot hole."

Gebetet wurde in diesen Tagen mehr als sonst. Gerade in meine ersten Erinnerungsjahre fielen die Hungerjahre jener Zeit. Bei den Wohlhabenden ging es schon knapp her, die Ärmeren und Taglöhner hatten aber gar nichts. Man kannte damals kaum etwas von Industrie. Die Kinder der Armen wurden umgeätzt, das heißt sie mußten reihum bei den Wohlhabenden essen. Auch alte, der Gemeinde zur Last gefallene Invaliden wurden umgeätzt. Mir ist noch ein Alter im Gedächtnis, der Öhler-Valentin. Er war Soldat und Seemann gewesen und kam an seinem Lebensabend ohne Mittel nach Hause. Da fand er im Gemeindehaus Quartier, er mußte Steine klopfen und die Straße in Ordnung halten. Dafür durfte er bei den reichen Bauern drei Tage, bei den mittleren zwei und bei den kleinen Bauern einen Tag in der Reihum essen. Des Abends zuvor meldete er sich an. „Morgen gibt's Bohnen, der Öhler-Valentin kommt," rief dann jedesmal die Bäuerin in die Küche. Und so mußte der Arme fast nur von Bohnen leben. Der Alte rächte sich dann, kam ihm ein Bauer in Sicht, durch ein hellknatterndes Peloton. Wenn der Bauer darüber murrte, so brummte der Valentin: „Do sin eure Bohne schuld."

Die gemeinsame Kirche der Gemeinden Rammersweier, Zell-Weierbach und Fessenbach, genannt der Weingarten, liegt einsam in den Weinbergen. Steinige und steigende Wege führen von jedem der vier Dörfer dahin. Diese „Bußwege" wurden damals fleißig begangen, um die Not fortzubeten. Sophie, meine Freundin, nahm

mich Jungen mit in den Weingarten, um ihr beten zu helfen. Nicht weit von der Kirche sank sie kraftlos vor Hunger an den Wegrain und konnte sich nicht mehr erheben. Ich stand ratlos und erschrocken da, raffte mich aber doch auf und lief in das eine Viertelstunde entfernt liegende Schulhaus. Dort gab man Suppe, Wein und zur Hilfe zwei kräftige Jungen mit. Sophie wurde von ihnen gestärkt, ins Schulhaus getragen, und ich zottelte meinem Elternhause zu, unterwegs viele Vaterunser für das Mädchen betend. Von solchen und ähnlichen Fällen hörte man damals oft die Leute erzählen.

In Offenburg hatte sich ein Komitee gebildet, das Brot und Suppe an die Armen im Rebgebirge verteilte. Männer wurden vom Gemeinderat bestimmt, die in Tragbütten die Suppe aus der Stadt holen mußten. Bald erzählte man sich im Dorfe, daß diese Büttenmänner unterwegs abstellten und im voraus die Suppe für ihre Angehörigen ausschöpften. Die bäuerliche Ratsversammlung wußte sich zu helfen, die Bütten bekamen Deckel mit einem Schlosse versehen. Die Schlüssel befanden sich beim Komitee und beim Bürgermeister.

Die Offenburger Suppenspender wurden aber von den wohlhabenden Bauern noch tüchtig beschimpft. Sie nannten sie „Freimaurer" und „Seelenverkäufer", beschuldigten sie überdies, sie wollten die Almosenempfänger den Freimaurern und Rungeanern zuführen. Dem Komitee in der Stadt schienen Männer des Fortschritts angehört zu haben. Die erzbigotten Bauern wünschten ihnen alles über den Hals, nur nichts Gutes. Als ein vollblütiger Bierbrauer einem Schlagfluß erlag, raunten sich die Bauern zu: den habe an einem stillen Örtchen der Teufel geholt. Pfarrer und Kaplan suchten solchen Legenden zu steuern, da wurde ihnen von den Bauern mit Denunziation bei dem Bischof gedroht.

Zinsen, Steuern und Zehentablösungsraten konnten in diesen Zeiten von vielen nicht mehr bezahlt werden. Der Presser (Gerichtsvollzieher) und der Ortsbote hatten vollauf zu tun. Einem Bäuerlein nach dem andern ging es an die Kehle. Die meisten der Abgeschlachteten wanderten über das „große Wasser".

Auch meine Eltern erlitten manchen Puff. Ein Wagen Garben war eben eingebracht worden, und wir saßen rastend bei Rettig und Butterbrot am Vespertisch, da kam ein Mann in der Dienstmütze zur Türe herein. Alles erschrak vor ihm, denn es war der gefürchtete „Presser". Ich verstand nicht, was er den Eltern sagte, aber ich sah danach meine Mutter noch wochenlang täglich weinen, und auch der Vater schaute schweigsam und sinnend drein. Aus ihren Gesprächen hörte ich, daß eine Bürgschaft für einen Freund bezahlt werden mußte. Der Vater verkaufte Grundstücke, aber der Freund kam doch auf die Gant, denn der Schulden waren zu viele.

Diese traurige Zeit ging zu Ende. Das Jahr 1856 brachte wieder Getreide, Früchte und Wein.

Ich war mittlerweile Dorfschüler geworden. Fünfmal in der Woche war Unterricht, im Tage drei Stunden. Im Sommer begann er frühmorgens um sechs, dazu hatten wir viele Vakanzen, um den Eltern in Feld und Reben helfen zu können. Des Schulmeisters Reben und Hopfenäcker „durften" wir ebenfalls bestellen helfen. Das Lernen ging mir leicht, nur lose Streiche konnten mich zeitweilig von meinem bevorzugten Platze bringen. Die Gestalten unserer Schulmeister reizten uns Kinder gar zu sehr zu Bubenstreichen. Da war Cäsar Eller, ein Mann, der keine Gurken riechen konnte. Sepp der Kleine sorgte ausgiebig für frisch zerschnittene und duftende Ware. Dann wurde das Hafelstöcklein mit Kerben versehen, damit die Strafe gelind sein möge. Kaum kam es jetzt auf meinen Rücken, so brach es entzwei. Cäsar Eller sandte mich hierauf in den Wald: „Dort holst du mir neue Hafelstecken und Birkenreisig zu Ruten," sagte er mit hinterlistigem Lächeln. Den Gang tat ich gern, doch den Rückweg fand ich nur mit langer Verspätung. Das forderte neue Strafe heraus, und die erfolgte mit dem neuen kerblosen Stecken. Aber ich war trotzdem des Lehrers Liebling. Wenn es zur Osterprüfung ging, befand ich mich wohl, ich wurde als Rausreißer warm gehalten.

Diese Prüfungen geben übrigens dem damaligen Unterrichtswesen ein seltsames Zeugnis. Die zivile und staatliche Behörde war nur durch einen benachbarten Schulmeister vertreten, dagegen war der Pfarrer vom Dorfe selbst und ein anderer da, der Dekan und der geistliche Rat aus der Stadt, oft noch der Kapitelsvorsteher. Es wurde Rechnen, Zeichnen und Schreiben geübt, Katechismus und Bibelerzählungen, Bibelerzählungen und Katechismus. Auch ein bischen Geographie und sogar Geschichte: Hermann der Cherusker und die Kreuzzüge. Das war alles. Was sich sonst im Laufe der Jahrhunderte ereignete, blieb uns dunkel. Von unserem Vaterländchen wußten wir nicht viel mehr als Größe und Namen. Wer es beherrschte, war uns auch nicht klar, wir Kinder zankten uns oft handgreiflich darüber, wer der Höhere wäre: der Bischof in Freiburg oder der Großherzog in Karlsruhe. Der Sieg blieb aber dem Bischof, denn ein Lutherischer konnte doch nicht Herrscher sein.

Das Regiment in der Schule führte der Kaplan. Er kam ein paarmal in der Woche, dann geschah, was er anordnete. Einmal kündigte er vor uns Kindern an, daß ein schon festgesetzter Beichttag verschoben sei. Mir entschlüpfte vor Vergnügen darüber ein halblauter Juchzer, freudig rieb ich die Hände. Da hatten mich seine mageren und langen schwarzen Fänge auch schon aus der Bank

gerissen. Ich wurde auf seinen Knochenschenkel gelegt, ein Mitschüler reichte den Haselstecken, und die Hiebe sausten. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen dagegen, trampelte mit den Schuhen an seinen dürren Beinen herunter. Da hakte sich der Ecknagel meines Absatzes in der Hose fest, es tat einen Riß, der mit wunderbarem Geräusch bis zum Saume durchfetzte. Die Kinder verhielten mit Mühe ihre Gefühle. Er setzte mich vor die Türe, mit der Mahnung: „Da draußen bleibst du, bis man dich hereinholt!" Der Schulmeister flickte den Schaden notdürftig, und ich lief wohlgemut zur Mutter. Als die Schule zu Ende war, kam ein Schwarm Kinder vor unser Haus gezogen, den Kaplan in der Mitte. Schleunigst entwischte ich durch die Hintertür und kletterte auf den Birnbaum. Der Seelenhirte rief: „Joseph, wo bist du?" „Hier bin ich," ertönte es vom Baum. „Komm herunter!" „Jo, awer erscht, wenn Ihr furt sin," erwiderte ich. Er ging mit seinem Schwarm, betraute aber den Schulmeister damit, die Schandtat zu rächen. Die Strafe fiel jedoch sehr viel milder aus, als es der Seelenhirte gewünscht haben mochte, denn die Schulmeister waren nicht immer die Freunde des Kaplans!

Meine Eltern waren belesene Leute, wie viele Bauern der heimatlichen Dörfer. Der Vater war schweigsam, aber die Mutter erzählte bei jeder Gelegenheit Geschichten und Schwarzwaldsagen. Sobald ich lesen konnte, versorgte sie mich mit Lektüre. Ich lernte die heilige Genoveva kennen, die Gräfin von Brabant, später den heiligen Eustachius, den heiligen Hubertus und den gehörnten Siegfried. Mit diesen Dingen und den Kalendergeschichten war ich bald fertig, dann borgte ich mir im Dorfe, was zu finden war.

Der Wunsch des Vaters war, mich studieren zu lassen; ich sollte Lehrer werden. Die Mutter aber widersprach dem eifrig. „Geistlicher muß er werden," schloß sie jedesmal. Der Lehrer wurde von den Bauern nicht sehr geachtet, noch nicht einmal als notwendiges Übel betrachtet und war im Rang dem Nachtwächter gleichgestellt. Saßen die Kinder zu Hause bei ihren Aufgaben, so sagten die Väter: „Dös brucht m'r nit." Ich erinnere mich an Fälle, daß Bauern in die Schule kamen und vor versammelter Klasse den Provisor, der nach ihrer Meinung den Sprößlingen zu nahe getreten war, mit den Fäusten bearbeiteten. In der Silvesternacht zog der Provisor mit einigen Burschen, die im Kirchenchor mitsangen, von Haus zu Haus, das Neujahr anzusingen. Das Entgelt war ein Groschen oder Sechser, der in Papier gewickelt durchs Fenster flog. Das war eine Ergänzung des dürftigen Lohnes!

Meine Eltern haben die Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr erleben dürfen. 1856 war wohl wieder ein besseres, für uns aber kein glückliches Jahr. Eine Typhusepidemie, damals Nervenfieber

genannt, holte sich im Dorfe seine Opfer. Die Weinlese war vorüber. Der Brauer und Wirt Fingado von Kehl hatte den „Neuen" erstanden und geladen. Das übliche Ladefest für den Käufer und Küfer wurde gefeiert mit Neuem, mit gekochtem Schinken, Käse, Äpfel und Nüssen. Am Schlusse zählte der Käufer die blanken Kronentaler auf die Tischplatte, wir Kinder erhielten auch ein Trinkgeld. Vater verpackte den Schatz in einen Beutel und verschloß ihn in die Kommodeschublade. Nachts verhandelte er mit der Mutter und dem Onkel Joseph, der Knecht in unserem Hause war, lange, wie man diese Summe verwende. Zu Martini die Zieler, Hypotheken und Zinsen, dann die Steuer und zuletzt gab es noch für uns warme Sachen vom Oberkircher Jahrmarkt. Bald nach der frohen Ernte kam die böse Krankheit in unser Haus. Zuerst wurde der Onkel, dann Vater, Mutter, Schwester und Brüderchen Hans von ihr gepackt. Ich allein blieb verschont. Das war gut, denn Arbeit hatte ich jetzt genug. Zwei Ärzte, einer für Vater, Onkel und die Geschwister, der andere für die Mutter, kamen täglich angefahren. Dann wurden jedesmal mächtige Kolben verschrieben, die ich aus der Apotheke in der Stadt holen mußte. Einen Kronentaler um den anderen entnahm die Mutter dem Beutel. Traurig sah sie das Geld von mir forttragen und zählte wehmütig die Tage bis zu Martini. Die zwei Ärzte waren nur offizielle Helfer des Brauches wegen. Das richtige Vertrauen hatten die Sympathiedoktoren, zu denen man im stillen Boten mit Haaren, Urin und einem getragenen ungewaschenen Kleidungsstück sandte. Morlock in Baiersbronn war Mutters Vertrauter, Vater hatte seine Hoffnung auf den „Schläfer", Doktor Wilhelmi in Straßburg gesetzt. Zum ersten wanderte allemal über den Kniebis zu Fuß und bei Nacht Vetter Landolin, zum letzteren fuhr mit der Bahn die Tante aus Offenburg. Landolins Ausrüstung mit Speck, Brot und Chriesenwasser sowie mit einem Amulett gegen umgehende Gespenster war jedesmal eine ernste Handlung.

Nach Straßburg durfte ich einmal die Tante begleiten. Wir fuhren bis Kehl und wanderten über die Schiffbrücke dem Metzgertore zu. Neugierig betrachtete ich die als Torwache herumlungernden Rothosen. Ihre Galanterien waren wohl nicht sehr artig, denn ich entsinne mich, daß die Base sich derb dieser Schmeicheleien erwehren mußte. Wir spazierten durch die Zitadelle, dort bewunderte ich ehrfürchtig die schön aufgeschichteten Kanonenkugeln — denn daß die „Soumichele" (der Spitzname für die Soldaten im Elsaß) das Badener Ländle einmal mit Kind und Kegel verspeisen werden, war für mich außer Zweifel. Den Wunderdoktor hatten wir bald erfragt. Die „Schlafkonsultation" ging vor sich. Für ein Guldenstück bekamen wir Trost auf den Heimweg.

In dem Straßengewirr der „wunderschönen" Stadt ging es lebhaft zu. Man erzählte uns, daß „prisonniers de guerre" aus der Krim zurückgekommen wären; bald zogen sie auch an uns vorüber, aber in einem jämmerlichen Zustand. Barfüßig, die Tunika zerrissen, die sonst so schönen roten Hosen grau, erdfarben und zerfetzt, so sah die Truppe aus. Aus den Fenstern flog ihnen Geld zu, Tabak, Eßwaren, Strümpfe und Wäsche. Alles ward aufgefangen, mit viel Zank um die Gaben.

Von Staatsökonomie wußte damals mein Köpflein nichts. Später habe ich mir jedoch Gedanken gemacht, wie ein Vaterland seine Söhne in diesem Zustand den Weg von Marseille, wo man sie ausschiffte, bis Straßburg hatte machen lassen. —

Als wir nach Hause kamen, lag der Onkel Joseph in Agonie. Heiser röchelnd kam die Stimme aus seiner Kammer; er zog aber in seinen Fieberphantasien noch hinter Pflug und Fuhrwerk her. Er hatte anfangs November ausgepflügt. Vierzehn Tage darauf folgte ihm mein Vater auf den Friedhof in Weingarten. Mutter, Schwester und Bruder hatten sich wieder erholt.

Den Vater liebte ich sehr, und sein Tod ging mir zu Herzen. Das hinderte mich aber nicht, eigenwillig bis in die Nacht aufzubleiben, um die Schaudergeschichten der drei Bauern, die bei Chriesewasser und in dickem Tabakrauch die Totenwache hielten, zu hören. Vierzehn Tage wurde jeden Abend von Nachbarn und den Dorfkindern ein Rosenkranz und die Litanei gebetet, zum Schlusse wurde jedem Kind ein Kreuzer geschenkt. Das machte mir Spaß. Das Schönste war die Prachtstonleiter des Vetters Landolin als Vorbeter.

Der Mangel der ordnenden Mutterhand hatte den Hausstand heruntergebracht, Geräte und andere Dinge waren teilweise verschwunden. Die Kronentaler waren zu Doktor und Apotheker gewandert, auch auf die Bürgschaft war noch Abzahlung zu leisten. Das erzählte mir die Mutter seufzend. Der Aschen-Marti, der die Asche bei den Bauern im ganzen Amt aufkaufte, nahte sich jetzt meiner Mutter als Helfender. Er übermittelte überall bei Speck und Chriesiwasser den Leuten das Neueste und verdiente sich auch gern einen Kuppelpelz. Da hörte ich so manches, was die Alten nicht für meine Ohren zu reden glaubten. Ich hatte bald erlauscht, daß wir einen Stiefvater bekommen sollten. Der heiße Hardel (Richard), sein Heim stehe in einem Seitental im Durbach, auch Dublonen bekomme er wacker mit.

In einigen Tagen stellte er sich vor. Er gefiel der Mutter, und sie machte mir eifrig begreiflich, was für einen guten Vater ich an ihm bekäme. Der Vater des Erkorenen war Großbauer und Gemeinderechner. Dieses Amt erforderte Repräsentationspflichten, wenigstens

glaubten viele der Herren, das gehöre dazu. Hardels Vater zählte zu diesen. Solange die Hausfrau lebte, blieb es in mäßigen Grenzen, als er aber Witwer geworden war, wurde es immer schlimmer mit den „Pflichten seiner Würde". Die allwöchentlich einmal im Amtsstädtchen stattfindenden Amtstage waren teure Tage. Die Durbacher Weinbauern der damaligen Zeit waren stolze und splendide Leute. Saßen sie mit den Amtsbrüdern anderer Dörfer nach den Amtsgeschäften zusammen, dann ging es hoch her. In der „Blume", dem Gasthaus meines Dorfes, war auf dem Heimweg die letzte Einkehr. Da ständen Säulen von Kronentalern auf dem Spieltisch, flüsterten sich die Bauern zu. Die Gelage dauerten bis zum Morgen, auch in sonstigen Liebhabereien sollten es diese „Großen" den anderen Großen der Welt gleichzutun versucht haben. Sie sicherten sich selbst ihre Jagden und ließen keine Franzosen als Pächter heran, wie die meisten der bescheidenen Nachbargemeinden. Daß manchmal ein Großer draußen in der Welt seiner Favoritin ein Schloß und andere Kostbarkeiten verehrte, war oft zu hören. Da ließen sich unsere Großen auch nicht lumpen, nur war ihre Freigebigkeit anders geartet. Nahrhafte Speckseiten, volle Mehlsäcke, Ankenhäfen und Eierkörbe, auch wohl ein Fäßchen Wein und Chriesiwasser wanderten zuweilen in stiller Nacht in die Hütte einer Nähterin oder Taglöhnerin. Noch vieles hörte ich darüber erzählen, was ich alles erst später verstand.

Nicht lange nach der Hochzeit meiner Mutter segnete der Gemeinderechner das Zeitliche. Das „Repräsentieren", es wurde nun offenbar, hatte doch mehr verschlungen, als gut war. Im Laufe der Liquidation und Teilungsarbeiten sollen die Gesichter der Söhne und Töchter immer länger geworden sein. Dublonen bekam der Hardel immer noch, doch blieb die Zahl erheblich hinter den vom Aschen-Marti in Aussicht gestellten zurück.

Der Stiefvater war zu uns Kindern gut, die Mutter schien glücklich darüber. Den Beifall der Vettern, Basen und Nachbarn hatte ihre Wahl aber nicht, denn er war vor allen Dingen „ein Fremder". Dann kannte ein Talbur unser Gelände nicht und wußte mit den Sorten und Arten unserer Anpflanzungen nicht Bescheid. Dies war auch so, wie ich Knirps mit dem Knecht Simon bald feststellte. Und das war noch nicht das Schlimmste. Der Großbauernsohn war gewohnt, andere für sich arbeiten zu lassen. Er ging nicht ins Wirtshaus, saß jedoch zu Hause recht beschaulich bei Speck und Rißling und erzählte seine Heldentaten beim Freischarenkorps unter Jean Philipp Becker bei Waghäusel und an der Murglinie. Dies war seine Leidenschaft. Nebenbei spintisierte er noch an allerlei Erfindungen für die Schnapsbrennerei. Eine solche Tätigkeit war unserem bescheidenen Gut nicht förderlich. Noch mehr. Sprichwörtlich war

es im Dorfe, wie mein Vater einem Zerberus gleich wachte und wehrte, daß kein Kühjude in den Hof kam. Dabei war er aber den Juden nicht feindlich gesinnt. Im Gegenteil, er achtete sie, und die armen Bändel- und Lumpenjuden fanden stets Wegzehrung bei ihm. Er verbot mir, an den Hetzereien der Dorfbuben teilzunehmen.

Dem Hardel aber war das Tauschen und Handeln mit den Juden zu seiner Beschaulichkeit ein Bedürfnis. Er war ihnen aber in keiner Weise gewachsen. Ich merkte der Mutter an, daß sie darüber Kummer habe. Sie ließ nach außen nichts auf den Hardel kommen, nur mir klagte sie ihr Leid, wenn er wieder einen dummen Handel gemacht hatte. Auch über seine Untätigkeit. Sie selbst war unermüdlich in Haus, Feld und Reben, und ich konnte ihr zu ihrer Freude schon dabei helfen.

In der Karwoche 1859 trug man das Mütterlein nach dem Wochenbett mit ihrem Kind in einem Sarge vereint zum Vater in den Weingarten. Unser Besitztum wurde verteilt. Hardel bekam seine Dublonen wieder und segelte über den Ozean. Wir Kinder wurden Vormündern übergeben, die auch unser Erbe zu verwalten hatten. Es waren Verwandte. Der meinige hatte sechs Kinder und konnte mich dazu nicht auch noch gebrauchen. Zum Landolin wäre ich gerne gegangen, dorthin kam mein Bruder. Ich wurde zu guten und braven Menschen gegeben, die mich die Eltern kaum vermissen ließen. Hier hörte ich auch von den Ereignissen der Welt und von den Jahren 1848/49, die bei den Bauern in lebendiger Erinnerung waren und immer wieder geschildert wurden. Ein stattlicher Nußbaum stand vor dem Hause meiner Pflegeltern. An Sommerabenden und Sonntags nach dem Gottesdienst versammelten sich unter ihm die Nachbarn. Teilweise waren sie „dabei gewesen". Da hörte ich andächtig die Taten und Ereignisse jener Jahre. Für die Preußen und den Kartätschenprinzen sog ich dabei keine Liebe ein. Früher schon hatte mein Vater erzählt, wie die in der Scheune untergebrachten Pferde der Einquartierung die Tenne bucklig getreten hätten. Und öfter hatte er mir einen unserer Kirschbäume gezeigt, an dem auf einer Seite erst die Äste nachwuchsen. An diesem Baume hatte er Kirschen gepflückt und einige Preußen dazu eingeladen, auch heraufzusteigen und sich gütlich zu tun. Während sie die Kirschen brachen, sagte plötzlich einer: „Det is Unsinn, det mach ick bequemer," und währenddessen hieb er mit dem Faschinenmesser die Äste herunter. „So, Kameraden, jetzt essen wir janz jemütlich man unten."

Die Erzählungen über die bewegte Zeit der Revolutionsjahre waren kunterbunt. Die gewesenen Freischärler rühmten sich mächtig ihrer Taten. Den Preußen samt den badischen Behörden wurden keine Loblieder gesungen. Auch die von der Reaktion verbreiteten

Legenden wurden erörtert und andächtig geglaubt. Das „Herweghsche Gesindel", das im Frühjahr 1848 über den Rhein wollte und den bekannten Franzosenschrecken hervorrief, fehlte nie dabei. Daß die Anführer mit der Kriegskasse durch seien und sich nur bereichern wollten, galt als feststehend. Ebenso daß der Struve mit der Häckselmaschine (Guillotine) im Ländle herumgefahren sei und denen, die die Religion nicht abschwörten, die Köpfe abschneiden wollte. Niemand, hieß es, wollte mehr arbeiten, aber jeder regieren. Das reaktionäre Beamtentum hatte es meisterlich verstanden, Unkraut auszustreuen.

Das Einexerzieren der Freischärler mag den Schilderungen nach recht fidel gewesen sein. Hanni, ein lustiger Bursche, rief mit der Trommel die angehenden Helden zusammen. Neben der Schneid mußte auch jedesmal ein anderer einen Bottich voll Wein mitbringen. Dann ging es die Weinberge hinauf. Dort oben am Waldesrand diente ein breiter Fahrweg als Marsfeld. Der Weinbottich wurde an einen Eichenbaum gelehnt. Einige der Helden hatten alte Steinschloßflinten, die anderen wurden mit Rebstecken bewaffnet. Die Gewehre sollten noch aus Ungarn kommen. Es wurden viele Bottiche da oben geleert, viele Rebstecken verbraucht, aber die ungarischen Gewehre kamen nicht, darum pflanzte man Sensen auf Stangen. Als dann zu den Volkswehren gestoßen werden mußte, sollen sich viele nicht fürs Heldentum berufen gefühlt haben. Da kamen die hitzigen Durbacher als Exekution und frischten nicht sehr sanft das Pflichtgefühl der Zagen auf. Und jetzt ging's dem Unterland zu.

Unter dem Nußbaum berichtete später dann Hanni rühmliche Dinge. Der Hecker aber — diesen Spitznamen trug der Schmied — war anderer Meinung in Sachen des Hanni. „Usgrisse isch er an der Murglinie, durch Wälder und Täler hät er sich heimwärts getastet," verbesserte er des Hanni Erzählungen. „Im Bohlsbacher Wald hät er sinen Mantel an einen Eichenstamm ghängt, ein Dutzend Kugeln drausgschossen und dann die Flinte in einem hohlen Baum versteckt." So kam es dann, daß der durchlöcherte Mantel um des Hanni Lenden stolz im Dorfe herumflatterte und von bestandenen Gefahren und löblicher Bravour zeugte. Dann verschwand der Tapfere wieder eine Weile, und erst als die Preußen die Lust an der Freischarenjagd verloren hatten, kam von ungefähr der Kühne wieder des Weges.

Der Primus unter den Erzählern war mein Taufpate und Vetter Landolin. Sehnsüchtig wartete ich allemal, bis er seinen Sitz eingenommen und der Ulmerkopf in Brand gesetzt war. Er hatte die napoleonischen Zeiten noch miterlebt. So erhielt man gründlichen Unterricht über die Züge und Schlachten des „Lampenröhr" und

seiner Generale. Nicht bloß aus diesen Zeiten wußte der Vetter Bescheid. Weit zurück aus der Römerzeit wußte er Kunde. Wie einmal ein „General" Teutschbock (Teutoboc) mit vielen Teutschen nach Süden zog und nicht mehr zurückkam, wie der „General Arwogascht" (Arioviſt) überm Rhein bei Mülhausen vor dem „Käser" Ferſengeld geben mußte, wußte er recht anschaulich zu berichten. Die Horden des Attila glaubte man vor sich zu sehen mit ihren zottigen Hunnenpferdchen. So schilderte er auch allerlei Episoden aus dem Bauernkrieg. Da kam es vor, daß er seine Geschichten in eine spätere Zeit verlegte. Mit erhöhter Stimme begann er oft zu erzählen, wie unsere Pfarrei von den Lutherischen bewahrt blieb. Aus dem ketzerischen Hanauerländle, weiter drüben am Rhein, war ein Prediger gekommen. Nicht lange wurde sein Evangelium angehört, man zog ihn von der Kanzel herunter. „Das sind ja reißende Wölfe," soll der Prädikante erklärt haben. Mit Stolz tragen die Dorfbewohner noch heute den Spitznamen die „Wölfe". Hexenprozesse und -verbrennungen, die in der Gegend häufig vorkamen, durften bei dem gründlichen Historiker Landolin niemals fehlen. Da in den Franzosenkriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in unserem Ländle kaum ein Fleckchen von der Plage verschont geblieben war, so mußte er auch darüber Aufschluß geben. Es lebten die Taten der Melac, Turenne, „Fillars", „Montekukuk", des Türkenlouis und des Prinzen Eugen alle wieder auf. Sein Urgroßvater und Großvater hatten die Kämpen gekannt, der Landolin übernahm ihre Erinnerungen. Die Apotheose seiner Historien lautete also: „Der Preuß wird alle anderen schlagen und der mächtigste Potentat der Welt werden. Dann aber, wenn der Österreicher ganz klein geworden, wird der Kaiser Karl der Große mit einem blauen Heere aus dem Untersberg gezogen kommen, mit der unüberwindlichen Königin von Hispanien sich verbünden, und der Preuß, das heißt der Autichrist, wird unterliegen. Dann bricht das tausendjährige Reich an. Alles wird wieder katholisch, ein Herz und eine Seele sein, Gütergemeinschaft wird herrschen, Reiche und Arme gibt es nimmermehr!"

Später wurde mir bewußt, daß diese Orakelsprüche aus der Apokalypse stammten. Diese Sonntagnachmittage aber waren meine schönsten Stunden. Nicht so erbaulich waren aber die im Winter üblichen Licht- oder Kunkelstuben, in dem sich junges und altes Weiber- und Männervolk zusammenfand. Wenn auch manches nette und rührende Geschichtchen erzählt wurde, wobei meiner Mutter die Rolle des Landolin zugefallen war, so überwiegte doch das grauenhaft abergläubische Zeug. Das war ein sehr dunkler Punkt im Leben der Landbevölkerung jener Zeit. Die Bauern waren sehr religiös, aber höher als die Religion stand ihnen der Aberglaube. An der Religion durfte

gezweifelt werden, am Zauber- und Hexenglauben aber nicht. Wie der „Sympathiedoktor" über dem Arzte stand, so stand der Zauberer und Hexenmeister über dem Geistlichen. Diese kämpften in Schule und Christenlehre vergebens dagegen. Versuche der Lehrerschaft, die Jugend zu nützlicher Belehrung heranzuziehen, stießen auf eigensinnigen Widerstand der Alten. Aber allem Unsinn waren Tür und Tor geöffnet.

Zur Charakteristik dieses Geisteslebens möge nachstehende Skizze dienen, die den „Kosakenjörg" betrifft, der eigentlich Hugejörg hieß und vor zirka sechzig Jahren bei Offenburg sein Wesen trieb.

Der Hugejörg war in seinem Heimatdorf ein Großer. Einer von den wenigen, die von 12000 Badensern in Napoleons Heeren wieder aus Rußland zurückkamen. Und das gab ihm ein Ansehen, daß sich die Dorfgemeinschaft von ihm beraten ließ. Männer und Weiber, Alte und junges Volk liefen häufiger zu ihm als zum Pfarrer im Weingarten oder zum Bürgermeister. Die Bauern sagten von ihm das Gewaltigste, was man von einem Menschen sagen darf, nämlich: Er kann mehr als Brot essen.

Der Kosakenjörg, das war gewiß, besaß einen Bergspiegel, und wer den eigen hatte, war mit Meister Hämmerlein, dem Teufel, im Bunde. In der Nacht, Schlag zwölf Uhr, an einem Kreuzweg, hatte er ihn unter gefährlichen und erschrecklich grausigen Beschwörungen erworben. Dort auch schloß er den Bund und verübte einen Trick, um den dummen Teufel um Hugejörgs Haut zu prellen. Man sah ihm von außen den Hexenmeister an. Er kam groß, mit breiten Schultern daher. Die Kinder sprangen davon, wenn sie seine gebogene Nase sahen. Die Bauern duckten sich unter seinem stechenden Blick, nur die Frauen behaupteten, er hätte gutmütige Schelmenaugen, und fühlten sich behaglich, wenn er mit den grauen Zauberkugeln auf sie herniedersah. Aber an sein eigenes Weib hatte er einen mächtigen Kropf hingehext; je mehr er schwoll, desto besser gediehen des Hugejörgs Künste. Niemand spottete darum über seine kropfige Agnes, sondern man fand es brav von dem Weibe, daß es seines Mannes Kunst in diesem häßlichen Auswuchs nährte.

Da die Menschen um Hugejörg herum alle kleiner waren als er, so mußte er sich vornüber neigen, und das Volk schaute zu ihm empor. Wenn er auf dem Holzstuhl saß, war er so groß wie ein stehender Bauer. Und so klangen seine Kriegsgeschichten durch die Wirtsstube: von den Franzosen und vom Erzherzog Karl, von Napoleon, Russen, Karabinern und Reitersäbeln. So oft ein Dutzend Krieger zur Erde sank, gab es eine Stille, bis Hugejörg wieder zu einem tüchtigen Schlage ausholte. Dann kamen seine Erlebnisse im Lager bei Kehl heran. Das war am Brückenkopf, da er einem österreichischen Profos

die schwarzen Künste ablockte. Er verstand sich bald so darauf, daß er kugelfest ward. Da kam eine Franzosenkugel auf den Erzherzog Karl zugeflogen, und Hugejörg fing sie leicht mit der Hand auf.

Freilich, auch seine vier Söhne waren kugelfest. Und viele der Bauernburschen wären es gern gewesen. So schlichen im Spätherbst, wenn die ausgehobenen Rekruten zu ihrem Truppenteil einrücken mußten, einzelne Gestalten im Nebel zu Hugejörg. Niemand wußte, was sie dort trieben; man hörte nur, daß kein Bursche, der noch nicht Pulver gerochen oder sonst eine Mutprobe abgelegt hatte, kugelfest werden konnte. Dafür bekamen sie Amulette und genug gute Ratschläge mit auf den Weg. Das kostete auch nichts; bloß sollten sie etwas an eine bestimmte Stelle legen, und war dies Ding weniger als einen Kronentaler wert, so blieb das Amulett „taub".

Auch die Dorfjungfrauen und Weiber hatten so ihre verschiedenen Schmerzen, die sie dem Hugejörg anvertrauten. War ein Liebster nicht treu, brachte ihn der Hexenmeister auf den rechten Weg; war der Schatz zu lau, mußte er heiß geschürt werden; war indessen die Liebe zu heiß geworden, half Hugejörg, und blieb der Kindersegen aus, so war's wieder Hugejörg, der den Schaden behob.

Und das war nicht alles, was er konnte. Er brachte Diebe bei mitsamt dem gestohlenen Gute. Der Bergspiegel zeigte ihm den Täter oder die Täterin, und in der Nacht besorgte er in der Scheune des Bestohlenen das „Beischaffen". Hugejörg schrieb Zeichen in die Luft, verrenkte seine langen Glieder und welschte aus alten schweinsledernen Schmökern:

„Hokus, pokus,
Mostum kompostulum ..."

daß es draußen den horchenden Bauern kalt am Rücken hinunterlief.

Hierauf drehte Hugejörg ein Wagenrad. Je schneller er es trieb, desto eiliger kam der Dieb gelaufen. Und der Dieb kam immer. Nur durfte er von niemand als dem Hugejörg gesehen werden. Erst recht durfte man ihn nicht „beschreien"; denn dann machte er Kehrt. Immer aber lagen die Bauern heimlich auf der Lauer, um den Dieb auch zu sehen. Oft konnten sie ihre Gefühle nicht zurückhalten und schrien, daß der vermummte Dieb wieder unerkannt floh. Der Jörg aber fuhr aus seiner Scheune und schnaubte die falschen neugierigen Hunde erbärmlich an, denn sie hatten nicht nur den Dieb vertrieben, sondern ihn noch in Lebensgefahr gebracht. Er war auch von Schweiß bedeckt und hatte den empörten dienstbaren Geist nur durch Faustes-kraft und den stärksten Zauber zu bändigen vermocht.

Als das die Bauern hörten, vergaßen sie das gestohlene Gut. Ihre Furcht war groß, und es wuchs ihnen der Respekt vor des Hugejörgs dunkler Macht. Die Leute erzählten sich böse Dinge über ihn,

die die Furcht und sein Ansehen noch steigerten. Die ganz arge Zauberei hatte der Kosakenjörg nämlich aus russischen Gefilden heimgebracht. Beim Rückzug der großen Armee las ihn ein polnischer Jude halb erstarrt auf, verbarg ihn bei sich und pflegte ihn. Der Jude war ein großer Zauberer und weihte den Hugejörg in seine Geheimnisse ein. Das war dem Jörg nicht genug; er machte den Alten kalt und raubte ihm seine Zauberbücher. Darunter fand er das sechste und siebte Buch Mosis.

Hugejörg widersprach diesen Gerüchten nicht. Aber er gewann dadurch an Vertrauen, denn eines Tages stellte sich bei ihm ein alter, aus Wien heimgekehrter Schuster ein. Der erzählte dem Hugejörg eine Geschichte: Oben auf dem Brandeckkopf habe in der Heidenzeit ein römischer Zenturio viele Goldmünzen, die er den Keltenbäuerlein abgenommen, vergraben. In der Johannisnacht um zwölf Uhr kämen die Münzen in einem Topfe in glühendem Zustand zum Vorschein. Der Zenturio stehe mit seinem Römerschwert daneben Wache.

Wer die Zauberformel kenne, auf den Berg stiege und trotz aller fürchterlichen Dinge, die unterwegs und in der Nähe des Schatzes vor sich gingen, keinen Laut von sich gäbe, der könne den Schatz heben. Der Inhalt des Topfes müsse, in welcher Gestalt er auch immer sei, entnommen werden und geränne auf dem Rückweg zu purem Golde. Dann sei der Zenturio von dem fast zweitausendjährigen Banne erlöst.

Jörg ging sofort darauf ein. Er fand die Zauberformel im siebten Buch Mosis und versprach dem Schuster, in der Johannisnacht mit ihm zu gehen. Er schickte dann eine Anzahl Freunde auf den Brandeckkopf, die den Spuk aufführen mußten. Er selbst wanderte mit dem Schuster auf den Berg, las aus den Schmökern und sang, schluchzte und gestikulierte seine Beschwörungssprüche. Der alte Schuster zitterte und schwitzte auf dem Wege; er ließ allen Spuk über sich ergehen, ohne einen Laut zu tun.

Der Topf war gefüllt mit dem Kote aus einem Örtchen der Wirtschaft zur „Laube" in Zell, und obenauf flimmerten glühende Kohlen. Grimmig stand der Zenturio daneben. Jörg griff zu, der Schuster fuhr wie wahnsinnig hinein und leerte den Inhalt in seine Taschen. Unter Blitz und Donner verschwand der Zenturio, und die beiden mochten sich auf den Rückweg. Als die Hälfte zurückgelegt und nun das Sprechen erlaubt war, klopfte der Schuster auf seine Taschen. „Meines klingt noch nicht, klingt deines auch nicht?" fragte er Jörg. Bei dem aber klang es. In der „Laube" angekommen, klang es beim Schuster immer noch nicht. Dagegen stieg ihm ein solcher Geruch in die Nase, und seine Hosentaschen fühlten sich so weich und heiß an, daß er fluchend mit den alten Beinen nach seiner Hütte rannte.

Der arme Schuster war nicht der einzige, der solche Zauberer-scherze erlitt. Vor Weihnachten schlachtete Jörg den Bauern ihre Schweine, und da kam es nicht selten vor, daß er den Bauern beweisen mußte, warum das geschlachtete Schwein nur eine Niere oder nur eine halbe Leber und Lunge hatte. Aber seine Agnes zu Hause wußte, was sie in Fett und Zwiebeln behutsam wälzte.

Bei solch einem Frühstück und einem Schoppen Klingelberger geschah es, daß der Teufel den Hugejörg ohne Umstände holte. Er ließ ihm keine Zeit mehr für Sprüche und schreiende Beschwörung, sondern packte ihn am Kragen, wie es nur Hugejörg bei Lebzeiten getan hätte.

Als mein Vater tot im Hause lag und die Mutter, selbst noch halb krank, nicht schlafen konnte, erhob sie sich vom Lager, stieg mit einem Lichte auf den Speicher, um zu sehen, ob alles recht verwahrt sei. Da im Keller ein geschlachtetes Schwein im Salze lag, kletterte sie auch dahin und schüttete die Salzbeize auf. Anderntags ging im Dorfe die Sage, die zwei Nachtwächter hätten stundenlang um und nach Mitternacht den toten Barthli im ganzen Hause herumgeistern sehen. Ohne das Spuken nach dem Tode ging es bei den lieben Mitbürgern selten ab. Irgendeine Untat hatte jeder begangen. Die ließ ihm keine Ruhe, und er mußte „kommen". Wußte man nichts Bestimmtes, so hatte er wahrscheinlich doch Grenzsteine versetzt und wandelte unter den feurigen Männern, deren man nachts zwölf Uhr etwa ein Dutzend am Bielerstein gesehen haben wollte.

In einem unbewohnten Hause war einmal nachts durch die Scheiben in der Stube ein heller Schein zu sehen. Eine Menschenmenge sammelte sich an, „den Geist" zu sehen, aber in die Nähe wagte sich niemand. Dieser Spuk wiederholte sich tagelang, das ganze Nest kam in Aufregung. Schon sollte der Hugejörg Beschwörungen vornehmen, da kam Martin, der Schmied, „Hecker" genannt, auch dazu. „Dös kann i besser as der Hugenjörg," sagte er lachend und ging auf das unheimliche Haus zu. Kaum war er dort verschwunden, so war auch der Schimmer weg. Und eins, zwei, drei blendete er wieder die Leute. Da schrien sie draußen: „Der Hecker bichtet nit, der hät kei Gwalt über d' Geischter!" Bauz, da war er wieder weg. Es stand aber in einer Nische an der Hauswand eine Mutter Gottes, deren Haupt eine schöne gelbe, metallene Krone zierte. Und drüben überm Wege flickte ein Schuster die Pechstiefel der Bauern. Dabei saß er sinnend hinter seiner Glaskugel, die ihre Strahlen auf das Haupt der Mutter Gottes schickte. Ihr stülpte der Schmied-Marti seine Mütze auf, dann erlosch der Widerschein im Fenster.

Das sahen die frommen Leute, dann schüttelten sie aber ihre Köpfe: „Der Hecker hat sich an der heiligen Gottesmutter versündigt."

Oft war es aber auch heiter bei der Spukerei. In der Kunkelstube, zu später Stunde, als die Alten schon in den Federn lagen, fiel es unserem Knecht Simon ein: „Mir hen noch e paar Klofter Holz im Kalerberg hinten sitze, die könnt m'r jetzt bei dem schöne Schnee uf em Schlitte hole." Dieser Vorschlag fand Anklang, namentlich der weibliche Teil fand die Sache scharmant. Nur meine Meldung als Freiwilliger wollte nicht angenommen werden. Scholastika, unsere Magd, die wußte, daß ich ihre Diebereien im Rauchkämmerli kannte, setzte es bei den anderen durch. Nun steckte sich Simon einen ansehnlichen „Bottel" Chriesiwasser in den wolligen Spenzer, dann trabte das Volk lustig dem Kalerberg zu. Eine schwere Fuhre war schnell aufgeladen, dann sausten wir unter Singen und Johlen den absteigenden Rückweg im Mondschein dahin. Unterhalb der „Kreuzebene" leuchtete uns das rote Kittelfutter eines Durbacher Bauern entgegen. Er stutzte, bekreuzte sich, und mit behendem Sprung, wie wir ihn einem ungelenken Talbur nie zugetraut hätten, war er, noch einen Schrei ausstoßend, im Gehölz verschwunden. Am anderen Tage wurde im Durbachtal erzählt: Auf dem Wege von der Stadtapotheke sei der Läublisbur vom „wilden Jäger" und seinem Heer angefallen worden. So heftig wäre das Jagen gewesen, daß der Luftzug den Bur wie ein Federspiel in den Wald gewirbelt hätte. Zu seinem Glück, sonst wäre er überjagt und mitgeschleppt worden.

„Barthli, auf, auf!" hörten wir einmal in später Nacht vor unserem Hause schreien, und gleichzeitig kamen heftige Schläge gegen die Türe. Als geöffnet wurde, stand des Vaters Freund Stutzen-Louis, der Bürgermeister von Bohlsbach draußen. Neben ihm war eine Schar mit allerlei Geräten armierte Mannen seines Paschaliks. Freund Louis verkündete: „Im Bohlsbacher Wald am Meisenbühl, in den Erzknappenhöhlen haust eine Räuberbande." Unser Bürgermeister wurde geweckt und eine Anzahl Männer herbeigezogen. Mit Äxten, alten Flinten und Säbeln ausgerüstet zog dann die Schar ernst und still dem Kampf entgegen. Als die Tapferen sich vorsichtig der Höhle genähert, war aus ihr gemütliches Schnarchen zu vernehmen. Auch einige Räuberbräute schienen dort nicht zu fehlen. Da es gefährlich war, hineinzusteigen, so wurde beschlossen, Feuer am Eingang zu legen und die Höhle auszuräuchern. Als die Flammen zu lodern begannen, sah man bekannte Gesichter unter dem Räubervolk. Man unterhielt sich, und bald atmeten die Bauern erleichtert auf: Leute aus dem in der Rheinebene liegenden Langhurst waren die vermeintlichen Räuber.

Einem Seegraspächter zupften sie hier um kargen Lohn das Gras, der Billigkeit wegen schmausten und schliefen sie in dem verlassenen Stollen.

Solche Dinge brachten frohe Abwechslung in die schweren Mühen des Tages. Das Los des Parzellenbauern ist nicht leicht, die Sorge um Michaeli und Martini, die Termine für Zinsen, Zieler und Steuern lasten das Jahr über schwer auf ihm. Nicht selten zieht er im Heuet und zur Erntezeit um zwei und drei Uhr in der Frühe schon in die Fluren. Vier Uhr ist auch in weniger eiliger Zeit im Frühjahr und Sommer die Regel. Wir Kinder durften dabei nicht fehlen; wenn wir dann um sechs oder acht Uhr zur Schule kamen, so war unser Eifer nicht mehr groß. Außer der Weinberg- und Feldarbeit gab es noch andere Arbeiten für das kleine Volk. In jeder Woche gab es Tage, an denen im Walde Fallholz gesammelt und von Zeit zu Zeit auch Gras und Streu geholt werden durfte. So etwas machte uns Freude, denn wir sahen das nicht als eigentliche Arbeit an.

Unser Gemeindewald, so hatte der alte Landolin erzählt, sei vor Jahrhunderten viermal so groß gewesen. Die Zwölfer (Gemeinderäte) hätten einen Teil an die Bohlsbacher verhandelt, eigentlich versoffen. Das andere habe die Herrschaft eingesackt. In diesen abgetrennten Teilen hätten wir noch das Sammelrecht. Das traf aber nur für die Bohlsbacher Markung zu. Doch auch die schönen Buchenwälder der Herrschaft reizten uns sehr. Da aber wachte der alte Himmelsbach, der Förster und Oberjäger, über die Rechte des Barons. Es machte uns Freude, seinen Schleichgängen die unserigen entgegenzurichten. Hatte sein Hund aber einen erwischt, so ging ein greuliches Fluchen an. „Aufgeschrieben" hat er nie, er ließ Gnade für Recht ergehen, aber mit dem Hasel- oder Ladestock wurde die Strafe beglichen. Dafür wurde ihm wieder viel Schabernack gespielt. Uns tat diese Art Gerechtigkeit immer noch weniger wehe als die sonst übliche Geldbuße, Frou oder Käfig. Beim Gebet dann, wenn allerlei Wünsche an den lieben Gott aufgezählt wurden, da fehlte nie: „Und laß uns nicht vom Jäger erwischen."

Der Bauer hat an barer Münze nie Überfluß. So versuchten wir Kinder wenigstens für Schulbücher und Utensilien die nötigen Kreuzer zu verdienen. Wir sammelten Heidelbeeren im Kalerberg und trugen sie im Tragkorb auf dem Rücken anderntags zu Fuß nach Straßburg. Die Ausstellung war auf dem Gemüsemarkt, dort lösten wir für das halbe Liter einen Sou. Zum Schluß wurde in einem obskuren Lokal eine Elsässer Schüssel Kaffee mit einem Soumecken genommen. Dann zogen wir vorsichtig durch die Gäßchen heimwärts, denn sie waren sehr eng, und es konnte einem die Mütze von den Fenstern aus abgezogen werden. Geschah das, und man wollte einen Eingang in das Diebshaus suchen, so trat man auf eine Falltüre, sank in die Tiefe und wurde dort vom Charcutier

mitleidslos zerhackt und verwurstelt. Dies flüsterten wir uns zu. Es wurde uns erst behaglicher, als wir wieder auf unseren badischen Gauen wandelten.

Am liebsten wurden die Kreuzer bei der Treibjagd verdient. Der Hauptpächter vieler Gemeindejagden war ein zeitweilig in Offenburg wohnender Franzose, Marquis Buffière, ein Kammerherr Napoleons III. Seine Jagdgäste waren Franzosen und Engländer, einige Offenburger und ab und zu ein Herrenbur durften auch mittun. Der Oberjäger und Organisator seiner Treibjagden war Himmelsbach der Jüngere. Freudige Erregung durchzuckte uns Buben, wenn der stattliche Jägersmann ins Schulzimmer trat, und glücklich waren die als Treiber Erwählten. Drei, vier und oft mehr Tage dauerte das Jagen. Drei, mitunter auch sechs Batzen war unser Tagessold. Von der bewunderten Franzosen und Engländern wurde uns manch Gläschen Wein, Kognak oder ein Wurstzipfel als Zubuße zuteil. Es soll vorgekommen sein, daß ein geschossenes Stück Wild nicht aufgefunden werden konnte, aber doch den Weg ins Dorf fand. Wir gingen abends nach Hause und redeten in fremden Zungen, aufgeschnappte Brocken radebrechend. Aber davon, daß wir eine Art Frondienst für die Herren getan hatten, wußten wir nichts.

Zu den Kinderfreuden gehörten besonders die kirchlichen Feste, die Prozessionen und Bittgänge. Am beliebtesten war der große Bittgang um den ganzen Gemeindebann in der sogenannten Kreuzwoche im Frühling. Das dauerte von früh sechs Uhr bis in den Nachmittag hinein. Zur Wegzehrung wurde uns Kindern jedesmal ein Bottelchen Wein, Küchlein und Speck, auch ein paar Kreuzer zugesteckt. Dafür gaben wir uns die erdenklichste Mühe, Gottes Segen und Schutz auf die heimatlichen Fluren herunterzuschreien. In allen Tonarten brüllten wir die Rosenkränze und Vaterunser über die Felder und Weinberge hinweg. In den Kapellen unterwegs mußten die Priester vier Evangelien beten. Während dieser Pausen wurde Wein und Chriesiwasser geschluckt, oft noch im Wirtshaus das Bottelchen wieder angefüllt. Manchmal kam es dabei zu einer richtigen Hauerei, ein andermal warfen sie eine Heiligenstatue, die sie zu vieren auf den Schultern trugen, in den Kleeacker und schrien: „Wer nit laufe kann, der braucht au nit mit!“

Auch an den Wallfahrten hatten die Kinder Freude, mehr Ergötzen daran aber hatten Jungfrauen und Jünglinge. Wer sich im Dorfe unter der Tyrannei der Tugendbundjungfrauen nicht sehen und nicht necken durfte, fand sich allemal dort. Da wallte man an den Muttergottestagen fünf Stunden am Harmersbach nach Maria-Zell. Das war für uns eine große Wanderung, die Sitten und Gebräuche im schönen Kinzigtal kamen uns schon fremdländisch vor.

Unter schattigen Nußbäumen ruhten wir uns von den Anstrengungen des Betens aus, dann entfaltete sich bei den Großen oft ein recht weltliches Treiben. In Zell selbst mußten die frommen Waller mit Massenquartieren vorlieb nehmen. Ringsum an den Wänden und in der Mitte lagen die Strohsäcke im großen Tanzsaal des „Bären". Hier lag das Völklein kunterbunt durcheinander. Gab es dann Rumor über unheiligen Beginnens Verdächtige, so erhob sich Ferdinand der Zimmermann. In den finsteren Saal hinein erscholl seine Stimme, die harte Strafpredigt weckte auch die unschuldigen Schläfer.

Um fünf Uhr und noch früher drängte alles dem Ausgang zu. Jedes wollte zuerst in der Kirche am Beichtstuhl seiner Sünden ledig werden. In mancher Familie, so zeigte es sich später, war nicht immer der erbetete Wallfahrtssegen erwünscht.

Für die größeren Jungen gab es in unserer Heimat noch die sogenannten Sperrtage. Das waren richtige Unfugtage, an ihnen war nach altem Herkommen allerlei Schabernack erlaubt. Das war an den vier Donnerstagen in der Adventzeit. Da wurden Rüben ausgehöhlt, Augen, Nase und Mund eingeschnitzt und in die Höhlung eine brennende Kerze gesteckt. Das hing man auf eine Stange, klopfte nachts bei den Bauern an und streckte dem Neugierigen einen leuchtenden Totenkopf entgegen. Die Hauptsache war uns der Schrecken. Manchmal auch grobes Behagen, wenn einem Nachbarn aus der Wasserspritze Jauche ins Antlitz klatschte. Doch diese Taufe ließen wir nur an Stänkern und Mistfinken geschehen. Dann hängten wir wieder eine zersprungene Schnapsgutter (große Flasche) an einen Baumgipfel. Man verband eine Schnur und einen Nagel mit der Gutter und zog in seinem Versteck daran. Auf einmal tönte in der Finsternis ein seltsames Bim, Bim, Bim. Die Bauern suchten das unheimliche Glöckchen, da hörte das Klingen auf. Waren die Geistersucher wieder in der Kunkelstube, da schreckte sie wieder das Läuten. Am anderen Tage wurde dann erzählt, daß irgend ein Gestorbener die Ruhe nicht finden könne.

Zu solchen Streichen kam immer wieder ein neuer Schrecken dazu. Nur die Sonnwendfeier begingen wir poetisch. Am Johannistag wurden hölzerne Säbel umgeschnallt und Papierhelme aufgesetzt. So ging ein Zug von Haus zu Haus und erbettelte sich singend das Holz zum Johannisfeuer. Der Geizige bekam Spottverse. Abends sprang die Dorfjugend über die Feuer und war dann gegen Krankheit und böse Geister gefeit. Die angebrannten Holzscheite aber schützten Stall und Vieh vor Hexen! Am Sonntag nach Fastnacht wurde wieder Holz gesammelt. In der Nacht leuchteten die Feuer auf den Bergen, glühende Holzscheiben (Funken) wurden zu Tal geschleudert, denn eine angebrannte Scheibe schützt gegen den Bösen. Wenn es

grünte, schlüpfte ein Knabe in ein Gewebe von Zweigen; das ist der Frühling, der seinen Einzug hält, das ganze Dorf folgte hinter ihm her.

Die Gliederung der Dorfbevölkerung war einfach und genau abgegrenzt, da jeder vom anderen wußte, wieviel er besitzt. Reiche, mittlere und viele kleine Bäuerlein, das war das Einwohnervolk. Letztere taglöhnerten nebenbei. Wer gar nichts hatte, der gehörte zu den Bettelleuten. Die Privilegierten unter ihnen waren die Leichen- und Hochzeitsanfager. Eine Zunft für sich bildeten die Wallfahrtweiber. Hatte der Bauer irgend ein Gebresten, war er krank, wollte die Kuh nicht kalben oder blieb sein Erbe aus, so versprach er sich zum Sankt Wendel, nach Maria-Zell, auf den Odilienberg, nach Walldürn und Einsiedeln. Später kam sogar Lourdes in Mode. Zur Ausführung der Gelübde mangelte es bei den Bauern meist an Zeit. Da übernahmen diese Weiber, mit dürftigem Zehrgeld und allerlei Proviant versehen, den Bußgang mit all seinen vielen Rosenkränzen und Vaterunsern. Es gab Mütterchen, die hundertmal in Einsiedeln gewesen waren.

Die Frömmigkeit war zu meiner Zeit in der Heimat derart in Schwang, daß sie zur Plage wurde. Unser Pfarrer Geßler — wie viele seiner Amtsbrüder damals ein Wessenbergianer — war den Tugendbundjungfrauen lange nicht fromm genug. Sein Kaplan war aber ein junger rheinländischer Zelot und Kopfhänger. Um diesen scharten sie sich, ihm wurde alles zugetragen, und der Pfarrer wurde von den Jungfrauen nach Kräften geärgert. Als der Alte starb, rückte der Rheinländer zum Pfarrverweser auf. Jetzt blühte der Weizen der Tugendbündlerinnen. Keine Maus durfte sich mehr rühren, wenn sie nicht fromm war. Es war ein böses Regiment, unter dem der später eingesetzte Pfarrer noch zu leiden hatte.

Über menschliche Dinge durfte nicht geredet werden; man war deshalb aber doch nicht bräver als die für sittenlos verdächtigten Städter. Für gewisse Krankheiten, die auch zum Vorschein kamen, hatte man die fromm klingende Umschreibung: „S'Quirins Buße!" Und zum Sankt Quirin wallte man um Hilfe, da man sich dem Arzt nicht anvertrauen wollte.

Der Heiratskonsens war damals an eine Anzahl von Gulden geknüpft. Wer die nicht hatte, dem blieb der Ehehimmel verschlossen. An unehelichen Kindern — Bankert genannt — fehlte es darum nicht. War so ein Kind aber der Sprößling eines herrschaftlichen Beamten oder Gutsverwalters, durfte er das Gymnasium besuchen, so war er sicher vor der häßlichen Bezeichnung. Auch die Mutter war vor Beschimpfung sicher. Die Bankert verirrten sich zuweilen auch zu den Leuten, die Gulden hatten, und zu den Frommen. Einmal sogar in das frömmste Gehöft. Über den „Engel", der die „Empfängnis ver-

kündet", gingen dann viele Vermutungen. Sollte der Kaplan im Verdacht stehen, so war das immer noch erträglicher für die Frommen, als wenn etwa Martin oder Hans der Knecht der Verkünder gewesen wäre. Nach Gesetz und Recht konnte dafür Strafe verhängt werden, und das traf immer nur die ohne Gulden. Solche Pön war bei uns aus der Übung gekommen, kaum war aber der Rheinländer Pfarrverweser geworden, so sorgte er dafür, daß nicht wenige ledige Mütter zwei bis sechs Wochen auf den „Graben" wandern mußten. Was Jahre zurücklag, stöberte er auf, selbst wenn mittlerweile die Eheschließung vor sich gegangen war. Bei der „Bettelrosine" half auch das Einsperren nicht mehr. Darum mußte sie aufs Rathaus kommen, sich auf einer Bank ausstrecken, und so verabreichte ihr der Bott (Büttel) die verordneten Fünfundzwanzig.

Konnte eine arme Mutter ihr Kind nicht ernähren, so wurde es auf Gemeindekosten verkostgeldet, bis es aus der Schule entlassen war. „Gemeindefresser" wurden diese Ärmsten von ihren Mitschülern genannt. Auch mir wurde zuweilen mit diesem Titel aufgewartet, war ich doch von meinem Vormund gegen Entgelt in Pflege gegeben. Ich wehrte den Schimpf mit Fäusten, Nägel und Zähnen ab. Die Jungen hatten diese Roheiten zu Hause bei den Alten gehört.

Als im nahen Offenburg allerlei Industrie erstand, änderte sich das. Die Bettelleute wurden weniger, denn sie schickten ihre der Schule entlassenen Kinder in die Fabrik. Alle vierzehn Tage brachten diese den recht bescheidenen „Zahltag" heim. Aber bar Geld war es, und das fehlte bei den Bauern häufig. „Dort drübe esse si Wißbrot und suffe Kaffee," sagten meine Pflegeeltern öfters schmähend und deuteten auf ein Nachbarhaus. Aber nicht lange, so schickten die weniger Wohlhabenden ihre überschüssigen Familienglieder auch in die Fabrik. Von den Kindern der Bettelleute schafften sich einige von dem Ersparten Grund und Boden an und fanden später in die Bauernschaft den Weg zurück. Umgekehrt wanderten jedoch mehr Bauern — mitunter durch eigenes Verschulden — den Spinn- und Webstühlen zu. Einige schlugen auch andere Wege ein. Langsam lockerte sich das Leben der Bauern von ihrer Scholle.

Der Hang am Alten und Überkommenen schadete den Bauern viel. In der Stadt wurde eine landwirtschaftliche Winterschule errichtet, die jedem offen stand. Als einige Burschen unseres Ortes teilnehmen sollten, wurde lästerlich geschimpft. Den Nutzen hatte aber doch der eine oder andere der Bauern erfaßt. Wenn man den schönsten Grasgarten des Dorfes sah, so konnte man den Bauern erzählen hören: „Lueg jetzt min Grasgarte an. Der Alt hät die alti Knorre immer schtehn losse. I ha sie rusghaue un Frühobstbäum pflanzt. Jetzt kann i Ende Mai un im Juni schun Sach uf Schtroß-

burg bringe, und dös git Geld. Die Nachbare sage denn, i sei e übergscheitli un e Nitgnugkrieger, aber sell macht nix, 's Geld hab' i im Sack."

Mit vierzehn Jahren wurde ich aus der Schule entlassen und konnte die Berufswahl treffen. Ich sagte dem Vormund, es wäre der Wunsch meiner Eltern gewesen, mich studieren zu lassen. „Dazu reicht dein Vermögen nicht," antwortete er mir kurz. „Da geht es dann," so warnte er mich, „wie mit meinem Bruder Hans. Sein ganzes Erbe hat der verstudiert und noch einen Haufen Schulden bei den Geschwistern dazu gemacht, und nicht einmal Geistlicher ist er geworden." Der Hans hatte der Theologie den Rücken gekehrt und befaßte sich mit der Kameralia. Dies bereitete den besorgten Brüdern und Schwestern böse Stunden, eine Schande war es auch noch. Als eines Tages aus Freiburg, wo Hans studierte, ein Korporal auf Urlaub kam, fand sich gleich des Hansen Schwester zu ihm, um Nachricht über den „Verlorenen" zu erlangen. „Ha, dem geht's ganz gut! Dös isch a flotter Bursch un bi me Chor isch er au," berichtete der Korporal. Schwester Theres rannte davon. Das war zu arg. Ein Chor, das wußte man, was das war, ein Lumpenpack und Gesindel. Sie erschien bei Gottfried, meinem Vormund und schrie ihm entgegen: „Denk au, bi 'me Chor isch der Luser in Freiburg. Do hilft alles nix, do muß i nuf fahre un de Hans dem Böse usem Rache riße!" Am nächsten Sonntag stand sie schon in Hansens Bude. „Hat denn der Korporal au recht," sagte sie beim Empfang, „do sieht's jo grad nit us, wie bi 'me Chor." Da huschte ein bauernschlaues Lächeln über das Gesicht des Studiosus. „Weischt, Theres, bi uns in d'r Schtadt isch halt alles a weng finer, un so isch's au bim Chor. Aber kumm nur mit, i zeig d'r dös Chor."

Hans steuerte mit der Theres dem Münster zu. Dort kletterte er mit der staunenden und vom Asthma geplagten Schwester auf die Empore, wo die Orgel stand. Der Kantor spielte das Präludium, dann stimmte der Singchor an, und unter den Sängern befand sich Hans. Andächtig und stolz hörte da die fromme Schwester zu. „So, Schwester," sagte Hans nachher zur Theres, „jetzt kennscht dös Chor, bi dem i bin; 's isch der Singchor vom Münster."

Jetzt räsonierte die Theres aber zu Hause: „Wie m'r nume au sone Kerle zum Korporal mache kann, der nit emol a Singchor vum a Chor unterscheide kann. Wenn der Hans im Münschter so schön singt," schloß sie immer befriedigt, „wurd er am End doch noch Geischtlicher."

Geistlicher wurde der Hans nicht. Doch als er später Amtmann im Unterland wurde und die Schulden bezahlt hatte, da wurde allemal mit hochmütiger Miene im Dorfe erzählt, daß man zum Herrn Amtmann fahre, ihm die ersten und besten Früchte zu bringen.

Bei mir hieß es aber, Bauer werden oder ein Handwerk lernen. Ich verdingte mich einer alten Witwe und besorgte ihr die Bauernwirtschaft. Die Alte selbst griff fest mit zu. Dort erhielt ich zwanzig Gulden Lohn im Jahr und die Kleidung. Meine Meisterin hatte ein krummes Bein und eine spitze Zunge dazu. Jung und alt erzählte sich, daß sie eine Hexe wäre, und sie widersprach dem Gerücht nicht. Im Gegenteil, sie bestärkte es durch geheimnisvolle Andeutungen und Mätzchen.

Ihr Keller war mit alten Jahrgängen gefüllt. Ihr Wahlspruch lautete: „Der Win isch zum Trinke do!“ und sie befolgte ihn. „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden,“ sagte sie auch und stellte mir manch Krüglein hin. Beim Krüglein machte sie sich über die „dummen Tröpfe“, die an ihre Hexerei glaubten, weidlich lustig. Das Herz kam ihr auf die Zunge, wenn sie so trank, und sie erzählte von ihrem Leben, in dem sie viel geliebt und den Männern, besonders ihrem alten Jock, die Hölle heiß gemacht hatte. Das erzählte sie mir mit kindlicher Freude. „Und jetzt in mine alte Tage isch halt mi einzige Freud a guets Tröpfli Win,“ so schloß sie ihre Beichten. Dann lud sie mich ein: „Kumm, Sepp, trink au noch eins.“

Sie erzählte mir auch, daß der geizige alte Jock ihr das „Tröpfli Win“ nicht habe gönnen wollen und daß er das „Rüberli“ (Faßhahn) abgesperrt habe. Sie half sich aber: den oberen Spund lösend, rittlings auf dem Faß sitzend, schlürfte sie mit dem Blasrohr den Nektar ein. „Und grad an den beschte bin i em z'leid gange, dem geizige Kaib, i hät jo sunscht au mit eme gringere verliab gnumme.“

Beim Faßeinbrennen saß ich dann eines Tages in ähnlicher Stellung auf dem Faß und dachte gerade stillvergnügt daran, daß hier einst die Alte geritten war. Da fiel mein Blick auf eine Höhlung zwischen Balken und Decke. Mit einem Griff zog ich einen mit Schimmel und Spinnweben überzogenen schweren Beutel heraus. Darin befanden sich siebzig Kronentaler und ein im Griff feststehendes, verrostetes Messer. Ich rannte nach oben und zeigte den Fund. „Dös isch vom Valeri,“ sagte die Meisterin. „Dös hät er vor de Gendarme verschteckt.“ Valeri war ihr einziger Sohn, der stärkste und schönste Bursche im Ort soll er gewesen sein, doch der größte Grobian und Raufbold. In einer Nacht kam er von der Kirchweihe eines Nachbardorfes nach Hause. Als der Jock zum Tagwerk mahnte, konnte Valeri sich nicht erheben. Bald kamen auch Gendarmen, weil der Valeri die Burschen des anderen Dorfes gestochen hatte. Sie konnten ihn aber nicht mitnehmen, der Valeri wurde anderen Tages in den Weingarten getragen. Die Klingen der Burschen des Nachbardorfes hatten auch zu kräftig geritzt! Die Kronentaler sackte die Hexe ein,

das Messer überließ sie mir. Ich ließ es vom Rost reinigen und schleifen und zeigte es ab und zu renommierend meinen Kameraden.

„Du sollsch nach em Esse zum Vatter kumme," sagte eines Tags auf dem Weg zur Kirche mit schadenfrohem Gesicht die Älteste meines Vormundes zu mir. Klopfenden Herzens ging ich hinein. Streng schaute der Vormund hinter dem Tisch hervor, und grinsend standen die fünf angehenden Tugendbündlerinnen mit ihrem Brüderchen herum. „Einen Dolch sollst du haben," so begann er. Dann schilderte er mir lebendig, was einst aus mir werden würde wegen des Dolches.

Meine Kameraden aber bewunderten meinen Mut, daß ich bei der Hexe war und es bei ihr aushielt. Sie beauftragten mich, acht zu geben, wenn in der Nacht die Alte auf dem Besen davonfahre. Sie wollten einen Gegenzauber durch den Hugejörg machen lassen, dann müsse die Hexe zu Fuß und nackt nach Hause.

Um mich zu behalten, versprach mir die Hexe, ich solle sie beerben. Aber ich kam bald dahinter, daß sie mich belog, denn ihren nahen und entfernten Verwandten sagte sie die Erbschaft ebenso oft zu. Ich erfuhr auch, daß die eigentliche Erbin die in Straßburg lebende Tochter eines ihrer früheren Liebhabers sein werde.

Aus den Lehr- und Wanderjahren.

Nach zwei Jahren hatte ich an der Hexenküche der Alten den Geschmack verloren. Ich ging zu meines Vaters Schwester, die mit einem Schuhmachermeister verheiratet war, in die Stadt, und vereinbarte mit meinem Onkel, daß er mich in die Lehre nahm. Am 2. Januar 1864 setzte ich mich dann auf das Dreibein. Es wurde mir auch hier nicht schwer mit der Aneignung der Handgriffe und der theoretischen Vorschriften dieses ehrsamen Gewerbes. Allerlei Vorteile der Hantierung blieben mir nicht verborgen, so kam es, daß nach einem halben Jahr meine Erzeugnisse den zwei jüngeren Gesellen zur Nachahmung vorgezeigt wurden.

Die Arbeit war nicht leicht, wir hatten 14 bis 16 Stunden Arbeitszeit, Mittagspausen kannte man nicht. Kaum war der Löffel weggelegt, so griffen wir wieder zu Feile, Hammer und Ahle. Von Michaeli bis Josephstag wurde bei Licht gearbeitet. Da wurde die Arbeit beschlossen, wenn um dreiviertel auf elf Uhr die „Lumpenglocke" ertönte. War aber eine Verrichtung begonnen, die nicht liegen bleiben konnte, so wurde es Mitternacht und später. Morgens wurde kein Licht angezündet. Holte ich im Morgengrauen im „Feuchtkübel" das Wasser, so verhöhnte mich der benachbarte Schlossermeister „Humbug" über unsere Verschlafenheit und die nächtliche Arbeit also: „Täte ihr au am fünfi ufftehn un anfange, wie mini Schlosser, no bruchte ihr au nit am elfi noch z'schaffe, ihr dummi Pechhengst!"

Gesellen und Lehrbuben wurden vom Meister gut behandelt, und die Meisterin hielt auf gute Nahrung. Ging es einmal zu lang, dann kredenzte der Meister ein Chriesiwasser oder ein Glas Wein als Vorspann, wie er es nannte. Er richtete den Lehrjungen, was damals eine Seltenheit war, eine anständige Bezahlung aus, sobald ihn die Leistungen befriedigten. Von der Welt hatte unser Meister auch ein Stück gesehen, davon erzählte er uns oft. Der Humor, der aus seinen Erzählungen lachte, blieb ihm bis ins Alter treu. Als es mit dem Meister zu Ende gehen sollte, sagte er heiter zum Arzt: „So, jetzt heißt es die Fackel löschen, Herr Kommilitone." „Ja, waren Sie auch einmal Student?" meinte dieser. „Und ob," antwortete der Meister, „auf drei Universitäten: Freiburg, Heidelberg und Göttingen, habe ich den Draht gezogen."

Unter den Lehrgesellen waren zum Teil vielgereiste und intelligente Leute. Da hörte und lernte ich manches. Eine eigentliche Arbeiterbewegung kannte man damals in unserem Städtchen noch nicht. Die

Handwerksgesellen traten dem katholischen Gesellenverein oder dem Arbeiterbildungsverein bei. In diesem scharten sich die freisinnigen Elemente zusammen. Im letzten Jahre meiner Lehrzeit wurde ich Mitglied im katholischen Gesellenverein. Nach den Vereinsstatuten sollten zwar Lehrlinge nicht Mitglieder werden dürfen, auf Wunsch des Präses fand ich aber Aufnahme, „da man ihn beim Deklamieren und Theaterspielen gut gebrauchen könne," — fügte der Herr hinzu, Sehr bald wurde mir die Bibliotheksverwaltung anvertraut. Ich benützte die Sammlung recht fleißig. Trotz der überlangen Arbeitszeit zog ich mir immer noch etwas am Schlafe ab, um an jedem Tag etwas von der fremden Wissenschaft zu erbeuten. Da aber nach Feierabend kein Licht mehr brannte, so machte ich mir aus Unschlitt und Wolle eine Kerze und las oft lange über die Mitternacht. Ein Donnerwetter des Altgesellen trieb mich dann häufig ins Bett.

Im Verein erteilte der Präses Unterricht in der französischen Sprache und anderen Fächern. Von ihm hörte ich zum erstenmal etwas von Ferdinand Lassalle, von der Sozialdemokratie und ihren Bestrebungen. Das schilderte er uns alles in wohlwollender Weise. Ein Sattlergeselle, der in Mannheim schon von der neuen Lehre gehört hatte, und ich verschafften uns Broschüren Lassalles. Als ich sie gelesen hatte, war auch die Ansteckung da. Zuvor hatte ich mich schon von den religiösen Dingen abgewandt; hauptsächlich schuld daran waren einige Bücher unserer eigenen Bibliothek, die ihrer Tendenz nach nicht dahin gehörten. Der Präses ließ sie ruhig auf dem Bücherbrett, vielleicht kannte er sie nicht einmal. Alle Montag war Geselligkeitsabend. Außer dem Präses fanden sich gewöhnlich noch einige Kollegen von ihm dazu. Wir jungen Leute hatten Gelegenheit, von den Herren zu lernen, zum mindesten zu beobachten. Sie verkehrten vielleicht aus Bedürfnis mit uns, bei manchem entsprach diese Gepflogenheit wohl auch einem höheren Zwecke. Für unseren Präses schien es aber Herzenssache zu sein. Er war ein prächtiger Mensch und ein Proletarier wie wir. Nie vergesse ich seine lange schwarze Kaplangestalt, wie er am Tische saß und von seinem Wochenlohn erzählte: dem Kronentaler. „Eine Schwester habe ich zu unterstützen," sagte er oft, „die Bettler darf ich nicht wegschicken, so will es nicht reichen. Geflickt sind alle meine Kittel, und so sieht mein Hut aus, zu einem neuen langt es nicht." Dabei zeigte er uns, wie der abgerissene Rand unter dem Band mit Zwirn angenäht war.

Wenn ich bei einer Feierlichkeit ein mitunter sehr langes Gedicht vorgetragen hatte, so kam gewöhnlich der Präses auf mich zu und klagte, wie schwer ihm das Studieren seiner Predigten werde. Er wünschte nur, mein Gedächtnis zu besitzen. An solchen Abenden wurde

viel politisiert. Sie waren alle ultramontan, aber hielten auf ihre demokratische Note. Auf der Durchreise besuchte uns ein Oberer des Jesuitenordens aus Algier. Er war ein witziger, weltkundiger alter Herr, von ihm hörte ich zum erstenmal eingehend und anerkennend von der Sozialdemokratie reden. Aus diesem Grunde verehrte ich den Alten, daß es aber bei ihm vielleicht eine Absicht haben konnte, darüber machte ich mir keine Gedanken.

St. Joseph war der Schutzheilige des Vereins. Am St. Josephstag sollte man zur Beichte gehen; die meisten von uns taten es aber nicht. Der Präses drückte ein Auge zu, hielt uns aber am Vorabend eine Morallehre, die auch nicht engherzig war. Dann ging er zur Probe des Unterhaltungsprogramms für den Festabend über, denn er war auch Regisseur.

In meine Lehrzeit fiel das Kriegsjahr 1866. Unsere Gesellen, ein Bayer, ein Schwabe und ein Badener, lösten die Kriegsfrage jeden Tag einigemal. Die Preußen wurden dabei kurzerhand in die Pfanne gehauen. Ich dagegen, aus Oppositionslust, oder weil ich bessere Einsicht aus den Zeitungen gewonnen hatte, prophezeite den Sieg der Preußen. Daß ich deswegen keine Prügel erhielt, verdankte ich nur dem Meister. Der traute dem Handel auch nicht recht. „Der Sackheber, der mit dem Sack den Elbentritsch fangen will," so despektierlich nannte er den Prinzen Alexander von Hessen, den Kommandeur des achten Armeekorps, der immer die Preußen nicht finden konnte. Über die Niederlage der Österreicher bei Königgrätz waren wir alle einig in der Trauer.

Als aus dem „Lahrer Hinkenden" ein Paulus geworden war, da schwenkte auch ein großer Teil der Bevölkerung um und hielt es jetzt mit den Preußen.

Die Lehrzeit verlief für mich ohne die üblichen Prügel und Nebenverrichtungen. Nur mit dem Vormund gab es allerlei Kampf. Brauchte ich Kleider oder Werkzeug, das man selbst anschaffen mußte, so ging das nie ohne herbe Ermahnungen und Ratschläge vor der versammelten Nachkommenschaft ab. Ich sparte deshalb an meinem Lehrbubenlohn, um die Bittgänge selten machen zu müssen. Sehnsüchtig betrachtete ich einmal beim Kleiderhändler Weil durch das Schaufenster eine Hose, die mir sehr gefiel. Er bot sie mir an für sieben Gulden, Da klagte ich ihm mein Leid. Dazu meinte er, ich solle alle Sonnabend einen halben Gulden bringen. So bekam ich die Hose. Als strenggläubiger Israelit nahm er aber am Sonnabend kein Geld in die Hand, da warf ich die Rate stets selbst in seine Schublade.

Gut ausgebildet im Beruf zog ich am 12. Juli 1867 in die Fremde. Der Vormund hatte diesmal ein Einsehen, gut ausgerüstet und leidlich mit Geld versehen, nebst der Ermahnung, zu sparen, ließ er

mich gehen. Voll Mut und schwellender Hoffnungen war ich in aller Frühe auf der Landstraße. Ich dachte nicht an die Arbeit, sondern wollte ein paar Wochen wandern und Land und Leute sehen. So besuchte ich alle Burgen und Denkmale, die von irgendeiner heimatlichen, geschichtlichen und öffentlichen Romantik umwoben waren. Nicht weit von Baden-Baden gesellte sich ein lustiges Berliner Schneiderlein zu mir. Er machte mir begreiflich, daß ich gar kein richtiger Handwerksbursche wäre, wenn ich nicht fechten ginge. Da wollte ich ihm zeigen, daß ich keine Memme wäre, und ging geradeswegs zur Apotheke hinein. „Sie sehen nicht aus, als ob Sie das nötig hätten. Schämen Sie sich," sagte der Provisor. Da verging mir der Geschmack am Fechten. Der Schneider aber zog kühn in den Kampf. Auf der Herberge zeigte er mir dann selbstzufrieden die Beute. „Ich gehe jetzt Toilette machen," sagte er auf einmal und verschwand. In einem schwarzen, tadellosen Anzug kam er wieder. Das hätte ich nicht geglaubt, daß sein „Berliner" solche Schätze barg. „Jetzt geht's zum Kurhauskonzert," meinte er mit sanfter Stimme, „dann ins Theater." Ich bewunderte diesen Lebenskünstler, stieg allein auf die Ruine Hohenbaden und suchte meine Schwarzwaldberge, die aus der Rheinebene aufstiegen. Über dem Rhein aber blauten mir die nebelhaften Umrisse der Vogesen entgegen.

Am anderen Tag besuchte ich meinen Vetter, der Hofgärtner bei den Nonnen in Lichtental war. Von der Schaffnerin bekam ich eine gute Mahlzeit, dann betrachtete ich die stattlichen Bäume der Lichtentaler Allee, die Villen und Gärten der russischen Aristokraten.

Als ich mich von dem Schneider verabschiedete, um nach Gernsbach zu wandern, meinte er: „Vier bis fünf Tage privatisiere ich noch hier, dann dürfte die Weide abgegrast sein." Sein Angebot, mich noch in der edlen Fechtkunst zu unterweisen, lehnte ich ab, denn mir kam seine Praktik nicht einwandfrei vor. Als ich den anderen Tag früh halb fünf Uhr bei Loffenau den württembergischen Grenzpfahl erreichte, kam ich mir im Ausland sehr wichtig vor und nahm den Weg weiter über Herrenalb und Dobel.

In Wildbad fragte ich einen Dienstmann nach einem billigen Gasthaus. „Von den Handwerksburschen will man hier im Sommer nicht viel wissen," erwiderte er. Das verdroß mich, ich gab eine unwirsche Antwort und fuhr an diesem Abend noch nach Stuttgart. Dort kehrte ich in der katholischen Vereinsherberge ein. Der Most, den man mir dort vorsetzte, war meiner badischen Zunge ein ungewohntes Getränk. Ich bedauerte die Schwaben, daß sie ein solch fades Naß genießen müssen. In dieser ungemütlichen Nacht fand ich auch keinen Schlaf, die Hitze in der Dachstube und die beißenden Mitbewohner ließen mich keine Ruhe finden. So trottete ich am

Morgen verstimmt durch die Stadt. Alle Meister boten mir Arbeit an, es gab kein Geschenk, und die Arbeit wollte ich nicht nehmen. Da zog ich weiter, über die Solitude nach Ludwigsburg. Als ich die Feste Hohenasperg klar vor mir sah, da gedachte ich des Dichters Schubart, von dem uns der Präses in Offenburg erzählt, und dessen Gedicht die „Fürstengruft" ich oft vor meinen Kameraden vorgetragen hatte.

Ich wanderte durch das Neckartal, in dessen lieblichen Geländen die Obstbäume schwer trugen. Als ich nach einer stürmischen Nacht bei Besigheim wieder auf der Landstraße war, da lag der reichliche Apfel- und Birnensegen auf der Straße und in den Feldern. Das betrübte mich sehr. Als mir dann ein Bäuerlein traurig klagte: „Für dös Jahr isch der Mosch hin," da wurde es mir bei dem Gedanken an das Produkt in Stuttgart schwer, seine Trauer ganz zu würdigen. Unterwegs fand ich am Straßenrain einen langen braunen Burschen ausgestreckt daliegen. Er lud mich zur Mitruhe ein und stellte sich als jüdischen Kaufmann aus Budweis vor. Er wäre schon lange auf der Wanderschaft, erzählte er. Da habe er es besonders auf seine Glaubensgenossen abgesehen, die suche er alle auf. Und weil er als frommer Mann nur koscher essen wolle, so fiele es allemal dem Rabbi der Gemeinde zu, für seine Atzung zu sorgen. Von den anderen nehme er Geld und Geldeswert, hörte ich später, was er immer bekommen konnte. Er war verheiratet. Seine Frau betrieb ein kleines Handelsgeschäftchen in der Heimat Böhmen. Der Zweck seiner Wanderschaft war, das Betriebskapital zu erweitern. Schon zahlreiche Gulden hatte er der deutschen Judenschaft abgenommen und nach Budweis geschickt. Mit dem dreitausendsten, meinte er dann vergnügt, wolle er selbst nachfolgen.

Nicht alle „Kunden", die ich traf, waren aber so betriebsam wie der Berliner Schneider und der Handelsmann, die Mehrzahl von ihnen waren bescheidene, arbeitsame Burschen, die dem alten Brauche gemäß wanderten, um die Welt zu sehen, sich im Handwerk auszubilden und einen ordentlichen Meister zu finden. Ungelernte Leute reisten nicht, und „Stromer" gab es wenige in diesen Gegenden.

In Heilbronn und bei Weinsberg gab es für mich genug zu sehen, ich wanderte am Neckar entlang und verträumte einen Tag in Heidelberg. In Mannheim konnte es mir nicht gefallen, ich geriet in die Pfalz und hielt mich in Worms und Mainz auf. In Schifferstadt hatte ich das Erlebnis einer Pfälzer Bürgermeisterwahl. Fast gleich stark standen sich die Wähler gegenüber. Hie rot, hie schwarz! war die Losung. Die Stäbe hatten in Gasthäusern ihre Standquartiere. Da wurde pokuliert und gekrischen, das Zahlen war ganz abgeschafft, man hatte nur rot oder schwarz zu sein. Man erzählte mir,

daß sie sich schon wochenlang gegenseitig „gekloppt" hätten. Diese Sauferei koste den glücklich Erwählten oft Zehntausende Gulden.

In Mainz, der Hochschule der damaligen Schusterei, wollte ich mich wieder dem Leder zuwenden. Mainz hatte die ersten Fabriken und lieferte flotte Arbeit. Zuerst wollte ich es bei einem Meister versuchen.

„Ich bin der Blockisch un bring mehr Gselle unter als der Sprechmeister," redete mich ein rotnasiger Graukopf an. „Ich kenn alle gute Plätz." Ich ließ mich auch beschwatzen, mit ihm auf die Meistersuche zu gehen. Unterwegs versuchte er mit viel Scharfsinn, die Fülle meines Geldbeutels zu ergründen, und in jeder Kneipe wollte er einen Bekannten suchen. Allmählich kam mir ein Verdacht, und als aus dem Fenster einer Werkstätte ein Geselle herausrief: „Na, Blockisch, hast e Schäfche bei dir?" da war mein Vertrauen erschöpft. In der nächsten Kneipe, als er eben in der Küche Braten für uns bestellte, zahlte ich den Wein und ging. Des „Bischofs Schafe" nannte man in Mainz die Konviktszöglinge, die ich blaß und hohlwangig durch die Straßen ziehen sah.

Ich suchte selbst einen Meister und erzählte bei den Kollegen die Blockischfahrt. Nicht lange danach ging er über den Platz. Die Gesellen riefen ihn her. Als er mich sah, wurde er rot und erfuhr noch den Spott dazu.

Die Arbeit gefiel mir leidlich. Im katholischen Vereinshaus nahm ich Kost und Wohnung, die gut war. Auf diesem Gebiet war der Verein den damals schwachen und spärlichen anderen Arbeitervereinigungen voraus. Auf der Bude hatten wir auch einen Lassalleaner, das war ein älterer intelligenter Mann, von dem ich über vieles Aufklärung erhielt. Mit der Organisation kam ich noch nicht in nähere Berührung. Des Sonntags wanderten wir über Biebrich nach Wiesbaden, auch einmal nach Frankfurt, und in diesen Stunden genoß ich Schönes und gewann Anregung.

Im katholischen Gesellenverein führte Dr. Moufang das Zepter. Der Einfluß der Klerisei auf die Handwerksgesellen war aber nicht groß. Dagegen hatten sie eine stramme Garde an dem katholischen Männerverein. So viel Kopfhänger- und Leibschmerzengestalten konnte man nicht leicht beisammen sehen, als wenn diese Brüder bei Prozessionen hinter dem Doktor herzogen. Sie wurden deshalb auch des Bischofs „Hämmel" genannt.

Als die Arbeit beim Meister knapp wurde, suchte ich einen anderen. Den fand ich in dunkler Enge in der Himmelsgasse. Das waren gleich zwei Meister, die auch zu den „Hämmeln" zählten. Der eine schnitt das Leder und betete dazu, der andere schanzte unter uns und betete erst recht. Um fünf Uhr saß der eine schon

auf dem „Stängelche“ und erzählte uns, wann wir kamen, daß er das Gott zu Ehren tue. Salbungsvoll wurde so der Tag vollbracht. Die Gesellen und Lehrbuben, die aus den Dörfern der Umgebung kamen, brachten kein Wort über die Lippen, kaum daß sie sich das nötige Material zu erbitten getrauten. Als ich das Wort ergriff, malte sich Entsetzen auf ihren Gesichtern. Aber das hinderte mich nicht, allerlei Weltliches zu reden, über den Gesellenverein, über die Fachvereine, die jetzt entstanden, und über — die Sozialdemokratie.

„Weiß Gott, das kann nichts Gutes werden,“ ließ sich der Meister aus seinem Verschlag heraus vernehmen, „wenn die jungen Leute sich vom guten Althergebrachten abwenden und sich um Sachen kümmern, die nur die Studierten zu wissen brauchen. Auf diese, ja,“ betonte er stark, „auf diese muß man sich verlassen, denn sie wissen und tun, ja, sie wissen und tun, was dem Volke not tut.“

Unsere Werkstätte war eng und finster, schrecklich war die Schlafstelle, zu zweien in einem Bett und unter dem Dach. Die Bezahlung und Beköstigung erfolgte nach einem Modus, den man heute kaum für möglich halten kann. Die Halbstückbezahlung, das heißt Akkord mit Beköstigung und Wohnung, war neben der Wochenlöhnung in Süddeutschland allgemein üblich, doch wurde dann meist die ganze Kost gegeben. Bei diesen frommen Brüdern war neben der Halbstückbezahlung auch Halbkost üblich. Das Brot zu allen Mahlzeiten hatte der Geselle zu beschaffen. In der Frühe gab es eine Tasse Zichorienkaffee, wer Milch wollte, konnte sie kaufen. Zu Mittag kam Suppe, Salzkartoffeln oder Salat auf den Tisch. Wem dies nicht genügte, der durfte sich mehr kaufen. Abends war es wie am Morgen. Daß man seine eigenen Werkzeuge mitbringen, Borsten, Garn, Pech, Wachs, die Holznägel und Ahlen selbst kaufen mußte, das war keine Spezialität des frommen Paares, so war es in ganz Deutschland üblich.

Da ging ich bald davon, den Rheingau entlang. Unterhalb Geisenheim begrüßte mich ein Wanderbruder mit den Worten: „Hast du keine Tippelschicks gesehen?“ Ich verneinte und ging des Weges. Auf der Herberge zu Rüdesheim saß viel wanderndes Volk. Plötzlich stürmte mein Bursche herein und stürzte sich wütend auf ein Weib, das unter den anderen saß. Er umkrallte ihren Hals, da stand der Bursche zu ihrer Seite auf und schrie: „Hände weg, ist sie dir denn angetraut? Mein ist sie jetzt!“

„Nan,“ rief jetzt der Betrogene, „sollst einen Brandenburger kennen lernen. „Und ich,“ lachte der Glückliche, „bin ein Hannoveraner und ein Katzoff (Schlächter) dazu!“ Der Kampf tobte heftig, und als Brandenburg am Unterliegen war, kehrte die abtrünnige Schicks zu ihrer Pflicht zurück. Gegen die Vereinten konnte Hannover

das Feld nicht mehr behaupten. Die Sieger zogen ab, der Besiegte sandte ihnen einen traurigen Blick nach. Dann betrachtete er noch trauriger sein Beutelchen und sagte: „Und ich habe doch den erdalsten Kies ganz ehegenossenschaftlich mit ihr geteilt."

Diese Gesellschaft verließ ich bald. Durch das Nahetal nach dem heiligen Trier sollte die Reise gehen. Auf der Fähre nach Bingen vergaß ich Brandenburgs und Hannovers Händel, denn das schöne Landschaftsbild nahm mich gefangen und vom bösen Hatto im Mäuseturm träumte ich. Über Kreuznach und Kirn wallte ich in das Fürstentum Birkenfeld. In Oberstein bezog ich die „Burg" (Herberge), von der mir mein Begleiter erzählte, daß das eine hervorragende Burg wäre. Die feinsten „Köppe" unter den Kunden vom Rhein, der Mosel, der Nahe und aus der Eifel hätten hier oft wochenlang ihre Hofhaltung. Als wir dort waren, merkte ich auch, daß die wander- aber auch arbeitslustigen Gesellen hier in der Minderheit waren. Die Leute erzählten sich tolle Geschichten. Der gerissenste Galgenvogel der ganzen „honetten" Besatzung war der Burgvogt (Herbergsvater) selbst. Wer noch nicht alle Schliche zum Dalfen und Ganfen (Fechten und Stehlen) kannte, dem brachte dieser es bei. Ebenso hilfreich wie gegen die „Kinder" war er auch gegen die Polizei, er bemogelte beide Teile, doch die Zeche bezahlten die „Kinder". Er wußte ihnen die letzten Pfennige für seinen Fusel herauszuklauben.

Auch an „Aristokraten" fehlte es nicht unter diesem Volke. Das waren die „flotten Bursche", die sich rühmen konnten, schon zwei und mehr Jahre bei keinem „Krauter" mehr gefrondet zu haben. Sie hatten bei den Burgvögten Kredit, denn alle sechs bis zwölf Wochen kamen sie auf der Durchreise zum Vorschein, bezahlten die alten Schulden, um wieder tüchtig neue zu machen. Sie herrschten absolut über das „Volk", wiesen ihm seine Dalfbezirke nach ihrem Willen an. In meinen Burgtagen hieß der Herrscher „Baron Flottwell", alle Kunden der Rheinlande erkannten seine Oberhoheit an. Das war ein Schuster. Er rühmte sich, schon sechs Jahre den Krautern auf die Köppe zu spucken. Baron Flottwell hatte bei dem Gardedukorps in Berlin gestanden, und ich sah selber ein, daß seine hohe Erscheinung mit dem blonden Schnauzbart sehr schlecht auf einen Schusterschemel paßte. Zu zweien und zu dreien kommandierte er die Fechtbrüder ins Land. „Daß ihr nicht Schmuh macht und den ganzen Kies zur Platte bringt! Wer abends nicht da ist, der ist verschüttt." So entließ er die Brüder. Während nun das Volk in den Dalfgründen sich mühsam durchfocht, saßen die Regenten auf der Burg, logen sich haarsträubende Geschichten und Heldentaten vor, spielten Karten und verzehrten feudal-fröhlich den Ertrag des Volkes. Kamen am Abend die Brüder zurück, so mußten sie die

ganze Beute auf die Platte legen. Der Herrscher nahm alles in Verwahrung und Verwaltung. Nachts wurde das Volk dann in einem Schlafsaal untergebracht.

Eine Wickelmacherin, die ihren Zigarrenmacher begleitete, rückte ruhig mit ein. Am anderen Vormittag hörten wir von der Wirtsstube aus ein heftiges Geschimpfe. Der Zigarrenmacher hatte den Burgvogt am Wickel, und aus dem Wortwechsel vernahm man, daß der Burgvogt die noch schlafende Wickelmacherin hatte „necken" wollen. Diese Untat kostete den Vogt viele Schnäpfe, und dann noch einige, daß man's der „Mutter" nicht pfeife. Ich hatte keine Lust, in die Hörigkeit dieser „Feudalen" zu treten.

An diesem Morgen verließ ich die Burg. In Idar sah ich mir die Achatschleifereien an. Dann wanderte ich über die rauhen Höhen des Hunsrück der Mosel zu. Bei Hermeskeil war ich allein zwischen Ginstern und Zirbelkiefern, stundenlang ging ich dahin. Da klang mir ein sonderbarer Singsang in die Ohren. Als ich mich umwandte, zog hinter mir eine Schar Pilger nach Sankt Wendel, die Kirchenfahne flatterte voran. Ich schloß mich den Pilgern an, und als wir abends im Gasthaus beieinander saßen, erzählte ich ihnen, daß es in meiner Heimat auch solch einen Tierschutzpatron gäbe. Ich machte die Leute auch mit seiner Legende bekannt. Da glaubten sie aber, ich wolle sie verhöhnen, und es sah bald so aus, als möchten sie mich am liebsten verprügeln. Schließlich erklärte dann einer, auf alle Fälle sei ihr Schutzpatron der echte und der meinige dagegen nur ein unechter Tropf. Als ich keine Einwendungen machte, wurde die Stimmung wieder gemütlicher.

Nach mehrtägigem Marsche lag das liebliche Moseltal vor mir. Mein Herz klopfte vor Erwartung, als ich endlich die Türme von Trier ragen sah. Ich trat durch die Porta Nigra ein und suchte alles auf, was aus vergangener Zeit erzählte. Da kamen mir die Erinnerungen zu Hilfe, alle Schönheit zu sehen, die ich mir aus Büchern, bei Unschlittlicht und um Mitternacht, geholt hatte. Erst spät suchte ich im Gesellenverein Quartier, und als es dort keinen Platz mehr gab, wanderte ich einer Herberge zu. Da traf ich heitere Handwerksgenossen; auch ein paar Flottwells fehlten nicht unter ihnen, aber sie durften sich nicht zu mausig machen. Wer sich nicht ernstlich um Arbeit bemühte oder gebotene Arbeit nicht annahm, den setzte der „Vater" an die Luft. Alle zusammen wurden wir zur Ruhe gebracht, bis aufs Hemd ausgezogen und auf „Bienen" (Läuse) geprüft. Dieses Geschäft besorgte die Tochter des Hauses! Glaubte einer unter der Schar galant sein zu müssen, so ward ihm eine festsitzende Ohrfeige zum Lohne.

Am anderen Tage ging ich zur Arbeit in die Nagelgasse. Auch hier fand ich gleich zwei Meister: Vater und Schwiegersohn. Das

waren recht fleißige Leute, aber keine Betbrüder, und hielten viel auf einen guten Witz. Die Entlohnung dort war auch Halbstück, das Essen aber gut und reichlich; die Familie teilte mit uns fünf Gesellen die Mahlzeiten.

Die Rheinländer vor 1870 waren keine Preußenschwärmer. Als ein Kollege von der Musterung kam, rief er uns zu: „Preuß' bin ich geworden!" Das war die gebräuchliche Redensart dafür, daß einer Soldat geworden war. Unser alter Meister war ein Politikus, er setzte uns jeden Tag die Vorzüge der früheren französischen Herrschaft auseinander. Mit erhobener Stimme endigte er jedesmal seine Vorträge: „Und bei uns gilt der Kopf Napoleon" (Code Napoléon).

Der Sickingenschen Kugel, die im Gemäuer des Simeonstors noch steckt, galt mein erster Sonntagsgang und dann suchte ich die Römerstätten auf. Einmal übten im weiten Raume des Amphitheaters preußische Hornisten und Trommler, und das war mir ein seltsamer Anblick, denn ich war gerade mit meinen Gedanken zwei Jahrtausende zurück. Ich dachte an die damals hier herrschende römische Pickelhaube! Am Pfingstdienstag sah ich mir in Echternach die Springprozession an. Das war freilich ein komischerer Anblick als das preußische Militär. Diese Prozession geschah zum Gedächtnis an das Aufhören des Veitstanzes, einer Krankheit im achten Jahrhundert. Daß der Massenveitstanz, den ich von über 10000 Menschen gesprungen sah, eine religiöse Übung sein sollte, das ging mir nicht ein. Aber ich sah es mit eigenen Augen, da hüpften die Menschen unter Musik und Gesang vier Schritte vor und zwei zurück. Und dieses wahnsinnige Getoll dauerte fast den ganzen Tag.

Als ich die Stadt und ihre Umgebung so durchwandert hatte, daß ich fast alle Fleckchen kannte, da erinnerte ich mich meiner Mitgliedschaft im Gesellenverein. Dort herrschte ein streng bigottes Regiment, wie ich es nicht gewöhnt war. Als ich einmal eine Religionsstunde schwänzte, kanzelte mich ein junges Kapläncheu tüchtig herunter. Ein andermal drohte man einigen jungen Leuten und mir mit dem Ausschluß aus dem Verein, weil wir im benachbarten Orte zur Kirchweih gegangen waren. Das war Mangel an Gottesfurcht und Schlimmeres; ich war aber nicht reuig, sondern trat aus dem Verein aus. Außer diesem strengen Regiment der Kapläne erfuhr ich auch gelegentlich etwas vom preußischen Regiment. Ein Kollege nahm mich zur Kontrollversammlung mit. Ich stellte mich in der Nähe auf und sah den Dingen zu. Da entdeckte der Major, daß viele der Leute ihre Kriegsmedaille von 1866 nicht trugen. Er wetterte: „Ist das den dreimal gottverlassenen Rheinländern immer noch nicht beizubringen, daß sie Preußen sind? Ihr habt euch dessen nicht zu schämen, und wer darüber spottet, den haut auf die Nase, daß er die Beene

in die Höhe streckt!" Dann wandte er sich noch einmal um und schrie: „Wer wieder ohne Medaille kommt, der fliegt ins Loch!"

In Trier fand ich keine politisch oder gewerkschaftlich organisierten Kollegen, auch ich zog noch als Wilder meine Wege. Die Wanderlust packte mich wieder. Die Weinlese hatte begonnen, ich wanderte fröhlich durch das Rebgelände und war froh mit den Winzern, die mir ihre Freude über den Ertrag nicht verhehlten. Ihr 1868er war kein schlechter, das kostete ich an manch goldener Traube.

Neugierde und Wanderlust trieben mich über Luxemburg in das Franzosenland. Ein Zimmermaler und ein Steinhauer fanden sich zu mir. Bei Thionville, jetzt Diedenhofen, sagte man uns, daß sich hier der neue Lothringer im Stadium des Saufers befände. Mit unseren wenigen Stücken kauften wir uns Neuen, und bald waren wir drei vergnügt. Wir lauschten den Geschichten des Malers, der in der Fremdenlegion gedient hatte. Es war schon Nacht, als wir uns aufmachten, Thionville zu erreichen. Plötzlich machte der baumlange Maler auf der finsteren Landstraße Halt. Er hielt uns eine feurige Rede, forderte uns am Schlusse auf, morgen mit ihm nach Metz zu ziehen und uns in die Fremdenlegion einreihen zu laffen. Darauf nahm er uns einen feierlichen Schwur ab. Der Schatten zeichnete den Maler überlang ins Feld hinaus, wir kleinen zwei anderen zitterten mit den Schwurhänden an ihm empor. Am Morgen als ich erwachte, lastete der Schwur schwer auf meinem Gewissen. Ich verzögerte das Aufstehen und schmiedete Pläne zur Fahnenflucht. Da fand ich zu meiner Erleichterung, daß sich jeder der Burschen schon in eine andere Richtung geflüchtet hatte. Ich wanderte allein nach Metz, um Arbeit zu suchen und um mein Französisch zu verbessern.

Die schmutzige und winklige Stadt machte mich nicht sehr froh, und in der Herberge sank mir vollends der Mut. Man steckte mich in ein zweischläfriges und bereits „bevölkertes" Bett. Auf der Penne tat alles sehr französisch, es waren aber fast alle andere Landeskinder. Um hier Arbeit zu suchen, brauchte ich ein „livre de Licence", das Arbeitsbuch. Das konnte man beim Greffier bekommen für fünf Franken. Fünf Franken war mir Metz nicht wert, und ich suchte beim Greffier wieder die Ausgangstür. Da schnarrte der Beamte hinter mir drein: „Sale Allemand" „Das sind Sie," erwiderte ich, „ich habe mich gewaschen."

Ich kehrte ins Vaterland zurück, wanderte das Moseltal hinunter. Bald allein, bald in fröhlicher Gesellschaft trottete ich dahin. Traurig fand ich auf einem Markstein unterwegs eine Tippelschicks. Ihre Tränen flossen, während sie mir erzählte, daß sie schon ein Vierteljahr den Unterhalt für ihren Begleiter gedalft und daß er sie jetzt

treulos hätte sitzen lassen. Ich tröstete sie, schlug die angebotene Verbindung aus und fand nicht weit davon den „Treulosen" lauern.

In Bernkastel und Trarbach suchte ich Bekannte auf. Da mußte ich manchen Tropfen vom neuen Naß der Moselhänge kosten. Auch ein Gendarmeriewachtmeister zahlte mir einen Schoppen. Er war 1849 in meiner Heimat im Quartier gelegen und erkundigte sich, ob wir unseren „Herzig" wieder bekommen hätten. Daß man Revolution gemacht habe, konnte er nicht begreifen. Es sei doch ein gutes Land, das Baden, meinte er.

Auf der Genovevaburg nach Mayen zu verließ mich die Lust zu Träumereien, denen ich so gern nachhing, denn mein Beutelchen barg nur noch ein paar rote Pfennig. Ich kämpfte mit mir, versuchte es dann endlich wieder mit der Fechtkunst. Zuerst holte ich mir bei den Meistern den üblichen Obolus. Es gab keine Arbeit, und ich setzte den begonnenen „Gang" weiter fort. So gelangte ich zu zehn Silbergroschen, löste für mein zweites Paar Stiefel noch zwei Taler dazu, und nun konnte mich keine Not mehr hindern, meine Träume wieder aufzunehmen.

Unterwegs sang einer:

Auf der Burg zu Ehrenbreitstein
Nur die duftesten Kunden gehn aus und ein!

Dorthin wollte ich auch, denn sie war mir bekannt als die flotteste aller „Burgen". „Mutter Süß" galt als die Perle aller Mütter, auch die „Fechter" waren berühmt. Als ich eintrat, erkannte ich den Baron Flottwell sofort unter den Brüdern. Er setzte mir eifrig auseinander, um wieviel besser in diesem Revier die Dalfgründe seien als an der Nahe und auf dem Hunsrück. Ich verschmähte es trotzdem, seinem Kommando zu folgen, und mußte meine Widersetzlichkeit und Feigheit mit einem Viertel Wein büßen.

Als ich wieder am Rhein entlang ging, warf mir eine Frau ein Kastenmännche (Fünfgroschenstück) aus dem Fenster und bat mich, in der nächsten Kapelle fünf Vaterunser für sie und ihren verstorbenen Mann zu beten. Ich hob die Münze auf, dankte und verrichtete gewissenhaft das Gebet. In Bonn traf ich bei einem Meister dasselbe Halbstück- und Essenssystem wie bei den Mainzer Hämmeln. Ich fertigte ein Paar Damenstiefel, ließ mir den Lohn, zehn Groschen, bezahlen und fuhr am gleichen Abend nach Köln. Im Gesellenhaus erscholl morgens fünf Uhr die Glocke und versammelte das reisende Volk bei der Messe. Davon gab es keinen Dispens. Ich fand keine Arbeit und setzte meinen Weg fort bis Düsseldorf.

Dort redete mich ein Meister so an: „Wenn Sie flink sind und sich kein Gewissen daraus machen, etwas lange Umwendstiche zu

nehmen, können Sie bei mir anfangen. Ich habe einige hundert rote, blaue und schwarze Theaterschuhe billig zu liefern, und nur flinke Leute vermögen dabei auf ihren Lohn zu kommen." Sehr erbaut war ich nicht von dieser Anrede, aber das nette Ladengeschäft gefiel mir; auch meine leere Tasche drängte mich zum Arbeiten. Die Werkstätte hoch oben glich durchaus nicht der Aufmachung von unten. In einem Bretterverschlag mit Oberlicht hatten sieben Leute einen engen Sitz. Von Ordnung wollte keiner etwas wissen; die Betten und der Schlafraum vervollständigten die ganze „saubere" Einrichtung. Von den fleißigen und frohen Kollegen, die ich bisher getroffen hatte, fand ich hier keinen, diese Leute waren die Ergänzung von allem ringsum. Aus meiner Heimat und auch den anderen Gegenden war ich gewohnt, daß die Gesellen zum Vesper gelegentlich ein Glas Bier, bei uns auch einmal ein Gläschen Kirsch- oder Treberwasser tranken. Aber die Viertel- und Halblitergläser Kalmus, die hier auf den Werktischen herumstanden, konnten mir nicht gefallen. Einige Leute verbrachten die Zeit außer dem Leeren dieser Gläser mit Schlafen, den Kopf auf das Schneidbrett am Werktisch gelegt, oder sie lasen Ernst Pitavalsche Romane in Heften. So war es gewöhnlich in der ersten Hälfte der Woche, in der zweiten kam es dann vor, daß die Nächte zur Arbeit mitgenommen wurden, um das Notwendige noch zu verdienen. An dieser Ordnung hatte der Meister starke Mitschuld. Selten hatte er die Materialien zur Arbeit hergerichtet und zwang so die Leute zur Bummelei. Die Bezahlung ging nach Stück, für mäßiges Geld wurde von der Meisterin ein noch mäßigeres Essen geliefert. Das mußte auf der Bude genossen werden und bestand in der Hauptsache aus Kartoffeln. Eine rostige Kanne mit schwarzer Brühe, „Kaffee" genannt, zirkulierte fleißig.

Zum erstenmal nahm ich hier an einer sozialdemokratischen Versammlung teil. Der Redner war ein Kollege, ich meldete mich bei ihm zum Fachverein an. Am anderen Tage hielt ich den Mitarbeitern auf der Werkstätte Vortrag über das Gehörte und forderte sie auf, sich um diese Dinge zu kümmern. Ich fand kein Verständnis, jedoch viel Spott darüber. Der Schlimmste war das siebzehnjährige Meistersöhnchen, das unter allen die schlechteste Arbeit lieferte, dagegen sehr lebhaft seine widerlichen Streiche mit Mädchen erzählen konnte. Als ich einmal mit dem „Alten" rechnen wollte, merkte ich, daß sich der Bengel eine Anzahl meiner gefertigten Theaterschuhe gutgeschrieben hatte. Er machte noch einen großen Krach, aber der Meister sagte kurz: „Man darf nur das Produkt betrachten und weiß, daß das nicht deine Handschrift ist, mein Söhnchen." Nun konnte ich es aber nicht mehr aushalten vor den Frechheiten des Sohnes, und als ich einige Taler errafft hatte, ging ich wieder auf die Landstraße.

Ich besuchte das Bergische Land, Elberfeld-Barmen, und machte nach dem Süden Kehrt. In Neuwied bot mir ein Meister von der Herrnhuter Brüdergemeinde Arbeit an. Er führte mich in die Werkstätte, die zwei Gesellen kennen zu lernen. In diesem Raume war eine erhebliche Kälte. und meine Blicke suchten vergeblich den Ofen. Da deuteten die Burschen auf eine eiserne Platte in der Wand. Diese Platte sollte der Wärmevermittler zwischen Wohn- und Arbeitsstube sein. Ich sagte dem frommen Bruder, daß bei dieser Temperatur der Pechdraht kaum gut rutschen werde, und er hielt mir eine Rede über Demut und Folgsamkeit; dann nahm ich den Hut und ging. Die „Mutter Süß" ließ ich links liegen und wanderte über Koblenz durch Boppard, Sankt Goar, Oberwesel. In dem Neste Bacharach wollte man mir für Quartier zehn Groschen abnehmen, da wanderte ich in der Nacht noch weiter. Es war schon finster, als ich in ein Dorf kam und gleich eine offene Türe entdeckte. Das mußte ein Stall oder ein Schuppen sein, ich trat auf Laub- und Strohhaufen. In eine große leere Bütte warf ich Streu, legte die Reisetasche unter den Kopf und schlief ein. Da weckte mich Geräusch und Licht aus den schönsten Träumen. Eine Maid, mit der Laterne in der Hand, stand da und suchte umher. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, die Laterne lag am Boden, und das Mädchen stürzte davon. Hier konnte nun meines Bleibens nicht sein, und bevor man mir auf den Hals kam, trabte ich in die Nacht hinein und kam erst spät in der Bingener Herberge zur Ruhe.

Mein Ziel war Heidelberg, am Mittag passierte ich Ingelheim. In einem Hause wagte ich, Atzung zu erbitten. Das Haupt der jüdischen Familie wies mich kurz ab. Aber unten am Tisch schauten mich schwarze Mädchenaugen mitleidig an. Das hübsche Kind erhob sich und gab mir unter der Türe ihr Stück Kuchen. In einem der besten Geschäfte in Heidelberg fand ich jetzt Arbeit. Auf der Herberge hörte ich das Können der Leute auf dieser Werkstätte preisen. Erwartungsvoll saß ich in der Frühe auf dem Dreibein. Mit großem Respekt schaute ich den schnurrbärtigen Gesellen zu, die an den bei jungen Schustern sagenumwobenen Kanonenstiefeln der Studenten mit weißer Seide herumsteppten. Vorerst machte ich noch für gewöhnliche Sterbliche die „Standpunkte", gewiß, daß ich es sehr bald zu den „Kanonen" bringen würde.

Hier gefiel es mir, die Gesellen waren nette Leute, alle waren im Fachverein und in der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, in die ich jetzt eintrat. Da war der Studiosus P. Rüdt in Schweitzerscher Richtung tätig. Im Verein waren beide Richtungen vertreten. Der „Sozialdemokrat" und das „Demokratische Wochenblatt" wurden hier gelesen und der Inhalt diskutiert.

Unter den Gesellen der Bude befanden sich auch einige der „Berühmten". Die flotten Arbeiter, so wollte es eine Unsitte, hatten die Ehrenpflicht, etwas lockere Zeisige zu spielen. Sie waren im ganzen Ländle bekannt. Auf den Herbergen erzählte man sich Wunderdinge von ihnen. Sie gelangten von einem Meister zum anderen in der Regel auf dem Wege der „Auslösung", das war, der neue Meister bezahlte beim früheren die Schulden des „Schwerenöters", sonst konnte er den „Künstler" nicht bekommen. Es kam vor, daß so ein Ausgelöster in der Droschke angefahren kam und sich gleich einige Gulden erborgte, um den Eintritt gebührend feiern zu können.

Diese Extrafreiheiten waren aber durchaus nicht Ausflüsse zu guten Verdienstes. Es waren Großhansereien den Kollegen gegenüber. Die Folgen von diesen Geschichten hatten die „Künstler" zu büßen und wir anderen auch, denn eine Steigerung der Löhne bewirkten diese „Stars" nicht, denn gerade die durch ihr Treiben entstandenen Schulden brachten sie in eine böse Abhängigkeit. Die Löhne in den größeren Städten waren um diese Zeit wohl gestiegen, aber nicht durch das Verhalten dieser Elemente, sondern durch die Tätigkeit der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung, die solchen schädlichen Gepflogenheiten moralisch entgegenwirkten.

Unser Meister, ein blonder heiterer Schwabe, war selbst aus diesen Berühmtheiten hervorgegangen. So fleißig und rührig er war, er konnte es nicht unterlassen, hier und da selbst den Anstoß zum „Blaumachen" zu geben. Wollten die Leute am Montagmorgen ihr Material in Empfang nehmen, so schickte er sie nebenan in den „Goldenen Engel". „Trinkt derweile einen Schoppen, bis ich fertig bin", mit diesen Worten schickte er einen um den anderen fort. Zum Schluß kam er häufig selbst herüber, ließ ein Faß Bier auflegen, sang Schwabenlieder und erzählte von seinen Gesellenstreichen. Da die Sache nicht ausartete, so waren es mitunter fröhliche Stunden.

Der Einfluß der Organisation machte sich auch da geltend. Am Montagabend waren die Zusammenkünfte, und da wollte keiner benebelt hingehen.

An Pfingsten erhielt ich den Besuch meiner Schwester. Sie brachte noch eine heimatliche Tugendbundjungfrau mit, die einen befreundeten Kaplan besuchte. Sie wollten am Sonntag in der Frühe in den Gottesdienst. „Ja," sagte ich, „wir gehen zu den Deutsch-Katholiken," und führte die Mädchen in den Saal des „Prinz Max," allwo der freireligiöse Pfarrer Albrecht seiner Gemeinde Vorträge hielt. „Es ist keine Messe, nur eine Predigt," flüsterte ich. Diese Predigt gefiel den zweien, und da es in dem Raum auch kirchlich aussah, merkten sie noch nichts. Als sie aber beim Ausgang kein Weihwasser finden konnten, da schöpften sie Verdacht und erzählten

beim Kaplan hinterher entrüstet den Betrug. Der blinzelte mich aber schelmisch an und tröstete die Beunruhigten.

In diesem Sommer hatte ich das Alter zur Heerespflicht erreicht. Ich kam bei der Musterung zu der Ersatzreserve zweiter Klasse. Das bedeutete unter normalen Verhältnissen Befreiung vom Dienst.

Jetzt, im Sommer, war meine Wanderlust nicht mehr zu bezwingen. In den ruhigen Tagen hatte ich Broschüren gelesen, mit aller Vorliebe die Lassalleschen. Von den Vereinsältesten wurde ich deswegen belobigt und aufgefordert, mich zum Redner auszubilden, da ich das Zeug dazu hätte. Das gefiel mir nicht übel, aber ich mußte doch wieder einmal aus Heidelberg fort, und dann war ich es meiner „Kunst" schuldig, außer den „Kanonen" auch „Louis Quinze" anfertigen zu können.

Bald danach befand ich mich auch schon auf der Landstraße. Es ging das Neckartal hinauf, Heilbronn zu, durch das Hohenlohesche Land nach Würzburg. In Öhringen machte ich die Bekanntschaft eines Konditors aus Bern, Samuel Moser hieß der Mann. Er trug die blaugraue päpstliche Hose mit gelben Passepoils. Dazu erzählte er, daß er unter dem Badenser Kanzler, dem Generalissimus Pius IX. gedient, aber vor kurzem desertiert sei. Nun störte ihn seine Hose, denn er fürchtete Entdeckung und Auslieferung. Ich schaffte Rat. Wir setzten uns hinter die Mauer eines abgelegenen Friedhofes. Der Schweizer zog die Hose aus, ich trennte die Nähte auf, machte das verräterische Gelb weg und fügte die Teile wieder zusammen. Jetzt bummelte der durchgegangene Schlüsselsoldat erleichtert neben mir her. Ich sah bald, daß er es nicht sehr auf die Arbeit abgesehen hatte, um so mehr aber auf seine Landsleute. Seine Jagdgründe waren die deutschen Universitätsstädte und das Wild die Verbindungen der Schweizer Studenten. Heidelberg hatte er hinter sich, in Würzburg brachte er Gulden, Kleider und viele Räuschlein zur Strecke. Ein paar Tage durfte der witzige und heitere Landsmann auf der Kneipe hospitieren.

In Kitzingen trennten sich unsere Wege. Er wollte nach Schweinfurt, Jena und Leipzig, ich wanderte Nürnberg zu. Als ich dann in der Stadt drin war, in der alten, mit den Winkeln und Gäßchen und Giebeln, da war ich stolz darauf, zur Zunft eines der großen Meister dieser Stadt zu gehören. Nachdem ich mich müde gesehen hatte und auf einer alten Brücke in die engen Häuser hineinblickte, wie sich dort die Leute über ihre Arbeit beugten, da lief ich das Wasser entlang, einen Meister zu suchen. Zu meiner Verwunderung hörte ich aber, daß ein Streik ausgebrochen wäre. Ich wäre gar zu gerne in dieser Stadt geblieben, und es schien mir hart, hier gerade Solidarität zu üben. So holte ich vom Fachverein mein Geschenk

und zog ab. In der Herberge hatten sich die Leute den Kopf zerbrochen, ob man diese Sache Strike oder Streik nenne.

Durch die Oberpfalz ziehend, kam ich mit noch drei Wandergesellen nach Regensburg. Bei dem Einbringmeister, einem schneeweißen Greis „unter dem Bogen", erfuhr ich über die Arbeit, ihre Art und Löhnung hier. „30 bis 36 Kreuzer werden bezahlt für ein Paar Damenstiefel." „Nicht möglich," versetzte ich dem Alten. „Ich komme von Heidelberg, da erhielt ich einen Gulden achtzehn Kreuzer." „Ja, da hätten's halt dort bleib'n soll'n," meinte er. „Wie soll man denn dabei leben?" fragte ich ihn jetzt. „Ja mei, wissen's, dös ist hier halt a so, am Morgen ißt ma a Kreuzerloaberl und trinkt a Holbi Bier, am Mittag da holt ma in der Garkuchel a Supp und a Knödel drin, und am Abend, da ißt ma zwoa Kreuzerloaberl und trinkt a Holbi dazu, und wenn's dös net könn'n, dann müssen's nit auf Regensburg kömma."

Diesen Speisezettel fand ich sehr ungenügend, und ich trollte der Herberge zum „Walfisch" zu. Da traf ich meine drei Mitwanderer. Einer derselben, ein Bäcker, hatte auf dem Marsch seiner Herkunft, Nassau, alle Ehre gemacht. Er hatte keinen Pfennig, und wir schleppten ihn mit durch. Nun wurde mir erzählt, der Bursche hätte ein ganz nahrhaftes Abendmahl eingenommen, und als er bezahlen mußte, eine mit Gulden gespickte Blechbüchse zum Vorschein gebracht. Auf die Vorwürfe der zwei Wanderburschen habe er entgegnet, daß er das Gelübde getan habe, die Büchse uneröffnet nach seinem Reiseziel, Wien, zu bringen. Jetzt habe er es vor Hunger nicht mehr ausgehalten. Der Wirt hörte diesen Sachverhalt und setzte gleich den Bäcker ohne Gnade an die Luft. „So an Hornabjäger leid i nit in meiner Hütten!" rief er hinter ihm drein.

Ich badete in der Donau, sah dann von der Brücke das Land hinauf und hinunter und schlug den Weg nach Straubing ein. Hier fanden sich wieder zwei Wandervögel zu mir, ein Kaminfeger und ein Mecklenburger Junkersöhnchen. Dieser hatte Ökonomie studiert und reiste auf Gutsverwalterei. In Ungarn hoffte er das Ziel zu erreichen. Er war ein netter Bursche, schien wohl seinem Vater zu wenig folgsam und wurde eine Zeit auf „Schmal" gesetzt. Zwischen Straubing und Bogen macht die Donau eine Krümmung, das hielten wir für den geeigneten Ort, unsere Wäsche zu wässern. An seichter Stelle standen wir im Flusse und walkten unsere dürftigen Fähnlein. Dann legten wir sie in die Sonne auf Weidengebüsch, wir selbst verbargen uns mit gutem Grund hinter den Büschen. Derweilen in der Stille betrachteten wir den blauen Himmel. Auf der Höhe, die über dem Tal hervorsprang, stand die Bogener Kirche und schaute wie der Frieden ins Land, die Töne ihres Glöckleins schwebten über

uns hin. Als wir in unsere trockenen Sachen schlüpfen konnten, wanderten wir weiter über Kloster Metten, wo wir uns das Maß Bier und ein derbes Stück Brot geben ließen, wie es dort Gewohnheit war.

An einem Samstagabend quartierten wir uns in einem Dorfwirtshaus ein. In der Stube fanden sich die Bauern zahlreich ein, beim guten Bier diskutierten sie lebhaft. Schon wollten einige mit dem Krug argumentieren, da erscholl ein heller Klang vom Betglöcklein. Plötzlich war in der Stube heilige Stille. Hüte und Mützen flogen von den Häuptern, und alles betete. Kaum war das Glöcklein zu Ende, so setzte der Krakeel da wieder ein, wo er abgebrochen war.

Am anderen Sonntag nach dem Gottesdienst antwortete mir eine dicke, rotwangige und resolute Meisterin in Deggendorf zu meinem Vorspruch: „Ja, guat is, Arbeit können's hob'n." Ich versprach zu kommen und ging. Da rief sie mir noch freundlich nach: „Kommen's aber fei auch zum Mittagessen heut um zwölfi." Das tat ich gerne. Pünktlich fand ich mich ein. Als ich im Flur an der Küchentür vorbei wollte, da hörte ich, wie die Meisterin auf den langen, dürren Meister Lorenz einredete: „Du, Olter, a feis Herrl hob i eigstellt. Von weither is es, und i woas nit, ghört er zu de Franzosen oder zu de Preußen. Und könna duat er woas, hot er gsagt, und dös glaub i ehm a." Inzwischen hatte mich Meister Lorenz erblickt, ich stellte mich vor und er erläuterte mir den Vertrag seiner Hausehre. Sehr überrascht war ich, als sich zum Mittagessen fünf Gesellen und zwei Lehrbuben einstellten. Das hatte ich in dem kleinen Städtchen nicht erwartet. Der Meister, so sagte man mir, lasse neben der ständigen Kundschaft im Vorrat arbeiten, und seine Frau besuche die Märkte. Die ganze Gesellschaft bildete einen Kreis zum Tischgebet. Ein Lehrbube in der Mitte mußte vorbeten. Zum Schlusse des Gebets ruhten aller Augen auf mir, und die Augen sagten: wird er auch 's Kreuz machen, und ist er katholisch? Da juckte mich der Schelm, ich unterließ das Kreuz.

Während des Essens wurde ein Lehrjunge und der jüngste Geselle über die Predigt abgehört. „Und ihr seid eh wieder in Predigt und Amt gewesen," meinte Meister Lorenz zu den älteren Gesellen. Das hieß, sie hätten die Kirche geschwänzt und seien im Bräu neben der Kirche eingekehrt.

Die Mahlzeit beim neuen Meister war gut und kräftig, und so blieb es auch. Der Deggendorfer Knödel fehlte bei keinem Gericht. In der Frühe wollte mir die niederbayerische „saure Suppen" nicht munden, ich gewöhnte mich aber daran, denn sie war nahrhaft. Abends hatte man für den kräftigen Teil des Mahles selbst zu sorgen, wie an den meisten Plätzen, doch ein Krügel Bier stiftete die Meisterin dazu.

Zwei der neuen Kollegen luden mich zu einem Ausflug ein. Auf einer Anhöhe im Bierkeller trafen wir Gesellen aller Gewerke. Ich saß nicht lange am Tisch; so hörte ich, wie einer meinem Kameraden ins Ohr tuschelte: „Wos is er für a Landsmann?" „Ein Badenser," lautete die Antwort. „Dös is a Glück für ihn," sagte der andere, „hob scho glaubt, er war a Preuß, den hätt'n m'r aber derwalkt." Da rief mir ein strammer Bursche über den Tisch zu: „Nur koi Angscht, Landsmâ, mir zwoi ghöre z'samme, i ben e Schwob vo Rotteburg, Rall hoiß i, und ä Häfner ben i. Und i ben au no do, wenn die Siache ebbis wölle."

Dieser Bursche war schon länger im Ort, und die Einheimischen hielten viel auf den gemütlichen und mundfertigen Schwaben, das merkte ich bald. Ich vermutete einen Gesinnungsgenossen in ihm und verhehlte es ihm nicht. Er antwortete mir: „I woiß scho, was du moinscht, aber laß no sei, die Burscht hän koi Senn dafür. Dös isch grad, wie wenn de a Ochs ins Horn pfetze tusch. Im ganze Gäu schwört älles auf de Baron Hasenbrädl, und d' Fraktion Semmelschmarrn isch Trumpf. Bloß oi liberali Gosch hämer do, dös isch der Banotti, und der mueß 's Moul halte wege seim G'schäft."

Abends fanden wir in einem anderen Ausschank einen Tisch Gesellenvereinler. Die Leute schimpften mörderlich über die Liberalen, die Preußen und über den Bismarck. „Wos will denn so a Bismarck, a notiger Schneider is er gwen, und jetzt will der uns zwicke," schrie einer vom Tisch herüber uns zu. „Das ist nicht wahr," protestierte ich. „Der Bismarck ist ein Junker und kein Schneider. Ihr verwechselt ihn mit dem alten Derflinger." „Wohr is," schrie der Mann jetzt, „d'r Kooperator hot's uns gsagt, und der mueß es wissen und lüagt nit!" „Das kann ich nicht glauben, daß ein Kooperator so etwas behauptet und erzählt," erwiderte ich. „Doch, doch, das gehört zur Taktik der Patriotenpartei, genannt Semmelschmarrn," sagte einer aus unserer Gesellschaft.

Als ich am Montag früh mein Werk begann, wurde mir der beste Platz am Fenster eingeräumt. Daß ich etwas mehr gelernt hätte, als hier verlangt und geleistet wurde, schienen demnach alle stillschweigend vorauszusetzen. Daß es so war, sah ich an der Qualität der Produkte, die ich zu sehen bekam. Das freundliche Schmunzeln der Eheleute bekundete mir schon am Mittagstisch, daß sie zufrieden waren. Bei den Kollegen wurde ich am Abend sehr aufmerksam behandelt. Es ging mir so wohl, weil Meisterin, Gesellen und Lehrjungen schon in der Nachbarschaft für mein Ansehen gesorgt hatten.

Es war ein guter, auffälliger Zug der Arbeiter in jener Zeit, daß sie das Können und die Überlegenheit von Kollegen neidlos anerkannten und mit Stolz davon erzählten. Diese Eigenschaft trug

aber auch Schuld daran, daß zuweilen die „Berühmtheiten" gezüchtet wurden.

Zunächst war die Hauptsorge der Kollegen, herauszubekommen, ob ich katholisch wäre oder nicht. Ob ich in der „Gnadenzeit" beichten gehen werde, wurde ich befragt. Ich sagte, das hätte ich nicht nötig, ich wäre kein Sünder. Deggendorf ist ein „Gnadenort" (Wallfahrt). Die Gnadenzeit dauerte etwa einen Monat und war für Deggendorf dasselbe, was für einen Badeort die Saison. Aus ganz Niederbayern und Böhmen kamen die frommen Waller. Diese gnadenreiche Wallfahrt stammte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Damals hatten die Juden eine Hostie gestohlen und wollten ihre Geheimnisse damit treiben. Die Hostie aber verwandelte sich in das Christuskind, und alle Martern konnten ihm nichts anhaben. Die Folge war ein schreckliches Judenmassaker, und als Gedenken erstand die Wallfahrt zur Gnadenkirche in Deggendorf.

Gegenüber dem Städtchen, auf der anderen Seite der Donau, erhebt sich ein Hügel, der Natternberg. Ein frommes Gedicht, von den Burschen unzähligemal deklamiert, erzählt von seiner Geschichte: Der Teufel ärgerte sich über den Gnadenort Deggendorf, der ihm seine Seelen wieder entzog. Da lud er sich im Bayerischen Wald einen mächtigen Felsblock auf einen Karren. Nach dem verhaßten Ort schob er diese Last und wollte sie unterhalb des Ortes in die Donau werfen. Dann sollte eine Überschwemmung den Gnadenort vernichten. Unterwegs gönnte sich der Teufel eine Rast, er war vor Mühe in Schweiß gebadet. Da ertönte das Frühglöcklein von Kloster Metten, und des Teufels Macht war zu Ende. Er konnte seine Fuhre nicht mehr heben, sie blieb liegen und wurde der Natternberg.

Jeder der Kollegen hatte etwas anderes zu erzählen. Als aber das Gedicht vom Teufel und dem Natternberg von einem Gesellen besonders inbrünstig vorgetragen wurde, mußte ich laut auflachen. Da war die Entrüstung groß, und nur der Respekt vor dem ersten Platz, den ich in der Werkstätte inne hatte, rettete mich vor Prügeln.

Wir hatten in der Werkstatt auch einen „Berühmten". Vierzehnmal schon hatte sich der Duffner-Franzl beim Meister Lorenz und seiner feschen Monika verdingt. Das fünfzehnte Mal jedoch blieb der Lorenz standhaft und unerbittlich. Jetzt zeigte der Franz, was er konnte. Er sprach zum Meister: „Hier sind gesparte dreißig Gulden. Das mag beweisen, daß ich als Gebesserter wiederkomme. Nehme der Meister sie in Verwahrung, und wenn ich je wieder ein blaumachender Sünder werde, dann seien die Gulden sein eigen." Meister Lorenz ließ sich erweichen. „Tu's, Lorenz," sagte die Meisterin, „sonst versauft er's ja eh!" Ruhig und fleißig hämmerte und nähte der Franz einige Wochen drauf los. An einem Sonntag kam ich abends

gegen elf Uhr nach Hause. Auf der Stiege brannte Licht und daneben saß die Meisterin. „Gott sei Dank, daß's kimma," sagte sie zu mir. „Hob i an Angst für Ihna ausgstanden. I konn nit schlof'n, vor's da sind. Denken's nur, wenn die bösen Bub'n beim Denkbräu Ihne wos täten." Ich dankte der Meisterin für ihr Mitgefühl und stieg höher. Ich wußte, daß sie dem Bierkrug nicht abhold wäre, und fragte oben den Franz, ob sie wohl etwas begeistert wäre. „Freili," erwiderte er, „is's begeistert. Aber nit nur, wie du meinst. So a Kanali, so a Ripp!"

In der Frühe saß unser Franz tiefsinnig auf dem Dreibein. Von der Küche ging ein Fenster nach der Werkstätte, da erschien die dicke Meisterin und meinte maliziös: „Gel Franzl, trauft der holt ka Blauen mehr zmache." „Karnali," rief Franz nach dem Fenster, legte die Arbeit beiseite und verschwand. Gegen Abend kam ein Bote aus dem Bräu und erbat sich für Franz zwei Gulden aus seinem Depot. Am Dienstag wiederholte sich das und auch am Mittwoch. „Da san die Gulden alli, un der Franzl soll mach'n, daß er zum Teufi kimmt," fertigte der Meister den Boten ab.

„Do dran is wieder d' Karnali schuld," sagte der Franz beim Abschied bissig.

Sonntags ging ich weder in die Kirche noch in „Predigt und Amt". Auf der Leihbibliothek holte ich mir zerlesene Bände. In der Kirchenzeit und an den Sonntagnachmittagen verzog ich mich am liebsten in ein nahes Gehölz. Da las ich bis zum Überdruß die Ritter- und Räubergeschichten. Eine bessere Lektüre war für mich nicht erreichbar.

Nach Feierabend saß die Meisterin gewöhnlich auf der Bank vor dem Hause und löffelte ihre „Bierfuppen". Die Brotbrocken schwammen im Kruge herum, und der Schaum triefte auf ihren Rock herunter. Dazu lud sie mich oft ein: „Gengen's, Herrle, setzen's Ihne zue mir her un verzählen's mir wos." Sie hatte aus meinen Papieren gemerkt, daß ich katholisch wäre. Ihre bierseligen Äuglein ruhten mitleidig und freundlich auf mir, und sie konnte die Gottlosigkeit eines sonst so braven Menschen nicht begreifen. So ließ sie mir eifrige Ermahnung zur Einsicht angedeihen.

Jetzt kam die „Gnadenzeit" heran. Da ich nicht beichten ging, nahm sich Meister Lorenz meiner verlorenen Seele an und hielt mir eine leidenschaftliche Strafpredigt. „Sölcheni, die nit emol beichten gehn, können in mein Haus nit bleiben," schloß er. Ich sagte, daß da geholfen werden könne. Denn ich hatte Deggendorf als Notstation zur Aufbesserung meines dürftigen Beutels betrachtet, für später hatte ich aber schon lange Österreich im Sinn. „Ich will Ihr Haus nicht länger verunreinigen," sprach ich entschlossen. Da bestürmte er mich: „Ja, furt dürfen's nit, bei Ihne is's a Ausnahm,

weil's aus e me lutherischen Land san. Un nach Wien dürfen's scho gar nit, da kumma d' Leut im Frack hin un mit em e Kamisol wieder raus."

Es half aber nichts. Als ich auf der Bürgermeisterei mein Wanderbuch holte, hielt mir der Beamte, Lorenzens Spezi, noch eine Rede, doch auszuhalten. In verlockendem Tone meinte er: „Bleiben's halt do, denn so Knödel wie in Deggendorf bekomme Sie nimmermehr."

Ich wanderte aber doch am nächsten Tage an der Donau entlang, stieg auf die Ortenburg und schaute über das weite niederbayerische Getreideland hinweg. Dann traf ich zwei Wanderburschen, einen Preußen und einen Sachsen.

„He, Handwerksburschen, wollt's mitfahren?" rief uns der Leiter eines Floßes zu, das auf der Donau hintrieb. Wir hatten nur darauf gewartet. Im nächsten Augenblick waren wir schon mit der Zilln (Boot) hinübergeholt. Das Floß wollte nach Budapest. Es war mit Marmorplatten befrachtet und kam aus der Isar. Ich wußte, daß die Floßmeister weniger Leute anstellten, als sie gebrauchten, und daß sie die fehlenden Ruderkräfte gerne durch Handwerksburschen ersetzten. Auf Kommando zogen wir nun die Ruder bald rechts, bald links, wie es die Strömung wollte. Dafür erhielten wir Trank und Speise. Wer bis ans Ziel aushielt, durfte noch auf etwas Kleingeld hoffen. In einer Bretterbude auf dem Floß wurde geschlafen. In der Morgensonne, am Tage und bei Sonnenuntergang tauchten vor uns die Uferbilder auf und verschwanden. Hügelstriche wurden in der Sonne deutlich und verklärten sich am Abend mit Gold. Das Wasser der Donau, des Inns und der Ilz vereinte sich in einem Becken, in dessen Spiegel die Giebel von Passau schaukelten. Im Vorüberfahren sahen wir ein großes festliches Getriebe. Eine neue Drahthängebrücke, die nach der Feste Ober- und Unterhaus hinüberführte, wurde feierlich eröffnet und vom Bischof eingeweiht.

Bei Engelhardszell wurde Anker geworfen. Wegen der Herbstnebel durfte nachts nicht gefahren werden. Die Grenze war auch da, die österreichischen „Spinatwächter" besuchten uns. Sie durchsuchten Floß und Bemannung auf Schmuggelware. Sie fanden nichts, aber mich nahmen sie fest, da in kurzer Zeit mein Reisepaß abgelaufen war. Auf dem Zollamt wurde mir gesagt: „Der Mann muß zurück nach Bayern." In Deggendorf hatte ich in einem alten Schmöker gelesen, daß im Kloster in Engelhardszell der Pandurenoberst Franz von der Trenk ermordet worden sei und die Blutflecken noch zu sehen seien. Da wollte ich noch hin. „Dös hob'n scho mehr so Fexen behauptet," meinte der Oberzöllner, „aber nix is, aufm Spielberg hot 'n der Teufi g'holt."

Mit der Zilln wurde ich über die Donau gerudert und jenseits ans bayerische Ufer gesetzt. Dafür wurden mir noch zwölf Kreuzer

abgenommen. Sobald ich den Spähern aus den Augen war, wanderte ich doch Österreich zu und kam auch ohne Anstand über die Grenze. Das Augenzwinkern des Floßherrn hatte ich so verstanden, daß ich mich ruhig wieder an einer anderen Stelle einfinden könnte. Am nächsten Tage zog ich wieder am Ruder und genoß auf der Fahrt zwischen Passau und Linz eine blaue sonnige Landschaft in friedlich sorgloser Arbeit.

In Wien durften wir einen Tag rasten. Über die Arbeitsverhältnisse meiner Zunft vernahm ich nichts gutes. Das Wesen der Wiener hatte mir stets gut gefallen, aber nun nicht sehr in Wien selbst. Die Arbeiter, die ich traf, hatten einen starken Stich in großstädtische Verdorbenheit. Da ich keine Aufenthaltsbewilligung fürs Ausland hatte und zudem in meinem Wanderbuch der Befehl der Zurückweisung von Engelhardszell stand, so hätte meine Suche nach Arbeit keinen Zweck gehabt, ebensowenig in Budapest, wo wir in einigen Tagen landeten. Bei der Verabschiedung erhielt ich zwei Gulden Lohn vom Floßmeister. Ich besah die Stadt und wanderte nach Steiermark zurück. Da gefielen mir Land und Leute. Ein Spengler war mein Reisekamerad. Nachtquartier und Zehrung wurde uns zumeist freundlich von den Bauern gewährt. Nach Essen und Gebet gäb es oft heitere Unterhaltungen. In der Bauernstube wurden Geister- und Hexengeschichten erzählt, daß ich mich in die heimatliche Kunkelstube versetzt glaubte. Bei einem Bauern wurden wir auf den Heuboden zum Schlafen geschickt. Um Mitternacht weckte uns ein Geräusch. Eine Gestalt stand vor uns, in ein weißes Tuch eingehüllt, unter dem ein Lichtschein hervorleuchtete. „Tuet Buße, ihr Gottlosen," tönte es uns entgegen. „Das hast du wohl nötiger als wir," sagte mein Kamerad gleichgültig. Er nahm seinen Walzstock, der neben ihm lag, und ließ ihn auf das Geisterhaupt sausen. Darauf sprang der Geist wehklagend über die Stiegen hinunter. Bei der Morgensuppe aber hatte ein Knecht eine große Beule über dem Auge, die ihm von allen Knechten und Mägden gegönnt wurde, da er sich bei ihnen als Aufschneider und Lügenpeter unbeliebt gemacht hatte.

Als ich wieder in Passau war, waren meine Kreuzer alle geworden. Ich fand für dürftige Bezahlung Arbeit, doch wurde von der Meisterin für weniges Geld ein nahrhafter Mittagstisch gegeben. Die dunkle schmutzige Werkstätte befand sich im Hof, in der acht bis zehn Gesellen und Lehrbuben nicht nur arbeiten, sondern auch schlafen mußten. Die Betten waren zweistöckig, das hatte ich noch nirgends gesehen. Und zwei Leute mußten zusammen in einem Lager schlafen. Ein Wechsel der Wäsche war etwas Seltenes. Als ich der Magd ein vor Schmutz klebendes Kissen vor die Türe warf,

weil sie auf meine Beschwerde noch beleidigt war, kam die Meisterin und krähte entsetzt, so etwas hätte zuvor noch keiner getan. Es hatte aber geholfen. Ich bekam ein frisches Bett für mich allein, wenn auch oben unter dem Dach. Immerhin waren mir die Schneeflocken, die oft lustig zu mir hereinflogen, angenehmer als unten der Dunst von arbeitenden Menschen und der Qualm von vier Lampen. Unter den Arbeitern am Orte waren viele Tschechen. Sie waren bei den anderen nicht beliebt, das fühlten sie auch und waren deswegen in sich verbissen.

Im Arbeiterbildungsverein, dem ich mich anschloß, waren einige Sozialdemokraten. Der Verein selbst machte mit den Liberalen eine Sache. Wir taten aber, was möglich war, für unsere Überzeugung Stimmung zu machen. Namentlich ein schlanker, blonder Sattlergeselle war eifrig dabei. Am 9. November wurde eine Gedenkfeier für Robert Blum veranstaltet. Die Gedächtnisrede hielt der blonde Sattler: Ignaz Auer.

Es war für uns die einzige Erholung, wenn wir am Sonntag über unsere Ideen diskutieren konnten. Der Sattlernazi hielt damals viel auf Bismarck. „Der weiß, was er will," sagte er oft. „Die süddeutschen Staaten können nichts Besseres tun, als sich dem Norddeutschen Bund anschließen. Für die Republik wird dann der schon sorgen."

An den Unterrichtsstunden im Verein nahmen wir beide fleißig teil. Nazi wurde ungern vermißt, als er später nach Sachsen abreiste. Erst elf Jahre später sahen wir uns in Zürich wieder.

Den Vereinsbrüdern wollten die sozialistischen Ideen nicht leicht in die Köpfe ein. Auf religiösem Gebiet dachten sie alle frei, und bitterböse kamen die Pfaffen weg in den langen und oft hitzigen Diskussionen. Zimmermanns Pfaffenpeitsche bildete eine Lieblingslektüre in dieser Gegend, namentlich unter den österreichischen Arbeitern. Doch unsere Ziele waren ihnen zu neu und gefährlich.

Der Kampf zwischen Schwarzen und Liberalen tobte lebhaft. Selten kam man in eine Gesellschaft oder in ein öffentliches Lokal, ohne daß hitzige Debatten geführt wurden. Das Haupt der Schwarzen war Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter Dr. Krätzer. Dieser Mann war streitbar und hitzig wie kaum einer. Die Liberalen hatten den Bürgermeister Stockbauer auf ihren Schild erhoben. In diese Zeit fiel das Ereignis, daß sich im bayerischen Landtag die Roten und die Schwarzen durch Stimmengleichheit die Wage hielten. Vierzehn Tage wurde jeden Tag das Skrutinium vorgenommen, ohne daß ein Präsidium zustande kam, alsdann erfolgte die Auflösung. Da höhnte Sigl in seinem „Vaterland": „Vierzehn Tag in München gfessen, vierzehntausend Gulden gfressen!"

Mit einem Buchbinder, der am liebsten alle Pfaffen hätte hängen gesehen, stritt ich mich öfters. Der junge Mann war jähzornig. Mitten in der Rede riß er eine seine achtkantige Stahlklinge aus seinem Stock und stieß sie meiner Brust entgegen. Der Nachbar fiel ihm schnell in den Arm, und der Stahl fiel aus seiner Hand. Da war auch schon sein Zorn verraucht, und er schenkte mir weinend seinen Stock zum Gedenken.

Wir alle auf der Arbeitsbude waren katholisch. Unser Meister kümmerte sich nicht darum, ob wir unserer Pflicht gegen Mutter Kirche nachkämen. Um so erstaunter war ich, als er nach Ostern zu uns kam und sagte: „Bitte, Beichtzettel abliefern, der Kooperator is vorn und will's haben." Jeder holte seinen Streifen hervor, nur ich hatte keinen. Da meinte der Meister: „Dös machen's nur selber mit ihm ab, der kummt Fahna jetz gwiß übern Hals." Gleich darauf schob sich ein jugendlicher Schwarzrock energisch zur Türe herein.

„Wo ist der gottvergessene Heid!" schrie er uns an.

„Der bin ich."

„So, noch so jung und schon so schlecht! Schämen Sie sich gar nicht, so ohne Halt und Glauben durchs Leben zu gehen?"

„Ob ich schlecht bin," erwiderte ich, „darüber wissen Sie nichts und haben auch nicht darüber zu entscheiden, und wie ich durchs Leben gehen will, das lassen Sie nur meine Sorge sein. Auf alle Fälle ist der Beichtzettel dafür nicht maßgebend, und ich bringe auch keinen."

Dann hämmerte ich auf meiner Sohle weiter, so daß ich von seiner Abschiedsermahnung nichts hörte. Der lustige Christl sagte jetzt: „Dem Planer is's ja gor nit um dö Zettel z'tuan, sondern ums Geld." Für jeden Zettel mußte eine Gebühr bezahlt werden. Die Kollegen erzählten, daß zur Osterzeit mit den Beichtzetteln ein schwunghafter Handel betrieben würde. Allerlei Schlauberger, darunter auch der Christl, gingen recht oft beichten und zum Abendmahl, allemal in einer anderen Kirche und bei einem anderen Priester. Die Zettel wurden an solche verkauft, die nicht beichten gingen, aber doch einen Zettel abliefern sollten.

In diesen Tagen schrieb mir meine Schwester, daß ihr das Dienen bei den Bauern nimmer gefalle, und daß sie ins Kloster gehe. Das Schicksal der Barbara Ubryk war damals in aller Munde. Ich schrieb ihr darüber. Sie blieb bei dem Entschluß, und bald brachte der Sälinger-Toni, der Ehrenbegleiter aller ins Kloster ziehender Bauernmädchen, sie mit anderen nach Straßburg. Im Orden „Zum guten Hirten" in Angers fand ihre Aufnahme statt. Sie hat es nie bereut, so schrieb sie mir stets. Nach zwölf Jahren starb sie im Kloster zu Löwen in Belgien.

Im Sommer 1870 war die Kriegsfurie entfesselt. Später wurden die Ersatzreserven eingezogen. Auch ich erhielt die Aufforderung, beim Ersatzbataillon des vierten badischen Infanterieregiments in Rastatt mich einzufinden. Die Militärbehörde in Passau machte mir bureaukratische Schwierigkeiten wegen der Fahrgeldentschädigung. Kurz entschlossen gab ich einem Begleiter eines Ochsenzuges ein Trinkgeld und fuhr als Ochsenknecht mit bis Heidelberg. Dort erhielt ich das Etappengeld. In Rastatt fand ich mich einen Tag zu spät ein, und dies brachte mir beim Feldwebel ein schweres Donnerwetter. Fast noch wütender trieb es der Kapitän d'armes, der mich auf die Montierungskammer zur Einkleidung jagte, nicht führte. Die Pickelhauben waren für mein Haupt zu groß, da stülpte er mir eine unsanft auf den Schädel und schrie: „Die muß dir passen, du Polack!" Als ich dann die alten, knorpeligen Rindslederstiefel mit fachmännischem Entsetzen betrachtete, warf er mir ein Paar in den Rücken. „Die mußt du hawe, du Hundsknoche," krakeelte er in Odenwälder Mundart.

Nachdem ich notdürftig einexerziert war, wurde ich der Handwerkerabteilung überwiesen. Da war es erträglich. Neben der Löhnung erhielten wir noch eine, wenn auch mäßige Bezahlung für die Arbeit. Das besserte sich noch, als der geschäftsführende Sergeant mich für die Arbeiten seiner privaten und Offizierskundschaft heranholte. Später kam ich in die Abteilung der Sattlerei. Tornister, Brotbeutel, Säbelscheiden und Bandeliere wurden da gemacht. Feldflaschen mit Leder überzogen. Die Kohorte wurde noch durch gefangene Franzosen verstärkt, und wir arbeiteten einträchtig zusammen. Das heißt wir und die Franzosen, sie unter sich waren nicht einig. Der Streit und der Zank über die Ursachen ihrer Niederlage hörte nie auf und artete oft zu Tätlichkeiten aus. Sie teilten sich in Anhänger des Kaisers und der Republik. Einig waren sie nur darin, daß die Offiziere nichts getaugt hätten, daß alles verraten und verkauft gewesen wäre.

Gegen uns waren sie artig, und wir waren ihnen gefällig, wo wir konnten. Oft verschafften wir ihnen von unseren Uniformen, damit sie an unseren Ausflügen in die Stadt teilnehmen konnten. Für uns war das gefährlich, aber es ist stets gut abgelaufen. Später mußten wir unsere Gefälligkeiten einstellen, als das Gerücht umging, die Gefangenen von Rastatt, Ulm, Mainz und Köln hätten durch allerlei geheime Manipulationen große Massen von Dolchen und Revolvern zugestellt erhalten und wollten über die Weihnachtstage die deutschen Besatzungen niedermachen und ausbrechen, um am Oberrhein und bei Belfort den Deutschen in den Rücken zu fallen. So unwahrscheinlich das auch war, das Gerücht wurde ge-

glaubt, und wir mußten die gemeinsamen Ausflüge unterlassen. Am 18. Januar 1871, dem Tag der Kaiserproklamation, wagten wir es dann wieder, zwei Franzosen mitzunehmen. Während unserer Promenade durch die Stadt wurden 101 Kanonenschüsse gelöst. Da sagten unsere französischen Kameraden lächelnd: „Ecoutez! Madame Germania ferme les volets." Sie wollten damit sagen: Frau Germania schlägt die Läden zu. „Encore un coup!" (Wieder ein Schlag!) wiederholten sie bei jedem Knallen.

Einer der gefangenen Straßburger, Sergeantmajor (Feldwebel) Sedillier, ein Pariser, wurde Obermeister bei den Sattlern. Deutsche und Franzosen waren mit seiner Meisterschaft zufrieden, und unser Zahlmeister hatte ihn sehr ins Herz geschlossen.

Einmal boten uns die von Metz gefangen eingebrachten Garden ein häßliches Schauspiel. Im großen Hof der Friedrichsfeste hatten die Leute Kegelbahnen und Spielgelegenheiten aller Art errichtet. Auch eine Kantine war da. Tagsüber konnten sie sich da ergehen. An irgend einem Gedenktag der Napoleoniden sandte die Kaiserin Eugenie 40000 Franken zur Verteilung an die gefangenen Garden. Das gab ein Fest auf dem Platz, das gegen Abend in eine abscheuliche Schlägerei ausartete. Sicher wieder aus dem Grund, wer die Schuld an den Niederlagen trage. Vom zweiten Stock der Kaserne aus waren wir Zuschauer der wilden Szenen. Die Waffen waren die Sabots (Holzschuhe), und es gab mit ihnen ziemliche Verletzungen. Einem Mann wurde die Nase aus dem Gesicht gebissen. Erst die Bajonette und die Kolben unserer Landwehrmänner brachten die Ruhe wieder zustande.

Aber auch ein immer Zufriedener war in unserem Kreise. Das war ein alter stattlicher Troupier mit vielen Einständen und Ehrenzeichen. Kaltenbach hieß er und war aus Buchsweiler im Elsaß. Er diente bei der Artillerie in Straßburg als Korporal. Bei uns schusterte er und rauchte seine Pfeife. Um die Händel der Welt und der Franzosen kümmerte er sich nicht, aber er hatte doch ein Interesse. In jeder Stunde fragte er mich, ob die Preußen ordentliche, ehrliche Leute wären und ob sie dafür sorgen würden, daß er das für seine vielen Einstände bei der Caisse de Bank in Straßburg deponierte Geld wieder bekäme. „Denn," schloß er seine Frage, „in Kolmar habe ich eine alte Freundin, die ein Wirtschäftle betreibt, die möchte ich heiraten." Jedesmal tröstete ich ihn wegen der Preußen und wegen dem Geld. Kaum aber hatte ich Ruhe, so fragte er in der nächsten Stunde das gleiche.

In dienstfreien Stunden wanderte ich gern an die Ufer der Murg. Da waren Barackenlager für die Gefangenen errichtet. Besonders Turkos, Zuaven und Spahis waren hier untergebracht. Unter

den Arabern und Berbern gab es schöne stattliche Gestalten. Wenn sie in ihre Burnusse gehüllt majestätisch einherwandelten, so konnte man glauben, jeder wäre ein Abdul Kader. Uns würdigten sie, trotz unserer Bewunderung für sie, keines Blickes.

Wir Soldaten waren nicht die einzigen Bewunderer der Söhne Afrikas. Zahlreich fanden sich Frauen und Mädchen ein. Und manches hörte man munkeln.

Für das Essen unserer Abteilung war ein Feldwebel besorgt. Die Speisekarte bestand fast immer aus demselben Gericht, nämlich Nudeln, die er auf einer Maschine selbst machen ließ. Das rief viele Klagen hervor. Ein aus armer Familie vom Soldaten heraufgedienter Premierleutnant, so etwas kam vor 1866 in der badischen Armee noch vor, hielt uns deswegen eine energische Rede über unsere Unzufriedenheit und stellte uns vor, wie viel besser wir es hätten als die draußen. Wenn noch eine Klage käme, so würden wir sofort zur Feldarmee versetzt.

Am anderen Morgen meldeten sich etwa zwanzig Mann, darunter auch ich, zur Versetzung in die Feldarmee. Es dauerte nicht lange, so standen wir vor dem gestrengen Kommandeur Oberstleutnant von Weizenegger. Dieser herrschte uns an: „Wißt ihr, was das bedeutet, was ihr da macht! Das ist ein Komplott, das ist Meuterei, das ist Rebellion! Ihr habt nicht zu murren, wenn euch hier etwas nicht gefällt. Wenn der Feldsoldat schlechte Stiefel und schlechtes Zeug hat, dann ist er verloren. Dafür müssen wir sorgen, und darum seid ihr hier so nötig als die drüben. Ich wills euch diesmal nicht anrechnen, aber noch so etwas, und ihr sollt meine ganze Strenge fühlen."

Verdutzt sahen wir Rebellen einander an. Davon, daß uns der Leutnant dazu provoziert hatte, war kein Wort erwähnt worden.

Den Sozialdemokraten legte man damals — bei unserer Truppe wenigstens war es so — nichts in den Weg. Man verstand die Sache noch nicht. Wir wurden höchstens als „sonderbare Kerls" betrachtet. Es waren mehrere bei der Abteilung, und der „Volksstaat" kam anstandslos in unsere Hände. Mein Zimmerkommandant, ein Sergeant, forderte mich fast jeden Abend auf, über die Bestrebungen der „Dezimalsozikraten", wie er uns nannte, und auch allerlei anderes zu erzählen. Er war sogar erkenntlich dafür und befreite mich vom Kartoffelschälen und den Zimmertouren.

Später wurden wir ins Oberelsaß und nach Kolmar geschickt. Mit meinem Kameraden, Jakob Größer aus Baden-Baden, suchte ich das uns zugewiesene Quartier auf. Es war in dem Viertel, in dem die Bürger wohnten, die Landwirtschaft betrieben. Durch das Tor des Gehöftes hörten wir weit hinten in der Scheune dreschen.

Dorthin liefen wir. Plötzlich verstummten die Takte. Mit dem Flegel in der Faust kam ein altes Männchen auf uns zu. „Wenn ihr nur im Rhin versoffe wäre, ihr Kaibe," so begrüßte er uns. „Papa," antwortete mein Kamerad, „wir könne nix dafür, daß m'r do sin. Mir tuen Euch nix, wiese uns nur a Quartier an." Der Klang der stammverwandten Töne mochte den Alten etwas versöhnt haben. „So kumme mit," sagte er ruhiger. Er führte uns an einen Stall. Oben war der Heustock und an den Wänden ringsum waren Stangen angebracht als Nachtsitze für die Hühner. Eine Leiter führte hinauf, da sollte unser Aufenthalt sein. „Da gehen wir nicht hinauf," erklärte Freund Größer. „No lähn ihr's bliebe," antwortete der Alte.

Wir hatten Order, in solchen Fällen keinen Lärm zu machen, und zogen ab. „Dös isch 's besch für euch," geiferte uns das Männlein nach. „Neue Win trinke ihr au keine mehr mit uns." Im neuen Quartier war es nicht besser. Da bot man uns kein Heu, aber auch kein Bett. Hoch oben in einer mit Ziegel gepflasterten Kammer wies man uns das Lager an. Leere Salzsäcke lagen am Boden und waren für uns die Betteinrichtung. Die Nacht war schon angebrochen, und so blieben wir. Auf die Frage nach dem Abendbrot erwiderte man uns: „D' Prüße hän 's Esse selber mitbrocht." „Das Quartierbillett lautet mit Verpflegung," sagten wir. „Mer kinne nit Dütsch lese," war die etwas boshafte Antwort. Diese Dinge wurden dann bald zu leidlicher Zufriedenheit geregelt, und wir vertrugen uns gut mit den alle Monate wechselnden Quartiergebern. Eine Wirtin war erfreut, daß sie nun Leute habe, mit denen sie in ihrem Dialekt reden konnte und bewirtete uns mit ihrem Besten.

Im Herbst tranken wir doch den „Neuen" mit den Leuten. Auf den Kirchweihen (der Kilwi oder Meßti) waren wir sehr vergnügt, und es wurde uns dort erzählt: „Lang duret's nimmi, in Afrique werde dreihunderttausend Araber anfbote un usgrüfchtet, un wänn die kumme, no müssener läufe un kummt kei Schnog von euch über de Rhin." Wir lachten dazu und konnten die Leichtgläubigkeit nicht begreifen.

Einmal zogen aus dem Feld zurückkehrende bayerische Genietruppen durch. Ihre Musik klang den französischen Clairons ähnlich. Gleich war die französische Bevölkerung auf den Beinen, um die aus Afrique ankommenden Freunde zu empfangen. Die Enttäuschung war groß, aber man hoffte weiter.

Am 1. Mai 1872 wurde ich in die Reserve entlassen. Der Zahlmeister versprach mir, mir später zum Obern der Handwerker zu verhelfen, wenn ich bliebe. Doch mein Drang in die Freiheit hieß mich gehen. Ich wanderte über den Vogesenkamm, da ich hoffte, in einem oder dem anderen der französischen Städtchen drüben Arbeit

zu finden. Ich fühlte jedoch gleich, daß man da keine „Prussiens“ wünschte, und fuhr der Heimat zu.

Dort warteten meiner allerlei Erledigungen. Meine Volljährigkeit hatte ich schon länger erreicht, und der Vormund hatte Rechnung gelegt, die ich jetzt prüfen sollte. Auch meine Schwester im Kloster war bereits volljährig geworden, und Brief auf Brief der Oberin aus Frankreich bedrängte uns, daß man die Zusendung des irdischen Gutes der Schwester beschleunigen möge.

Inzwischen arbeitete ich kurze Zeit in St. Goar am Rhein. Ein Freund zog mich dorthin. Da merkte ich rasch, daß die Stimmung der Rheinländer seit 1870 sehr umgeschlagen hatte. Beim Schützenfest war frohes Treiben auf der Ruine Rheinstein. Im alten Burghof wurde getanzt. Ich tanzte mit des Meisters Tochter, aber die Brüder, siegesstolze Kaiser-Franz-Grenadiere, wehrten es dem Schwesterlein. „Was ist so ein hergelaufener badischer Geselle,“ tuschelten sie ihr ins Ohr, „der nicht bei St. Privat und Mars-la-Tour gefochten hat.“ Am anderen Tage jedoch wollten sie es nicht so gemeint haben, ich wanderte aber trotzdem wieder meiner Heimat zu.

Als ich die Geschäfte bei meinem Vormund beendigt hatte, trieb es mich von der Heimat fort. Gar bald befand ich mich in Österreich. Unterwegs kehrte ich in Passau ein und besuchte alte Freunde. Bei der Wanderung nach Salzburg kam ich auch in die Heimat des Freundes Ignaz Auer nach Dommelstadl.

Die Deutschen waren in dieser Zeit bei den Österreichern gern gesehen. In den Gasthäusern, in denen ich übernachtete, wurde mir von den Leuten eifrig versichert, wie sehr man das neue Reich respektiere, wie genug man an Österreich habe und sich freudig Deutschland anschließen würde. So hatte der Erfolg von 1870/71 auf die sonst so Kaisertreuen gewirkt.

In Salzburg beschloß ich zu bleiben. Ich stieg in den Bergen herum, wanderte da- und dorthin und konnte mich nicht satt sehen an der einzigen Lage dieser Stadt. Mit der Löhnung der Arbeit aber war es hier schlecht bestellt. So wanderte ich weiter nach Bad Reichenhall. Dort war die Bezahlung eine bessere, und ich fand auch einen Fachverein. In dieser Zeit gab es einen Streik um den anderen. Sie waren stets siegreich, es wurden Verbesserungen und beträchtliche Lohnerhöhungen erreicht. Dies war auch erklärlich, denn die üblichen Löhne standen in keinem Verhältnis mehr zu den Ausgaben und Bedürfnissen, die sich während des wirtschaftlichen Aufschwunges ergaben. Dieser Einsicht konnten sich selbst die Arbeitgeber nicht mehr verschließen. Die Arbeiter wurden sehr zuversichtlich nach den Erfolgen, manchem stiegen die Erfolge zu Kopfe. Dann saßen sie tiefsinnig auf ihrem Dreibein und kalkulierten also: „Alle zwei Jahre

ein Streik, allemal 15 bis 30 Prozent Lohnerhöhung, und bald bekommen wir für ein Paar Damenstiefel 3 Gulden!"

So ging es zwar nicht. Jedoch die Organisation bemühte sich außer der materiellen auch für die geistige und ethische Hebung der Arbeiter. Das konnte ich in München, wohin ich nach Saisonschluß wanderte, mit Freude beobachten. Mit dem Blaumachen wurde dort aufgeräumt. Der Fachverein im Kreuzbräu faßte den Beschluß, daß jeder Blaumacher einen halben Gulden an die Vereinskasse zu bezahlen habe. Es gab freilich auch ein paar solche, die recht protzig ihren halben Gulden hinlegten, aber gewirkt hatte es hinterher doch.

Ich kannte eine Reihe Kollegen, die nur die dürftigste Wäsche und außer dem Arbeitsgewand keine Kleidung hatten. Nicht einmal Stiefel, nur die Werkstattschlappen. Wollten sie am Sonntag oder Montag ins Wirthaus, so ging der eine, der einen Rock besaß, voraus in eine benachbarte Wirtschaft. Der Stift (Lehrbube) mußte den Rock zurückbringen, damit jetzt ein anderer und wieder einer den gleichen Weg gehen konnte, so lange, bis die rocklosen Gesellen alle dort waren. Den Heimweg fanden sie dann auch ohne solch strenge Einhaltung der Etikette.

Die Organisation verlangte, daß der Geselle nicht mehr beim Meister esse und wohne. Man sagte sich, wolle der Arbeiter eine ordentliche Wohnung suchen, dann müsse er auch anständig gekleidet sein. Und daß dies richtig war, zeigte der Erfolg. Unter der Leitung des Genossen Rupprecht bildete sich damals eine Produktivgenossenschaft der Schuhmacher. Sie gelangte aber nie zu rechter Entwicklung. Bis die nötige Erfahrung gesammelt war, war auch das Kapital aufgefressen.

Ich gehörte politisch den Eisenachern an und verkehrte auch viel mit Lassalleanern. Da sah ich, daß wir an einem Strange zogen, und ich hatte keine Freude an dem gegenseitigen Gezänke. Von meinen Mitarbeitern in der Werkstatt, 26 Eisenachern, mußte ich deshalb öfter hören: „Du bist holt a so a Hosenclever."

Wir hielten gemeinsam die Parteizeitungen, die in Deutschland, Österreich und in der Schweiz erschienen. Der Reihe nach mußte jeden Tag ein anderer die Artikel vorlesen. Dann folgte die Kritik und Debatten. Die Arbeiterpolitik bildete auf der Werkstatt fast den ganzen Unterhaltungsstoff. Höchstens über die beiden Räuber Gänswürger und Gumpp aus dem Dachauer Moos und andere Nachrichten aus der Hollertau konnten das Interesse dafür einmal ablenken.

Im Frühjahr 1873 gab es Differenzen mit dem Meister. Wir alle verließen das Geschäft. Der Grund wurde von mir nicht gebilligt, er schien mir sogar unberechtigt. Die Geschäftsleitung wollte

Arbeiten, die am Samstag nicht fertig waren, nicht mehr verrechnen, und zwar deshalb, weil sich Arbeiter häufig die viertels- oder halbfertige, oft nicht einmal angefangene Arbeit bezahlen ließen, aber dann am Montag nicht mehr zur Arbeit kamen. Die Firma war bereit, die Arbeit zu bezahlen, sobald sie fertig sei, doch die Arbeiter hielten an dem „alten Brauch" fest, und die Solidarität verlangte, daß wir alle gingen.

Vom Arbeitsamt des Fachvereins wurde ich nach dem Luftkurort Tegernsee geschickt. Nicht in die Sommerfrische, doch zu dem wackeren Meister Zacherl. Der Ort war von vornehmen Sommergästen sehr besucht, so war die Arbeit gut und lohnend. Später wurde es damit anders, da hatte der Meister zu klagen: „O mei, 's is nix mehr, es kimma jetzt lauter Jud'n in d' Sommerfrischen, dia bring'n ihr Zeugs mit, und die Vürnehmen sann alle wegblieb'n!" So sagte er mir, als ich ihn 1895 gelegentlich einer Ferienreise besuchte.

Eine Organisation gab es in Tegernsee noch nicht. Aber einen Verein der „Ursidelen", in den die Saisonarbeiter, meistens Parteigenossen, eintraten und die Oberhand bekamen. Das verdroß die Einheimischen, sie verlangten vom Meister Zacherl, daß er die Sozis entlasse. Zacherl meinte hierauf: „Dös fallt mir nit ein, grad die Sozi san meine besten Arbeiter."

Im Herbst ging die Saison zu Ende. Choleraflüchtlinge aus München brachten im Jahre 1873 aber eine Nachsaison bis in den Winter hinein. Im Dezember verabschiedete ich mich und erhielt die Einladung, wieder zu kommen.

Jetzt lag mir der Winterkurort Meran im Sinn. Ich wanderte auf blendender Schneedecke gerade in den tiefblauen Himmel hinein durchs Achental. In Jenbach stieg ich in den Zug und fuhr nach Innsbruck. Ich war überrascht von der schönen Lage der Stadt im lieblichen Inntal, und darum blieb ich gleich da, um zu arbeiten und überall herumzusteigen. Von einer Morgenwanderung zurückgekommen, suchte ich die Werkstatt. Da fand ich sie in einem düsteren und kellerartigen Gelaß im Souterrain. Als ich näher hinsah, gewahrte ich da unten auch die Betten. Ich setzte mich wenig froh zu den Kollegen, und einer von ihnen pumpte mir gleich einen Gulden ab. Ich machte meine Stiefeletten fertig und forderte darauf den Lohn und das Wanderbuch. Der Meister wollte das nicht gelten lassen, denn die nach deutscher Art genähte Arbeit gefiel ihm. Bei ihm und überall in Österreich begnügte man sich mit der Holznagelei.

Ich fuhr nun nach Bozen, über den Brenner nach Trient und Verona. Dort war es mit der Arbeit schlimmer bestellt als in Innsbruck, und ich empfand nicht die geringste Lust zur Arbeit. Aber ich hatte auch kein Geld mehr. In Verona ließ ich mir zur Rück-

kehr vom Leihhaus 25 Lire für Überrock und Uhr geben. Im Albergo geriet ich zu Leuten, die lebhaft diskutierten. Ich konnte aus allem heraushören, daß man den alten Viktor Emanuel für einen großen Demokraten und „un uomo con cuore per popolo“ (einen Mann mit Herz fürs Volk) halte. Aber auch an solchen, die wieder gern österreichisch gewesen wären, fehlte es nicht.

Als ich in Meran ankam, fand ich nur mäßige Arbeit. Die Arbeiterbewegung war lebhaft. In Wien tobte der Streit zwischen „Volkswille“ (Oberwinder) und „Gleichheit“ (Scheu). In unserem Verein spielte sich der Kampf im kleinen ab. Sehr rührig war hier der Genosse Lechleitner, genannt Blech, der wegen seiner Kränklichkeit in Meran wohnte. Wir mußten ihn aber bald auf den Friedhof bringen, und das war die erste Zivilbestattung in diesem Nest. Darüber regte sich die Bevölkerung auf. Alle waren auf den Beinen am Bestattungstage und umstanden neugierig den Friedhof. Man wollte sehen, wie das „Fackl“ (Ferkel) verscharrt werde, so drückte sich mein Wirt aus.

Unser Arbeiterverein war eine liberale Gründung, doch gaben die Sozialdemokraten den Ton an. Blech gab uns Unterricht in allerlei Wissenswertem, über alte Geschichte belehrte uns ein Hauptmann a. D. Die Bevölkerung haßte uns, ihre Kosenamen für uns waren: „Lutherische Fackl“ und „Freimaurer“. Damit man uns kannte, trugen viele von uns die Mostsche Bluse und die Fortschrittsmütze mit dem Emblem der verschlungenen Bruderhände. Auf solche Äußerlichkeiten hielten unsere österreichischen Genossen in jener Zeit viel.

In das Unterrichtswesen der Schwarzen bekam ich einen Einblick durch meinen Nebenarbeiter, einen jungen Vintschgauer: „Du bist kei Tiroler, du bist woll so a Welscher,“ redete er mich einmal an. „Ein Deutscher bin ich,“ gab ich zur Antwort. „Was Deutsche,“ meinte er, „bös sein doch mir, die Kaiserlichen.“ Er hatte von der Existenz des Deutschen Reiches keine Ahnung, und ich konnte es ihm auch nicht begreiflich machen. Er behauptete immer wieder: „Mir hab'n doch den Kaiser.“ Er kannte außer dem Katechismus kein Buch. Auch mein Meister war ein sonderbarer Kauz. Er war jung, sah gut aus und hatte etwas Geld erheiratet. Aber die Arbeit war ihm nicht ans Herz gewachsen. Er kam nicht einmal seiner Meisterpflicht nach. Das Material warf er mir mit den Worten hin: „Zuschneiden und Zurichten werden's schon können.“ Aber das Zuschneiden verzögerte die Arbeit, und deswegen ging ich später weg. Ohne Pfeife im Munde hatte ich den Meister nie gesehen. Vormittags lag er an der Etsch und plätscherte Steinchen auf den Wasserspiegel. Nach dem Mittag begann er dort von vorn, und nachts stand er bis elf oder zwölf Uhr qualmend an einem Pfeiler der Laubengänge. In

dieser Umgebung war mir zuviel Schwachsinn, ich machte mich im Februar 1874 wieder auf die Wanderschaft. Mit einem Hutmacher aus Markdorf und einem Friseur aus Ulm ging ich durch das Passeiertal. Im Sandwirtshaus zu Sankt Leonhard blieben wir über Nacht. Dort sahen wir die Hofer-Reliquien in ihrem Schrein. Am Jauffenpaß gerieten wir in ein furchtbares Schneegestöber. Meinen Hut wirbelte der Wind den Berg hinunter. Der Friseur umwickelte mein unbeschütztes Haupt mit seinem Halstuch. Unterwegs setzte ich mich vor Ermattung nieder und schlief sofort ein. Zum Glück bemerkten die Gefährten noch rechtzeitig mein Zurückbleiben. Sie kehrten um, rüttelten mich auf und stützten mich beim Weitergehen. Im Blockwirtshaus unterhalb des Joches fanden wir beim Roten und Rauchwürsten unseren Humor und ich die Kräfte wieder. Der Wirt war sehr erstaunt über die Keckheit der drei Fremdlinge, bei diesem Gestöber den Übergang zu wagen. Er sagte: „In Meran ist Jahrmarkt morgen, aber kein Bauer hat es sich getraut, hinüber zu wandern. Einer wollte mit Geißen durch, der ist aber umgekehrt." Bei uns war die Unkenntnis der Gefahr der Grund unserer Keckheit.

Nach der Stärkung erklommen wir das Joch vollends, an der Franzosenschanze vorüber. Auf der anderen Seite lachte uns wärmender Sonnenschein an. In matschigem Schnee stiegen wir ab. Mit dem Zuge fuhren wir nach München, und von dort wanderten wir nach Ulm.

Unser Huterer trat in die Mayersche Fabrik ein. Der Friseur richtete sich auch ein, und ich fand in einem gutgehenden Geschäft Arbeit. Der Meister war ein eifriger Meistervereinler, doch dachte er gerecht gegen die Arbeiter. Unter den Kollegen gab es noch genug „Blaumacher", die dann Ende der Woche Nächte hindurch arbeiteten. Die Arbeiter, die die sogenannte erste Arbeit machten, wurden von den Kollegen respektiert, und bald bemerkte ich, daß die Blaumacher der alten Übung sich zu schämen begannen, als sie sahen, daß ich durchaus nicht mitmachen wollte. Nach einigen Wochen ließ mich der Meister rufen und meinte: „Was mein fortwährendes Zureden nicht erreichte, das hat Ihr Beispiel bewirkt. Ich habe jetzt Ordnung in der Bude, und der Sonntag wird gefeiert. Ich danke Ihnen. Nun weiß ich, daß Sie im Fachverein eifrig auf eine Lohnbewegung hinarbeiten. Ich habe mir den Münchener Tarif kommen lassen; ich bin bereit, bei Ihnen die Bezahlung damit in Einklang zu bringen. Bei den anderen kann ich das aber nur teilweise."

Ich dankte ihm für sein Entgegenkommen, bestand jedoch darauf, daß die Sache auch da entsprechend geregelt werde. Er runzelte die Stirne und versprach, daß er die Sache prüfen werde. Bei einzelnen legte er auch zu.

Auch sonst gefiel es mir in der Ulmer Stadt so übel nicht. Die Lebenshaltung war gut und nicht teuer. Der Verkehr der Bevölkerung untereinander war gemütlich. Nur in der warmen Jahreszeit zogen sich die echten Ulmer in ihre sogenannten Pferche (Gesellschaftsgärten) in den Donauauen zurück. Die Ulmer Schwaben verfügten über eine reiche Skala Schimpfwörter. Die bekam ich in der Werkstatt oft zu hören. Allen Ärger und Verdruß setzte der Meister in Zärtlichkeiten gegen den Lehrbuben um, und dabei geriet diese Ulmer Skala in die höchsten Töne. Da sagte ich einmal dem Meister geradehin, daß diese Konzerte ja ganz nett seien, jedoch zuviel von ihnen verderbe den Geschmack daran. Bald darauf ließ er mich wieder rufen. Er sagte, daß er mir doch entgegengekommen sei und auch den anderen soweit als möglich. Nun seien aber in anderen Geschäften die Leute auch auffässig geworden, und jetzt verlangten seine Mitmeister meine Entlassung, denn ich wäre der Urheber. Daraus mache er sich aber nicht viel, aber daß ich mich in seine Erziehungsmethode beim Lehrjungen gemischt habe, das habe ihm doch nahegelegt, daß wir beide nicht zusammenstimmten, so sehr er ja sonst in allem mit mir zufrieden wäre. Ich erklärte ihm, er solle sich in seiner Erziehungsmethode nicht weiter von mir stören lassen, und er möge auch dem Wunsche der Mitmeister entgegenkommen.

Kurz vorher war aus Verona unter Nachnahme Überrock und Uhr für mich angekommen. Dafür war jetzt meine Barschaft draufgegangen. Den Mitarbeitern hatte ich zu einer Lohnerhöhung verholfen. Ich wußte, daß bei ihnen die Solidarität noch nicht sehr entwickelt war, aber als einer schadenfroh fragte: „Wo gohscht jetz na ohne Geld?“ da verdroß es mich doch. Ich ging auf das Telegraphenamt und meldete dem Meister Zacherl, daß ich zur Saison kommen wolle, aber 20 Gulden haben müsse. In zwei Stunden waren die Gulden angewiesen. In der Werkstätte zog ich die Silberlinge aus der Hosentasche und streckte sie dem neugierigen Frager auf der flachen Hand entgegen. „Siehst, do got er na,“ sagte ich lachend. Einen Tag später bearbeitete ich wieder das Leder bei Zacherl in Tegernsee. Einige Freunde vom vorigen Sommer waren schon dort. Aber von langer Dauer war diesmal mein Aufenthalt nicht. Die Mutter eines Freundes war Witwe und betrieb ein Schuhgeschäft in Rheineck im Kanton Sankt Gallen. Der Freund bat mich, bei ihr die Geschäftsführung zu übernehmen. Das tat ich auch.

Im Spätsommer verabschiedete ich mich vom Meister Zacherl. „Sie hätten noch etwas bei uns aushalten können,“ sprach die Meisterin beim Abschied. „In der Schweiz bekimmen's sicher keine so guaten Knödel und Gamsbraten wia bei mir.“ Der Zacherl aber meinte: „No, a jeder sucht halt d'n Himmel wo anders.“

Zum erstenmal kam ich jetzt an den Bodensee. Die Überfahrt von Lindau nach Rorschach machte ich bei prächtigem Wetter. Viel zu schnell ging es mir dahin. Die Schweizer Uferlandschaft zog eilig vorüber, und ich verlor viele Augenblicke des Genusses, wenn ich mein Auge von den Appenzeller Höhen abwenden mußte, um in der Ferne die Schneeberge zu sehen oder am Ufer die Auen, oder um den grünen Wellen in ihrem Spiele zu folgen. Am Abend war ich in Rheineck. Die künftige Prinzipalin war eine ältere Dame, die etwas vergrämt in die Welt schaute. Sie war in jüngeren Jahren auf dem Arenenberg bei der Hortense und ihrem Sohne Louis Köchin gewesen. Später hatte sie den lustigen Schuster geheiratet, dem sie zwei Söhne und einiges Geld mitbrachte. Der Schuster habe sie nicht zum besten behandelt, erzählte sie mir. Es war mir bald klar, daß sie wohl den größeren Teil der Schuld daran trug. Ihre Zunge war bös und spitz, auch napoleonische Mucken spukten in ihrem Köpfchen. Das Geschäft hatte nette Kundschaft. Der Verstorbene hatte sein Handwerk verstanden. Zwei Gesellen hatte ich zu bemeistern und auch fest mitzuarbeiten. Die Leute wurden nach Halbstück bezahlt, und um mehr zu verdienen, machten sie sich eine überaus lange Arbeitszeit. Als ich dieser Gewohnheit steuern wollte, führten sie Klage bei der Alten.

In dem Städtchen verlebte ich heitere Stunden. Die Leute waren zugeknöpft, doch hatte der Arbeiter, wenn er anständig war, in der ganzen Gesellschaft Zutritt und war bei Geselligkeiten gerne gesehen. Die Prinzipalin war wegen ihrer Zunge nicht beliebt, bald ermunterten mich etliche Kunden, mich selbständig zu machen. Einer bot mir auch an, mir die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Nach Jahresfrist entschloß ich mich, dieser Sache näherzutreten, fuhr jedoch noch einmal der Heimat zu. Dort wandte sich mein Sinn, ich kehrte nicht mehr zurück.

In Offenburg arbeitete ich bei meinem Lehrmeister. Das freute uns beide. Unter der Reihe seiner im Laufe der Jahre ausgebildeten Zöglinge hatte er mir die erste Stufe zuerkannt. Ich mußte ihm öfter über die sozialdemokratischen Bestrebungen erzählen. Davon wurde er allemal begeistert. Einmal begann er so zu reden: „Ich bin ein gut christlicher Mann, aber wenn ich noch jung wäre, im ganzen Land tät ich herumreisen und für die Sach predigen.“ Ein andermal fragte er mich ganz plötzlich: „Du, Sepp, du gehscht doch in kei Kirch un glaubscht au an nix, un noch nie hab i dich fluche höre, wie kummt denn dös?“

„Warum soll ich denn über etwas schmähen, was für mich nicht existiert?“ fragte ich ihn wieder. Und nun glaubte er, daß auch ein Ungläubiger nicht fluchen müsse, wie es die Frommen meinten.

Von einer modernen Arbeiterbewegung in Offenburg hörte ich damals noch nichts. In unserem Leipziger Organ erschien eine Polemik mit Professor Biedermann, an der auch ich mich beteiligte. An einem Sonntag kam mein Lehrmeister freudig erregt zum Mittagessen. „Sepp," erzählte er strahlend, „'s hät noch mehr hier von diner Farb. Im Frühschoppe in der ‚Zauberflöt' do hät der Gecke-Karl dem Autenrieth us ere Leipziger Zeitung was vorglese un gsait: 's isch scheint's au noch a Sozialdemokrat hie. Belli heißt er, wo der nur steckt? Ha, döß isch jo unser Sepp, hab i gsait, un da hän die Herre mich inglade, ich soll dich 's nächschtmal mitbringe."

Daraus wurde leider nichts, denn ich war daran, mich in einer Winterthurer Schuhfabrik umzusehen. Aber später, fünf Jahre danach, erinnerte ich mich dieser Einladung. Da brachte ich ihnen die „Rote Feldpost".

In Winterthur wurde ich mit der Arbeit in der Fabrik, aber auch mit der schweizerischen Arbeiterbewegung vertraut und bekam eine Menge Anregungen und Ehrenämter, deren Pflichten und Arbeit ich freudig auf mich nahm. Es war die Zeit der Winterthurer Demokratenbewegung unter Bleuler und Reinhold Rüegg. Die Arbeiterschaft rührte sich auch und fand Unterstützung bei der Demokratie.

Ein Vetter in Konstanz veranlaßte mich, dorthin zu kommen. Da trat ich dann bei Meister Bumüller ein. Wir waren beide miteinander zufrieden. Neben der Arbeit widmete ich mich der politischen und gewerkschaftlichen Organisation und Agitation. Ich hatte auch hier keinen Arbeitsmangel, denn ich war der Vertrauensmann der Partei und der Bevollmächtigte der Gewerkschaft. Hier lag die Sache durch einige Dummheiten und Ungeschicklichkeiten im argen. Mit Hilfe der Genossen Stark, Maus, Grießer, Pönitz und vielen anderen kam die Bewegung wieder in Gang. Freilich auch die Hetze gegen uns.

Eines Tages stand ich beim Meister in seinem Zuschneideraum hinter dem Laden, um das Material zu holen. Da erschien im Laden der Polizeiachtmeister und verlangte Herrn Bumüller zu sprechen. Den führte er vor die Türe und wies über die Straße, wo an einer Hausecke ein großes rotes Plakat prangte. „Da sehen Sie, heute abend redet so ein Hetzer, der hetzt Ihnen die Gesellen auf. Und das schönste ist, der Kerl arbeitet auch noch bei Ihnen, den setzen Sie einfach an die Luft, wir wollen Ruhe hier haben." „Erlauben Sie, Herr Wachtmeister," entgegnete Meister Bumüller, „ich treibe keine Politik, und ein ‚Kerl' ist der Mann, der hier steht, nicht. Außerdem ist er mein pünktlichster und stets zuverlässigster Arbeiter, den Sie mir sicher nicht ersetzen." Der Wachtmeister verlor die Sprache, sah mich von der Seite an und zog lautlos davon.

Im überfüllten Saale der Sonne war 1877 eine liberale Versammlung. Otto Ammon, damals Redakteur der „Konstanzer Zeitung", ritt, wie es üblich war, den Revanchegaul. Ich meldete mich zur Entgegnung. Da erhob sich ein Geheul und Getrampel, wie ich es nie gehört hatte, und aus der Prätorianerecke (Eisenbahner) kam die Aufforderung zum Rauswerfen. Der exkommunizierte Oberbürgermeister Strohmeier war Vorsitzender. Selbst diesem hartgesottenen liberalen Kampfhahn wurde diese Art Propaganda zu toll. Er gebot Ruhe und bedeutete der Meute, daß auch der Gegner Gehör zu beanspruchen habe. Als aber dann Otto Ammon nochmals erklärte, wenn ich imstande wäre, zu berichten, die Franzosen hätten den Revanchegaul abgesattelt, dann wolle man mich hören und mir auf der Marktstätte ein Denkmal errichten, da tobte die Eisenbahnerecke wieder derart, daß wir es vorzogen, uns in Sicherheit zu bringen.

Bei der Wahl fielen 116 Stimmen auf unseren Zählkandidaten August Bebel. Herr Ammon fand sich dann trotz seiner Heftigkeit bei dem Genossen Stark ein, um die 116 Stimmen für den Kandidaten Heilig zur Stichwahl zu werben. Wir aber ließen unseren Wählern ihren freien Willen.

Unsere Fortschritte waren keine großen. Der Fanatismus der roten und schwarzen Gegner war übermächtig. Namentlich die paar Genossen in der Reichenau hatten darunter zu leiden. Einige Genossen wirkten in Meersburg und Umgebung unter Führung des sehr eifrigen und rührigen Genossen Zumsteeg, der sich später der Schweiz zuwandte. Wir ließen uns nicht entmutigen trotz Mühe und Not, trotz Spott, Hohn und finanziellen Opfern. Unsere Organisationen waren blutarm, wir konnten den Genossen keine Entschädigungen für Zeit und Arbeit bieten. Delegationen und Reisen mußten noch aus der eigenen Tasche bestritten werden.

In dieser Zeit lernte ich meine Frau kennen. Mit unserem kleinen Vermögen begründete ich ein leidlich gehendes Geschäft in dem Schweizer Grenzort Kreuzlingen bei Konstanz. Die Bekannten setzten meiner Frau nicht wenig zu, daß sie ihr Geschick einem „roten Hetzer" anvertrauen wolle. „Solch einen Kerl heiratet man doch nicht," sagte ihr jemand, „der gehört ins Zuchthaus." Sie ließ sich nicht irre machen, und wir schlossen den Bund fürs Leben. Bald fand sie dann Gelegenheit, zu beweisen, daß sie gewillt war, nicht nur die wirtschaftlichen Sorgen, sondern auch die Gefahren und Beschwerden des politischen Kampfes mit mir zu teilen.

Von dieser Tätigkeit während des Sozialistengesetzes erzählt der folgende Abschnitt „Die rote Feldpost".

Die rote Feldpost.

Die Schüsse von Hödel und Nobiling waren gefallen; sie gaben Bismarck die äußere Veranlassung, das berüchtigte Gesetz vom 21. Oktober 1878, das Sozialistengesetz, durchzubringen. Dadurch war jedermann berechtigt, seinen Nächsten zu verdächtigen, zu denunzieren oder irgendwie an ihm Ärger und Haß ungestraft auszutoben. Die Behörden, ein großer Teil der Industriellen und ängstliche Handwerksmeister taten Außergewöhnliches an Hetze und Verfolgung.

In London gab Hans Most die „Freiheit" heraus, ein Blatt, das zu zügelloser Gewalttat aufforderte, geeignet, die junge Bewegung durch eine falsche Taktik in ihren Zielen zu verwirren. Diese Zersplitterungsversuche mußten durchkreuzt werden. Jetzt war strenger Zusammenhalt der Genossen untereinander geboten.

Sie nahmen in kleinem Kreise den Kampf gegen das hinterlistige Treiben und Wühlen der deutschen Polizei auf. Aus der Verborgenheit, Verachtung und Unsicherheit heraus wuchs der Sozialismus in den Köpfen und im Herzen seiner Anhänger. Tausend Pläne, Fragen, ferne Zukunftsahnungen und wirkliche Taten entstanden aus seinem Geiste. Um diese sprudelnde Überfülle zu sammeln, zu ordnen und zu vertiefen, wurde die Gründung einer Zeitung notwendig: des „Sozialdemokrat". Ende September 1879 erschien in Zürich die Probenummer.

Um der Zensur der deutschen Polizei zu entgehen, mußte eine Organisation geschaffen werden, die im verborgenen für eine geheime Beförderung des „Sozialdemokrat" über die Grenze Wege zu finden suchte und die auch für die geheime Verbreitung des Blattes in Deutschland Mittel ersann und ausführte. Diese Organisation, die bei den überall durchbrochenen und unterdrückten Verbindungen der Parteigenossen jede Schwierigkeit zu lösen hatte, war die „Rote Feldpost". Ihre Glieder zerstreuten sich über ganz Deutschland und das Ausland, und sie förderten einheitlich das Werk. Es war die junge Kraft des Sozialismus, der die „Feldposttruppe" zu den Taten und Opfern stärkte, die sie leistete. Die gehässige Leidenschaft der Gegner zerbrach an der Aufopferung, der inneren Ruhe und dem Mute der Parteigenossen.

In dieser zwölfjährigen Periode der Feldpost hat sich zwischen Ernst und Kampf auch oft Heiteres ereignet, das uns heute als ein paar farbige Bilder im Freilichtgemälde des Sozialismus erfreuen

kann. Denn nach überstandener Gefahr waren es besonders die heiteren Erlebnisse, die in der Aufregung das Gleichgewicht gaben. In zwangloser Reihenfolge sollen nunmehr Schilderungen, Ernstes und Frohes, soweit sie meinem Erinnerungsvermögen noch eingeprägt sind, gegeben werden.

Königsmörder und Wachtmeister. Anfänge des Schriftenschmuggels.

Die sozialdemokratische Bewegung in Konstanz, wo ich damals mein Domizil hatte, wurde infolge der öffentlichen Hetze stark gehemmt. Der Bevollmächtigte der Partei, Karl Schröder — der einige Jahre darauf in der Schweiz als Polizeispitzel entlarvt wurde —, ließ nach seiner Abreise in die Schweiz die Genossen in Mißtrauen zurück. Im Jahre 1877 kam ein Zuzug von eifrigen Mitgliedern, so daß eine rührige Agitation entstand, die uns auch Verbindungen auf dem Lande brachte.

In Meersburg am Bodensee drängten die Genossen zur ersten Versammlung. Sie sollte am 12. Mai 1878 stattfinden; einen Tag zuvor war das Hödelattentat erfolgt. In Konstanz schwirrten ungeheuerliche Gerüchte durch die Köpfe, aber als ich in Meersburg ans Land kam, wußte noch niemand davon. Jedoch war im Nebenzimmer des Versammlungslokals ein Haufe Bauern, die mit drohenden Gebärden Unheil kündeten. Ihre Fäuste ließen die Prügel ahnen, die sie für uns bereit hielten.

Die Genossen harrten in bewegter Spannung auf den Beginn. Der Wachtmeister kam mit zwei Gendarmen und fragte nach dem Redner. Ich stellte mich vor, da ermahnte er mich wohlwollend: „Machen Sie's nicht zu scharf, damit ich nicht eingreifen muß." Darüber beruhigte ich ihn und sagte, daß freilich drüben die Bauern Arges im Sinne hätten. Der Wachtmeister wandte sich gegen die Bauern und sagte: „Daß die nichts machen, dafür sorgen wir."

„Was, den Kerls hilft man noch!" schrien die Bauern. Die Versammlung hatte noch nicht begonnen, da zerstreuten sie sich.

Dennoch wurde die Versammlung fortgesetzt durch Rüpeleien unterbrochen. Ein Bezirksrat Stadelhofer inszenierte die Zwischenrufe und verlangte immer wieder Auflösung der Versammlung. „Das ist meine Sache," endete jedesmal der Wachtmeister die Unruhen. Und er löste nicht auf.

Am Schlusse kam er sogar auf mich zu und bot mir die Hand. „Na, die Sache wäre so übel nicht, jedoch findest du wenig Anklang bei der Gesellschaft," sagte er mit geringschätzigem Blick auf verschiedene Versammlungsteilnehmer, darunter auch der Herr Bezirksrat. „Übrigens," fuhr er fort, „wenn das dein verstorbener Vater wüßte, so würde er sich im Grabe umdrehen."

Da erkannte ich in ihm einen Landsmann und Freund meines verstorbenen Vaters aus dem Schwarzwald und dankte ihm für seine resolute Fürsorge.

Die Genossen begleiteten mich und den Genossen Grießer aufs Schiff. Kaum waren wir eingestiegen, stürmte eine Menschenmenge lärmend der Landungsstelle zu. „Raus muß er, raus muß er!" schrien sie. „In den See werfen wir den Kaisermörder." Aber das Schiff trieb schon durchs Wasser, und die Wut der Leute tobte sich an den Meersburger Genossen aus. Der Bezirksrat hatte die Wut und den Mut durch ein Faß Bier erhöht und angefeuert. Auch Zöglinge aus dem dortigen Lehrerfeminar stellten sich in die Sache der Ordnung.

Zufällig hatte ich am Tage des Nobilingattentats wieder eine Versammlung in Meersburg. Ich war eben im Schiff geborgen, als die Depesche in die Leidenschaften der Gegner einschlug. Beide Male endeten die Genossen zwar nicht im See, aber sie erlitten und erteilten Prügel, die ihrer Überzeugung wert waren.

Einige Zeit darauf redete Dreesbach in Konstanz. Er verfehlte den Genossen, der ihn abholen sollte, und setzte sich allein in irgend eine Wirtschaft. Da waren Konstanzer Bürger und unterhielten sich laut und mutvoll über die Versammlung der Sozialdemokraten. Sie besprachen alle Möglichkeiten einer Verhinderung dieses unerhörten Vorhabens, zuletzt fand einer die Lösung: „Den Lumpen Dreesbach, den Faulenzer und Tagedieb, werfen wir einfach in den Bodensee."

Währenddessen kam ein Wachtmeister zur Tür herein, stutzte und ging erfreut auf Dreesbach zu: „Wie geht es Ihnen, Herr Dreesbach, wie geht's in Mannem?"

„Gut, ganz gut," erwiderte der. „Allein, man will mich hier um die Ecke bringen, in den Bodensee, wissen Sie."

Der Wachtmeister lachte auf: „Die da? Die werfen noch nicht einmal a Katz in See."

Da wurde es mäuschenstill und bald darauf menschenleer in der Wirtsstube, nur der Wachtmeister hörte aufmerksam auf die Worte seines Mannheimer Bekannten. Und am Abend verlief die Versammlung ungestört.

Am nächsten Tage aber wurde die Wirtschaft, in der die Versammlung stattgefunden hatte, mit Militärverbot bestraft.

Zur Übung einberufene Reservisten und Landwehrleute befanden sich gerade in Konstanz. Obwohl sie am anderen Tage zur Entlassung kamen, wurde ihnen noch das Verbot im Kasernenhof bekanntgegeben. Die Leute hörten es und waren am Ende mit sich einig, wo sie ihren letzten Abend der Kameradschaft verbringen wollten. Ein munterer Schulmeister gab die Parole unter die Kameraden: „Heute abend Abschiedsschoppen beim gefährlichen Wirt!"

Und wirklich hatte die verbotene Wirtschaft kaum Platz, die Wehrmänner zu fassen, die alle erklärten, sie wollten bloß den bösen Wirt kennen lernen.

Wir Genossen hatten unsere helle Freude an der Hilfsagitation der Militärbehörde. Es wurde manche Bekanntschaft an diesem Abend gemacht und manche Verbindung angeknüpft, die uns später trefflich zunutze kommen sollte.

Mitte Juli brachte die „Konstanzer Zeitung" von unserem Lokalwirt das Inserat:

„Infolge der Attentate auf Seine Majestät den Kaiser und König ist und bleibt mein Lokal den Königsmördern verschlossen."

Zu diesem Inserat hatten ihn die Logenbrüder, die bei ihm verkehrten, durch Boykottandrohung gezwungen. Wir aber waren so mit unseren Gedanken ohne äußeres Dach und Fach. Wir hielten jetzt unsere Zusammenkünfte in dem Schweizer Grenzort Kreuzlingen, im Gasthaus „Zur Krone" ab. Aber da wurden die Konstanzer Genossen von der deutschen Polizei dauernd überwacht, so daß wir einen harmlosen Grund für unsere eifrige „Kreuzlinger Betätigung" finden mußten.

Wir gründeten für Kreuzlingen und Umgegend eine Kranken- und Sterbekasse, und diese gewährte den Genossen nicht nur für ihre Sache Schutz, sondern sie entwickelte sich in Wirklichkeit zu einer nützlichen Einrichtung, die heute noch dort besteht.

In dieser Zeit kamen aus der Seegegend häufig Anfragen um Beschaffung von Schriften, die in Deutschland verboten waren. Ich erfuhr in Kreuzlingen, wo ich wohnte, daß in früheren reaktionären Zeiten Jean Philipp Becker und seine Freunde in der Druckerei Volkshalle in Kreuzlingen ihre Schriften druckten und heimlich in Deutschland verbreiteten. Da ließ ich mir Schriften aus der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich kommen. Zugleich legte mir der damalige Leiter der Volksbuchhandlung, Genosse Robert Seidel, die Frage vor, ob es möglich wäre, zweimal in der Woche einige Pakete ohne Revision über die Zollgrenze zu bringen, um sie auf deutschem Gebiet durch Postämter zu befördern.

Ich empfing die Pakete, und einige Genossen halfen mir, die Schriften unter den Kleidern verborgen über die Grenze zu nehmen. Den größeren Teil schmuggelte meine Frau im Kinderwagen. Da waren Kissen, Matratze und Bettchen angefüllt. Die Grenzbeamten achteten anfangs nicht darauf, schon weil sie bei solchen Durchsuchungen ihre Nase ängstlich schonten.

Aber später, als sie Erfahrung in unserem „Handwerk" erworben hatten, spähten die Beamten mit allen Sinnen nach dem Verbotenen.

Der „Sozialdemokrat".

Bald konnten die Polster der Kinderkutsche die Schriften nicht mehr fassen. Der „Sozialdemokrat" war erschienen, und Ende September 1879 kam zu mir nach Kreuzlingen der Genosse Adolf Uhle — der heute in Argentinien für unsere Sache tätig ist — und stellte zwei Koffer vor mich hin, in denen die erste Nummer des „Sozialdemokrat" verpackt war. Wir berieten mit einigen vertrauten Genossen, was zu tun, und machten uns am Abend noch ans Werk. Wir brachten die Koffer auf den Bodensee, fuhren in der Mitternacht suchend umher und fanden erst morgens gegen drei Uhr eine geeignete und gerade unbewachte Stelle zur Landung oberhalb Meersburg. Da versteckten wir auf dem Kleeacker eines Genossen unsere Ware. Der Genosse wurde noch davon in Kenntnis gesetzt, und wir fuhren in unserer Gondel zurück.

Morgens holte der Mann eine Fuhre „Klee" in sein Haus. Am gleichen Tage kam ich mit dem Dampfschiff hinüber und holte die Koffer nach Konstanz. Hier wurde bei dem Wirt, der uns sein Lokal durch das Inserat verboten hatte, die Ware eingelagert und zum Versand fertig gepackt. Dort freilich suchte uns die Polizei nicht. Die Aufgabe der Pakete ging auf den Postämtern der Umgebung glatt vor sich.

Mit dem Reste der Zeitungen ging mein jüngerer Bruder auf die Reise. Auf dem Postamt in Singen wollte es der Zufall, daß ein für den Empfänger bestimmter Deckadreßzettel in dem Paket sich lockerte, zum Verschluß herausspielte und gerade auf den Postschalter fiel. Mein Bruder beseitigte den Zettel, aber der Beamte hatte es bemerkt und schöpfte Verdacht auf etwas Ungehöriges. Den Aufgeber ließ er zwar seiner Wege ziehen, doch sandte er zur Gendarmerie, denn bald wurde Bruder Hans von einem Berittenen eingeholt und nach Radolfzell ins Gefängnis gebracht.

Hans hatte noch eine größere Anzahl in Briefkuverts verpackte Einzelexemplare bei sich. Man verlangte, daß er sie öffne, er lehnte dies aber ab, da die Briefe nicht sein Eigentum, sondern ihm zur Besorgung anvertraut seien. Schließlich erbrachen die Herren selbst die Briefe. Es hatte noch niemand eine Ahnung von der Existenz des „Sozialdemokrat". Darum gab es seltsame Gesichter, als er so unerwartet zum Vorschein kam.

Hans war ebenso „erstaunt" wie die Herren und gab an, diese Dinge von „dem großen Unbekannten" zu haben. Da er gerade ohne Arbeit sei, so habe er diese Besorgung gegen Entgelt übernommen. Dabei blieb er auch trotz aller Versprechungen und Anerbietungen, die man ihm machte. Er versprach aber feierlich, jenen Unbekannten,

den er in Konstanz wieder zu treffen hoffe, der Polizei zu überliefern.

Da das Blatt noch nicht verboten war, wurde Hans am sechsten Tage entlassen. Das Verbot aber wurde jetzt sofort gegeben. Damit war auch die junge Feldpost aus der Taufe gehoben. Das Kanonenfieber hatte sie auch schon überstanden und entwickelte sich zu jener tapferen und umsichtigen Truppe, die fast zwölf Jahre lang die Machinationen der Polizei zuschanden machte, diese mitunter in heillose Aufregung versetzte und anläßlich der Wohlgemuth-Affäre sogar den Züricher Polizeihauptmann bewog, zu mir zu stürmen mit dem Ausruf: „Himmelsakrament, der Bismarck tobt wie a wütiger Stier. Er behauptet, Sie schmuggle de ‚Sozialdemokrat' nach Dütschland, un will üs Schwyzer an de Chrage."

Die Geächteten.

Die Entdeckung des „Sozialdemokrat" gab der Polizei und den Gegnern willkommene Gelegenheit, unsere Agitation zu stören. Gerade die uns so wertvollen Verbindungen auf dem Lande, wo wir noch am sichersten mit unseren Sendungen geborgen waren, wurden uns unsicher gemacht durch die schauerlichen Gerüchte über die Sozialdemokraten. Die Mären liefen durchs ganze Land und wurden immer farbiger und anschaulicher. Die Behörden schreckten die Leute vor Mithilfe und Unterstützungen ab, indem sie die Maßregeln gegen die erwischten Verbreiter der sozialistischen Literatur furchtbar ausmalten. Kasematten und Standrecht waren im Badischen von 1849 noch in Erinnerung und wurden nun im Volksmund wieder mit uns in Zusammenhang gebracht. So sollten unsere Anhänger eingeschüchtert und die draußen auf dem Lande von uns loszutrennen versucht werden. Gar in kleinen Orten gehörte ungewöhnlicher Mut dazu, gegen die Leute allein zu unserer Sache zu stehen. Zudem erwuchs den Freunden alle Unbill aus ihrer Überzeugungstreue. Sie kamen fast immer ins Gefängnis, sie erlitten materielle Einbuße und nicht zuletzt seelisches Ungemach. Es geschahen viele ähnliche Zwischenfälle, wie ich hier einen herausgreifen will.

Auf der Insel Reichenau war der Genosse Grießer wegen Verdachts der Verbreitung verbotener Schriften verhaftet und von zwei Gendarmen nach Konstanz ins Gefängnis gebracht worden. Nach einigen Tagen hörte ich um Mitternacht ein schüchternes Klopfen an meiner Haustür. Als ich öffnete, stand die Schwester des Verhafteten vor mir. In Sturm und Regen hatte sich das Mädchen in zweieinhalb Stunden zu mir geschlichen, damit man nicht bemerke, daß sie mich aufgesucht habe und daß eine Verbindung zwischen uns bestehe.

„Wissen Sie schon," fragte sie weinend, „daß mein Bruder an schweren Ketten in den Rastatter Kasematten liegt?"

Ich beruhigte sie, aber sie brach wieder in Tränen aus: „Der Ortspolizeier hat erzählt, man hätte ihn schon erschossen."

Zuletzt hörte das Mädchen auf mich und wurde stiller. Dann erzählte es, es wäre in Reichenau für die Familie nicht auszuhalten, sie könnten sich bei den Bauern nimmer sehen lassen. Alles sei wütend, daß dieser Mensch eine solche Schande über die Insel bringe. Die Bürgerwehr, die man ihnen als Anerkennung ihrer Treue belassen habe, müßte nun die Röcke ausziehen.

Die Reichenauer waren im Jahre 1849 dem Großherzog Leopold treu geblieben, und darauf war das Völklein sehr stolz. Die Verleumdungen und Abschreckungen, sieht man, wurden den Leuten für die empfindlichste Stelle zurecht gemacht, man packte sie bei ihrer Tugend, bei Treue, Patriotismus, überall.

Allerlei Freunde.

Unsere Hauptstützpunkte waren in dieser Zeit nur persönliche Bekanntschaften, und diese versagten häufig. Manch ängstlicher Freund schlug einem die Türe vor der Nase zu. So erging es mir im schwäbischen Oberland. Da wagte sich der Gute, solange ich im Städtchen war, nicht mehr vor seine Klause. Aber später wog derselbe Mann seine Schwäche durch Handreichungen reichlich auf.

Oft konnte uns auch unverständiger Übereifer und Prahlerei leicht verhängnisvoll werden. Da empfing mich ein empfohlener Freund der Sache mit dem Ausruf: „Potz Blitz, das ist aber Zeit, daß endlich einmal einer kommt von der Spritz!" Dann setzte er vergnügt die Unterhaltung fort: „Sagen Sie mir, wann es denn los geht. Bei mir ist alles vorbereitet, jeder meiner Leute hat seine Funktion zuerteilt."

Er ließ sich auch nicht abschrecken und erklärte noch: „Die Gewehre von meinem Schwiegervater, der 1849 der Führer hier war, sind jetzt noch unter der Brücke versteckt."

Als dann eine Bierreise durch das Schwarzwaldstädtchen von ihm unternommen wurde, um mich seinen Freunden vorzustellen, mußte ich ihm schließlich doch sagen, daß diese Art der Betätigung nicht geeignet sei, meine auf dem Bahnhof lagernden Zeitungskollis unauffällig an die Adressaten zu bringen. Als er später in einen Prozeß verwickelt wurde, benahm er sich weniger heldenhaft.

Dann gab es wieder Freunde, die ihre ganze Familie für unsere Sache gewannen und Opfer und Rat wußten, so oft man Hilfe brauchte. Vor allem die Familie Geck und Freunde in Offenburg waren an Opfermut kaum zu übertreffen, und in kritischen Tagen war ich sicher, dort stets sicheres Quartier zu finden.

Im Schutze der Obrigkeit.

Unsere Reisen waren am ungefährlichsten, wenn wir so schlicht und solid auftraten wie jeder andere ordentliche Staatsbürger. Ein Schlapphut oder gar eine rote Krawatte konnte uns nur verdächtigen. Am besten erging es uns, wenn wir uns im Bahnhof oder in den Gasthöfen möglichst in der Nähe und unter den Augen der Gesetzeswächter aufhielten. Nervöse Leute oder solche, die glaubten, man sehe ihnen ihre Mission vom Gesicht ab, waren für diesen Dienst nicht zu gebrauchen, sie richteten nur Konfusionen an.

In Singen rief mir mein Vetter, der Schaffner B., zu: „Sackerment, Sepp, paß uff, da vorn sitzt der Staatsanwalt Fieser und fahrt nach Offenburg!" Das war mir sehr angenehm. „Zeig' mir sein Coupé," sagte ich und setzte mich an die Seite des Staatsanwaltes.

Im Markgräfler Land fragte ich um Rat, wo ich am klügsten absteigen könnte. Lachend riet man mir:

„Z' Müllen in der Posch't,
Tusig saggermosch't,
Trinkt me nit e guete Wij,
Goht er nit wie Baumöl ij!
Z' Müllen in der Posch't!"

Und dort war ich gut und sicher aufgehoben.

Ein andermal setzte ich mich nach getaner Arbeit in die Honoratiorenstube des „Lahrer Hinkenden". Im „Herrenschtübli" waren der Amtmann, der Posthalter, der Apotheker, der Bürgermeister und noch einiges „bessere" Schreibervolk, einige Handlungsreisende und ich.

Badische Beamte und bessere Bürger waren in der Regel nationalliberal. Einige auch ultramontan. Diese konnten sich dann nur durch viel Aufgebot von Gemüt und Witz in der Gunst der Tischgesellschaft halten. Da wurde nationalliberale Politik gemacht und darunter schwarz-fröhliche Witze eingeschoben.

Nun saß ein Reisender da, der in allen Tonarten Eugen Richters Reden aus dem Reichstag variierte. Von Glas zu Glas wurde er mutiger und freute sich der Gelegenheit, es den Beamten zu „zeigen". Als sein Radikalismus immer feuriger wurde, sagte ich: „Herr Weckerle, das hätte ich Ihnen doch nicht zugetraut. Sie scheinen ja ein leibhaftiger Sozialdemokrat zu sein."

Da wurde Herr Weckerle blaß. Schnell sagte er zu mir, indem er mich vorwurfsvoll ansah: „Herr Hodapp (so hieß ich den Abend), wie können Sie nur so etwas von mir denken. Mit dem Gesindel will ich nichts zu tun haben."

Ich erwiderte: „Ich denke nichts Schlechtes von Ihnen, aber Ihre Reden sind doch so, wie sie die Sozialdemokraten machen sollen."

Da beteuerte der Herr seine Unschuld, sehr hitzig, und fragte zuletzt, ob ich wohl einer von der geheimen Polizei wäre!

Die anderen Herren hielten mich für einen Spaßvogel, lachten ihn aus, und ich beruhigte ihn. Nach einer neuen Flasche Roten söhnte er sich mit mir aus, fiel mir um den Hals und gestand mir nicht seine heimliche Liebe, aber eine gewisse Verehrung für die Sozi. „Verraten Sie mich aber nicht!" setzte er hinzu.

Nach solchen Exkursionen war man aber doch froh, wenn man ohne verborgene Aufregung wieder „harmlos" bei der Tischgesellschaft der Freunde sein konnte.

Wir hatten uns die ersten Wochen recht und schlecht mit unseren sehr beschränkten materiellen und sonstigen Hilfsmitteln durchzufinden gesucht.

Mittlerweile hatte dann Genosse Julius Motteler das Kommando der „roten Feldpost" übernommen. Er setzte alles daran, die Maschen des Verbindungsnetzes weiter zu spinnen und die weiteren Mittel zu kräftigen.

Schweizer Staatsstreichler und deutsche Grenzüberschreitungen.

Der Sammelpunkt war nun vorhanden. Allerorts im Reiche erwachte immer mehr die Lust und der Mut, den Kampf mit der brutalen und fanatisierten Gegnerschaft aufzunehmen.

Die Nachfrage nach dem verbotenen Parteiorgan ward von Woche zu Woche lebhafter. Der Stab in Zürich fand tatkräftige Hilfe und Unterstützung bei Schweizer Freunden, von denen nicht wenige unsere dankbare Erinnerung verdienen. Die Mitgliedschaft der deutschen Sozialisten im Bunde mit den Österreichern bekundete einen wahren Feuereifer in dem Bestreben, uns nützlich zu sein.

Die Arbeit im „roten Postamt" war sehr aufreibend und konnte nur mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit bewältigt werden. Zur Sicherheit der Korrespondenz waren absolut zuverlässige Deckadressen notwendig. Viel Vorsicht war erforderlich, die dazu geeigneten Personen auszuwählen. Die Aufregung im Dienst hörte nie auf. Immerfort mußte man sich den Gedanken gegenwärtig halten, daß eine noch so geringe Nachlässigkeit unsere Wege zerstören und über die Betroffenen im Reiche viel Leid und Elend bringen konnte. War es schon gerade genug an dem Unheil, das der leidige Zufall herbeiführte.

Wohnungs- und Ortswechsel, Entlassung aus der Arbeit, Todesfälle, Haussuchung, Briefsperre und anderes mehr machten fortgesetzte Adreßänderungen nötig. Da galt es dann nach allen Richtungen hin, wo Sendungen an die brenzlich gewordenen Adressen unterwegs waren, Zurückhaltungen und Anordnungen allert Art zu

treffen. Mitten aus fieberhafter Tätigkeit heraus wurden oft Reisen nach allen Ecken hin nötig.

Die Sendungen innerhalb der Schweiz selbst an die geeigneten Grenzstationen zu befördern, war schon gar keine leichte Sache. Es war nicht nur nötig, den von der deutschen Polizei bezahlten Spitzeln in Zürich und an den Grenzen die Sache verborgen zu halten, sondern auch vor den schweizerischen Bahn- und Postbeamten war Vorsicht geboten.

Die deutsche Polizei machte sich nämlich auch an diese heran, besonders in der Nähe der Grenze, und nicht alle waren unzugänglich. Viele waren wohl auch selbst heftige Gegner unserer Sache, und so entsprach der „Liebesdienst" ihren Privatneigungen.

Aus dieser Zeit stammt auch die nachstehende Schilderung einer Thurgauer Korrespondenz der Züricher „Post" aus dem Jahre 1880. Der Arbeiter Sch. war bei mir beschäftigt, und die Haussuchung galt darum mehr mir:

Ich bin in der Lage, Ihnen eine Geschichte zu berichten, welche nur komisch wäre, wenn sie nicht auch einen sehr ernsten Hintergrund hätte. Der Arbeiter Sch. in Kreuzlingen, ein Schweizer Bürger, begab sich am 20. April nach Konstanz, wo er in angetrunkenem Zustand auf der Straße einen Schutzmann anredete. Er soll den letzteren gefragt haben: „Nicht wahr, Sie sind Schutzmann?" Die Antwort lautete: „Ja." „Und ich," fuhr Sch. fort, „bin Sozialist; wissen Sie, der Staatsstreich kommt doch, ich weiß es." Diese Worte eines Betrunkenen genügten, die deutsche und thurgauische Polizei zu alarmieren. Beide scheinen vergessen zu haben, daß der „Staatsstreich" doch die Revolution von oben, nicht von unten bedeutet, und der gute Mann Sch. hiervon also kaum etwas wissen konnte. Sch. wurde inquiriert und auch ein früherer Meister desselben ins Verhör genommen. Die nächste Folge aber war — und das ist der wesentliche Punkt —, daß nun auf Gesuch des großherzoglichen Untersuchungsrichters in Konstanz der Statthalter des schweizerischen thurgauischen Bezirks Kreuzlingen in Kreuzlingen selbst, wo Sch. in Arbeit gestanden hatte, eine Haussuchung vornehmen ließ, angeblich mit Zustimmung des Sch., der wahrscheinlich, weil er dachte, man werde bei ihm nichts Kompromittierendes finden, diesen Weg nicht unbequem fand. Wie aber, frage ich, darf bei einem Schweizer Bürger einfach Haussuchung gepflogen werden, wenn eine auswärtige Behörde hierfür ein Gesuch stellt? Zudem war bei dieser Haussuchung neben dem thurgauischen Landjägerkorporal ein deutscher Polizeisergeant in Zivil zugegen, so daß also, ließe man diesen Fall als normal gelten, in Zukunft die deutsche Polizei auf Schweizergebiet Haussuchungen mit vorzunehmen als berechtigt erschiene. Bei

der Haussuchung nahm man einige Zeitungen und Broschüren weg, die der deutsche Polizist zu sich steckte, ohne auch nur den Empfang zu quittieren. Mit welchem Recht darf die deutsche Polizei das Eigentum eines Schweizer Bürgers auf Schweizer Gebiet konfiszieren? Wegen der Konsequenzen sollte dieser Vorgang ernstlich beachtet und von den kompetenten Behörden das Nötige gegen seine Wiederkehr angeordnet werden.

Bis jetzt haben die schweizerischen Behörden noch nichts gegen diesen Eingriff getan und sollen sich demnach nicht wundern, wenn die Schweiz mehr und mehr als deutsche Provinz angesehen und behandelt wird. Die Folgen sind leicht abzusehen.

Allerlei Schmuggler.

Unter den verschiedensten Formen und Deklarationen, auf Umwegen gelangten die Sachen an die Grenzorte. Dort die geeigneten Leute für den Grenzschmuggel und die Verbindungen für die Weiterbeförderung zu finden, brachte dem „roten Postmeister" schwere Stunden. Die schweizerische Grenzbevölkerung in ihrer Mehrzahl war uns in keiner Weise freundlich gesinnt. Auch vor dieser mußten wir uns sehr vorsehen. Wie überall in Grenzbezirken, so hatte sich da viel zweideutiges Volk angesiedelt, und die Schweizer Landjäger, Gerichte und Bevölkerung hatten ihre liebe Not mit dem Abhub. Darunter hatten aber auch wir zu leiden. Anerkannt muß werden, daß die oberen Behörden doch im allgemeinen einsichtig waren. Bei der Regierung des Thurgaues, in Frauenfeld, wurde von der deutschen Behörde angefragt, ob man den B. und noch einige dazu nicht aus dem Grenzbezirk verweisen könne. Der Statthalter des Bezirks mußte Bericht nach Frauenfeld über die Leute geben. Wie mir der Statthalter selbst eröffnete, lautete der Bericht:

„Die Betreffenden seien fleißige und solide Geschäftsleute und Arbeiter, und es liege kein Grund zu einem Vorgehen vor. Wenn die deutschen Behörden allerlei andere Elemente über die Grenze nehmen möchten, wäre das wohl angebrachter."

Eine körperverletzliche Rede.

Wie sich indessen die Bevölkerung zu unserer Sache hielt, mußte Freund Tauscher einmal an seinem Leibe erfahren. In einem in Kreuzlingen gehaltenen Vortrag hatte er darauf hingewiesen, wie wenig republikanisch es sei, daß die Schweizer Grenzpolizei der deutschen Behörde gegen die Sozialisten öfter Handreichungen leiste. Gerichtsnotar Zehnder bezichtigte dann Tauscher und die Genossen als Störer der freundnachbarlichen Beziehungen und hielt eine Hetzansprache, die sich sofort in Taten umsetzte. Es entstand ein wüster

Tumult, die Türe wurde von der fanatisierten Prügelgarde abgesperrt, und unsere Genossen, die in der Minderzahl waren, mußten vor den eigenen Arbeitsbrüdern zu den Fenstern hinausflüchten.

Der Vorsitzende in dieser Versammlung war der später in Stuttgart als Polizeispitzel erkannte Schreiner Christian Waiblinger. Dieser Bursche — damals noch als eifriger Genosse geltend — hatte freilich die Schweizer durch einige recht unangebrachte Bemerkungen gereizt.

Und anderen Tages kam Tauscher ohne Hut und Schirm, mit zerrissenem Rock und Beulen am Leibe in Zürich an.

Vom Teilen.

Nach Feierabend saßen der Landjäger Burkhardt, die Wirtin, der vielbeschäftigte und angesehene Tierarzt Hausamann und ich an einem Tische. Der Tierdoktor war ein Kannegießer, der seine politische Einsicht nimmer und vor niemanden zurückhalten konnte. An diesem Abend begann er also: „Bi m' Eyd, jetz häm mer nit nur dia Wanderprediger von denna Schtündler und Sektierer und sunscht allerhand Gsindel, jetz sitza au noch dia Chaiba von dütsche Sozialdemokratie in üserem Kanton Thurgi."

„Das sind aber doch ganz ordentlichi Lüt," meinte der Landjäger.

„Was, ordentlichi Lüt," rief der Tierarzt, „Erzhalunke sind's! Fräße, fusa und fulänze wölle si, de Riche d' Sach näme und z'letscht muaß d' Gmeind si verhalte. Do drübe wohnt au so a Chog, der goht als am Sunndig go predige und d' Arbeiter ufhetze. Über d' Gränz sollt ma dene Chlünki (Strolch) usipeitsche."

Die Wirtin biß die Zähne zusammen, um das Lachen zu verhalten und sah mich belustigt an.

„Wer isch denn dös?" fragte der Landjäger.

„I kenn den Lump nit, aber B. heißt er und da drübe bim Rutishauser wohnt er."

„Jetzt höret Se aber, Herr Doktor," fiel da der Landjäger ein. „der Herr B. wohnt grad unter mir, dös isch kei Lump. Von früh fünfi bis in d' Nacht schafft der Mann, und dem kann mer nix nachsage. A Sozialdemokrat isch er frieli, aber er nimmt niemand was weg."

Ich fragte den Tierarzt, ob er wisse, was die Sozialdemokraten wollen.

„Teile wölle sie," war seine Antwort. „Jawohl, im Programm glich zvöderst im Paragraph eins stoht's drin."

Ich nahm aus meinem Taschenbuch ein Programm, gab es ihm und stellte mich vor. Erstaunt sah er mich an und sagte höflich: „Ja, so, Sie sind der Mann, ja Sie kenn i schon lang vom Ansehe.

Sie möcht i kein Lump heiße. Komme Sie morge zu mir, Sie bekomme a Bestellung von mir und müsse mi Lieferant werde." Er hielt sein Wort und empfahl mich außerdem, wo er konnte, bei seinen Bekannten.

Sturmfahrten.

Gegen Ende des Jahres 1879 waren wir so weit, daß an der Grenze entlang von Lindau bis Konstanz und von da bis Basel eine Reihe von Schmuggelposten vorhanden waren, die ziemlich regelmäßig befördern konnten. Auch nach Österreich wurde über Vorarlberg ein Weg benutzt. Unfälle hatten wir in dieser Zeit nicht, doch ganz glatt lief es auch nicht immer ab. Häufig wurde auf dem See die Landung unmöglich gemacht oder unsere Plätze waren von Grenzjägern bewacht. In solchen Fällen mußten wir verborgen warten, bis die Grünröcke sich entfernten. Das dauerte oft lange und bange Stunden. Da die Mitwirkenden fast alle verheiratet waren, so wurden das auch unruhige Stunden für die Frauen zu Hause.

Es gab auch andere Zwischenfälle, die die Rückkehr verzögern konnten. So, wenn wir noch auf Schweizer Boden von uns Übelgesinnten beobachtet oder überrascht wurden. Da lag denn allemal die Befürchtung vor, daß wir über die Grenze signalisiert worden waren. Wir mußten neue Wege suchen, um die Leute in Täuschung zu halten. Bei Nebel konnte es vorkommen, daß man trotz Kompaß auf dem See im Kreise herumgondelte und stundenweit ober- oder unterhalb der gesuchten Landungsstelle herauskam. Nicht selten brach Sturm los, und es gelang nur mit dem Aufgebot aller Leibeskräfte, sich der wachsenden Wogen zu erwehren. Manchmal schlug eine Welle über das Boot hinweg, daß man sich schon im See verloren fühlte. Aber wir hatten das Glück, das Unwetter austoben zu hören, wir waren heil, nur die Ruder und unsere zerschundenen Hände verrieten den Kampf.

Heute weiß ich noch, wie meine Frau mit Zittern und Zagen auf meine Heimkehr wartete und keinen Schlaf finden konnte. Und so war es auch bei den anderen. War's vorüber, war die Freude groß, und keine hatte den Mut verloren oder je den Versuch gemacht, den Mann zurückzuhalten. So tief und gründlich wurzelte der Haß und die Verachtung gegen die unsinnige Unterdrückung und gegen ihre brutalen Schergen.

Bei Mondenschein.

Bei solch einer Mitternachtsfahrt hinderte mich einst ein Abenteuer an der eiligen Besorgung meiner Aufgabe.

Ein Graf Douglas besaß eine Villa am Ufer des Bodensees. Dort formte sich eine Bucht, die für uns wie geschaffen war, und

dahin steuerte ich mein Fahrzeug. Es war eine mondhelle Nacht, der ganze Seespiegel breitete sich wie beleuchtet hin; es stieg ein wundersames Leben aus dem Raunen des Wassers herauf, so poetisch — für mein heimliches Schwärmen, aber sehr gefährlich.

Ein Vertrauter wartete am Ufer, die Sachen in Empfang zu nehmen. 50 bis 60 Meter von der Landung entfernt, bemerkte ich sein Zeichen, daß ich einfahren könne. Plötzlich schlugen Doggen an. Ich horchte und sah hin. Da stand hinterm Gartenzaun der Graf, mit der Flinte am Kinn, und brüllte auf den See hinaus: „Ihr Halunken, ich werde euch eins auf den Pelz brennen!"

Lautlos ruderte ich zurück.

Graf Douglas hat den Schuß nicht getan.

Eine Stunde später gelang mir weiter unten die Landung. Der Gefährte erzählte: „Douglas hat Diebe vermutet, denn vor einiger Zeit ist bei ihm eingebrochen worden."

Kleine Beute.

Dieser stille Platz war jetzt unsicher geworden. Da die Stelle aber zu schön war, versuchten wir später wieder, dort zu landen. Das erstemal ging es auch gut ab. Als aber das zweitemal die Ballen schon am Lande lagen, erscholl von links und rechts aus dem Weidengebüsch ein fürchterliches Geschrei.

Von beiden Seiten stürzten Grenzjäger hervor. Wir erreichten noch die Gondel und ruderten davon. Aber die Ware mußten wir zurücklassen.

Die Grenzer hatten auch einen Kahn in Bereitschaft. Sie bestiegen ihn und folgten uns nach. Doch erst in der Nähe des Schweizer Ufers holten sie uns ein. Gesetzlich konnten sie uns hier nichts mehr machen. Sie versuchten nur, uns zu rekognoszieren. Wir nahmen die Ruder hoch und erklärten den Herren: „Wenn ihr nicht umkehrt, dann stoßen wir euren Kahn um!"

Sie gehorchten, fuhren langsam zurück und wollten nun die Ware kapern. Doch, o wehe, es war nichts mehr da. Unsere Posten drüben hatten mittlerweile, von Geschrei und Wasserplätschern unbehindert, die Ballen geborgen.

„Kruzitürken," tobte ein Grenzer, „jetzt nach, daß wir wenigstens die Klunker noch erwischen!" Aber auf dieser neuen Jagd blieben ihnen die Krallen wieder leer.

Ein kleines Bällchen war im Trubel liegen geblieben. Dieses Ding wurde am anderen Tage in der „Konstanzer Zeitung" zu einem großen Fange aufgebauscht.

Daß ihnen der Hauptbraten entgangen, hatten die Grünröcke diskret verschwiegen.

Züricher Postbeamte.

Ging das Schmuggeln rasch vonstatten, dann kamen die Leser verhältnismäßig bald in den Besitz der Lektüre. Bei Störungen aber waren Verzögerungen nicht zu vermeiden. War der „Sozialdemokrat" glücklich über die Grenze gebracht und geborgen, so begann eine andere Arbeit: die Verpackung und der Versand nach allen Orten Deutschlands. Dies mußte in so vielerlei Art vor sich gehen und war darum oft schwieriger und gefahrvoller als der Grenzschmuggel.

Hatten wir an der Grenze für den Durchgang und die Weiterbeförderung zu sorgen, so fiel dem „Postamt" in Zürich die Überwachung dieser Arbeit und die Zufuhr bis zur Grenze zu. Sie hatten für die Sammlung der Genossen im Reiche zu wirken und für Tausende von Deckadressen zu sorgen. Motteler, dabei unterstützt von seiner Frau — von den Genossen die Tante genannt —, leistete darin, was er vermochte. Als erste Hilfe waren dort der Schriftsetzer Adolf Uhle und Genosse Emil Szymanowski, dann der frühere Parteisekretär Karl Derossi. Hatte Motteler das Ganze zu überwachen und die Korrespondenz mit seinen „Seelöwen" und „Feldjägern" — wie die Grenzleute von ihm genannt wurden — zu führen und ihnen Anregung und Anleitung zu geben, so fiel Derossi die Korrespondenz mit den Genossen über die Verbindung im Reiche zu.

Vielen Parteigenossen im Reiche wird seine überaus kleine und zierliche Handschrift noch in Erinnerung sein. Er war eine Erfinder- und Tüftlernatur. Unausgesetzt beschäftigte er sich mit der Entdeckung von Chiffren und einer chemischen Geheimschrift. Auch baute er sinnreiche Apparate für die Komposition und Auflösung der Chiffren. Ebenso große Aufmerksamkeit verwandte er auf die Herstellung neuer, abwechselnder Paketformen, und baute außerdem jahrelang an einem Luftschiff.

1884 wanderte er nach Amerika aus, wo er 1910 gestorben ist. Sein Nachfolger wurde Genosse Joseph Joos, der unermüdlich bis zum Schlusse der Feldpost auf seinem Posten tätig war. Daß er neben der Postarbeit in freien Stunden sich der Mühe unterzog, einigen von uns Unterricht in Englisch und Französisch zu geben, ist unserem Tauscher nach der Ausweisung in London sehr zustatten gekommen.

Die in der Druckerei beschäftigten Genossen Richard Fischer, Leonhard Tauscher und Hermann Schlüter waren stets zur Hand, wenn Hilfe nötig war, nicht minder mit Rat und Tat die Genossen Vollmar und Eduard Bernstein, und besonders eifrig betätigte sich auch der leider viel zu früh aus dem Leben gegangene Schweizer Konrad Conzett.

Zwischenfälle.

Eine große Anzahl in Deutschland zerstreut lebender Parteigenossen erhielt das Blatt nicht mit den größeren Sendungen, sondern einzeln im Briefkuvert. Diese wurden besonders über die Grenze gebracht. Eines Tages stellte sich Motteler, begleitet von Uhle, bei uns an der Grenze ein. Motteler wollte die Grenzverhältnisse kennen lernen. Bei dieser Gelegenheit brachten sie die sogenannte kleine Briefpost mit, um sie selbst zu besorgen. Uhle hatte unter seinem Überrock eine Anzahl provisorischer Taschen anbringen lassen, um die Briefe darin zu verstecken. Als die beiden gerade an der Grenze und nur wenige Schritte von dem wachhabenden Grenzjäger entfernt waren, platzten Uhles leicht eingenähte Taschen. Die Briefe fielen zu Boden. Motteler, rasch besonnen, blieb mit dem Rücken gegen den Grenzer gekehrt stehen und begann eine lebhafte Unterhaltung. Zugleich breitete er seinen Mantel weit aus. Unter solchen Gesten konnte Uhle seine Briefe, vom Grenzer unbemerkt, auflesen und wieder verbergen. An der Grenze blieben sie unbehelligt.

Abends hatten wir dann in meiner Wohnung in Kreuzlingen eine Beratung über künftige Versuche und Ausführungen. Plötzlich sagte meine Frau, daß der „Windhund" — diesen Spitznamen hatten wir dem Kriminalsergeanten Dernbach aus Konstanz gegeben — ums Haus herumschleiche. Motteler und Uhle wollten beim Verlassen des Hauses nicht gesehen werden; wir mußten also den Windhund zur Flucht bringen. Die Eingangstür lag im Erdgeschoß. Als der Windhund sich dort einige Augenblicke hinstellte, nahm meine Frau den vollen Spülkübel, öffnete rasch die Türe und goß das fettige Wasser nach dem Manne. „Dies für die Wacht am Rhein!" rief sie dem Windhund nach.

In den nächsten Tagen hatte ich wieder das Vergnügen, einem Wachtmann sachte zu entgehen.

Auf einer Rückfahrt nach erledigter Arbeit spazierte ich auf dem Bahnhof in Radolfzell umher und erwartete den Verbindungszug. Ein Konstanzer Schutzmann tat dasselbe. Er musterte mich fortgesetzt, und als ich einstieg, kam er auch zu mir in mein Coupé nach. Hier betrachtete er mich nochmals von oben bis unten. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte: „Nicht wahr, Sie sind Herr Belli?" Ich bejahte; da sagte er: „Mit Ihnen ist etwas nicht in Ordnung. Ich glaube, es hat etwas im Fahndungsblatt gestanden. Sie sind ein sozialistischer ‚Agater', jetzt weiß ich aber nicht, soll ich Sie verhaften oder nicht."

„Das ist doch sehr einfach," gab ich zurück; „wenn wir nach Konstanz kommen, so ist dort, wie immer, wenn ein Zug ankommt, der

Wachtmeister auf dem Perron. Da fragen Sie dann eben, was mit mir zu tun sei." Damit war der Biedere zufrieden. Der Wachtmeister war richtig am Perron. Der Schutzmann stieg schnell aus; ich stieg auf der anderen Seite gleichfalls eiligst hinaus, ging den Zug entlang und befand mich dort auf Schweizer Gebiet. Die zwei Polizisten suchten wie toll den Bahnhof ab.

Einmal lief ich auf dem Perron des Bahnhofs in Schaffhausen auf und ab, um den Genossen Adolf Geck zu erwarten. Da hörte ich hinter mir meinen Namen nennen. Ich drehte mich um und sah zwei Grenzer, einen deutschen und einen schweizer. Ich fragte, was man von mir wünsche, und da sagte mir der deutsche Grenzer, daß er seinem Kollegen soeben erzählt habe, daß ich vor einiger Zeit in Singen in den Etzwyler Zug umgestiegen sei, da habe ihm der dortige Gendarm gesagt: „Das ist der Belli, der die sozialdemokratischen Sachen besorgt, den sollte man festnehmen, aber mir fährt er wohl davon."

Unter den vielen, die uns zur Seite standen, gab es, wie überall, auch etwas sonderbare Heilige. In einem Städtchen des Kantons Sankt Gallen arbeitete ein eifriger Genosse aus Schwaben. Besonders eifrig war er darin, uns Ermahnungen, Tadel und gute Ratschläge zu erteilen. Fast jede Woche brachte solche von ihm.

Den Mann muß man einmal unter die Kombattanten einreihen, sagten wir uns. Für Österreich bekam er eine Sendung, berechnet, daß ein Mann sie durchbringen konnte. In der Nähe von Rheineck gelang ihm das ohne Zwischenfall. Schon über die gefährliche Zone hinaus, wanderte er dahin. In der Ferne war der wallende Federbusch eines k. k. Landjägers, der sich um die Zöllnerei nicht kümmerte, zu sehen. Und nun ereignete sich der seltene Fall, daß ein Schwabe, der sich nicht sorcht, sich dennoch sorcht. Der Tapfere trat die Retirade an. Die aufrührerische Literatur versenkte er in den Fluten des Rheins. Ungehindert hätte der Schlaukopf diesselbe herübernehmen können. Getan hat er's aber, „um uns Reinfall und Blamage zu ersparen". So schrieb er uns selbstbewußt und voll Stolz auf seine Gewandtheit.

An der Grenze waren Instruktionen zu geben. Ich konnte nicht abkommen. Ein Student und mutiger Parteigenosse wurde damit betraut. Hocherfreut über unser Vertrauen machte er sich reisefertig. Er war schon auf dem Wege zur Bahn, da kam er nochmals zurück. „Ja, aber einen Revolver müßt ihr mir mitgeben. Wenn es schief geht, will ich nicht wehrlos sein." Sehr beleidigt war der Herr, als ihm bedeutet wurde, daß er da Unsinn rede. Gehe es gut, brauche er keine Waffe. Gehe es schief, helfe sie nichts und könne nur zum Unheil dienen.

Als er wieder zurück kam, gestand er mir, er habe doch so ein Ding geborgt und mitgenommen. Daß ihn Freund Hansen an der Grenze darob tüchtig ausgelacht, das hat er mir nicht gebeichtet!

Festgenommen.

Eigentlich Gewisses hatte die Polizei Ende 1879 und Anfang 1880 gegen mich noch nicht in Händen. Ich wagte darum, wenn die Not an Mann ging, bei Nacht immer noch einen Gang nach Konstanz.

Einige Genossen und ich trafen uns an einem Abend im Wirtshaus, und wir sprachen lebhaft miteinander. Einer von uns begann zu politisieren. Im Eifer geschah es lauter, als es klug war, denn der Wirt hatte uns zuvor gesagt: „Der Mensch dort hinten, der tut, als ob er schlafe, mit dem ist es nicht fauber." Es war ein Kaminkehrergehilfe. Als nun ein ungerades Wort fiel, erwachte der Kaminfeger plötzlich und rief zu uns herüber: „So, ich hab's gehört, ihr anderen habt es auch gehört und müßt es bezeugen!"

Wir antworteten: „Sie haben gar nichts gehört, denn Sie haben geschlafen." Er aber blieb dabei, Ungehöriges vernommen zu haben, etwas von Sozialdemokratie. Als wir weggingen, folgte er uns nach und wiederholte hartnäckig, wie ein Betrunkener, seine Behauptung. Immer schloß er das widerwärtige Selbstgespräch: „Und das müßt ihr bezeugen." Da übermannte mich der Zorn über diese Kreatur, ich gab ihm eine Ohrfeige. Kaum war's geschehen, standen zwei Schutzleute vor uns. Sie hatten in einem Sackgäßchen gelauert und schrien: „Haben wir Sie nun einmal, jetzt aber mit, und so bald kommen Sie nicht wieder heraus!"

Sie brachten mich in den Käfig, und dort begann sofort die Durchsuchung. Man fand nichts, nahm mir aber mein Taschenbuch weg. In diesem war eine Anzahl Konstanzer Firmen und sogenannte bessere Bürger aufgezeichnet, denn solche Namen verwendeten wir gern als die Absender unserer Pakete. Die Polizei glaubte, das seien Abonnenten des „Sozialdemokrat", und ließ bei den Leuten hausuchen. Das verursachte keine geringe Aufregung bei den Betroffenen und in der Stadt.

Am zweiten Tage wurde ich durch einen Schutzmann Büttner zum Verhör geführt. Sein Name befand sich zufällig auch unter den Adressen meines Buches. Auf dem Wege wollte er von mir erfahren, was das zu bedeuten habe, da erklärte ich mit ernster Miene: „Wenn es einmal losgeht, dann kommen beim Hängen die zuerst dran."

Kaum waren wir angekommen, meldete er dem Beamten — Stadtdirektor Ostner — das Fürchterliche. Dieser Herr fing zu lachen an, und der Schutzmann zog mit beleidigter Miene ab.

Für die Ohrfeige wurden mir drei Tage zugemessen. Sonst wurde dies Vergehen mit 3 bis 5 Mark gebüßt. Bei den Genossen in der Stadt hielt man Haussuchung ab und mich verhörte der Beamte mehrmals während der drei Tage. Er wollte Auskunft über den „Sozialdemokrat" haben und über seine Wege nach Deutschland. Als ich ihm die nicht geben konnte, meinte er: „Hören Sie, Sie sind doch ein badisches Landeskind. Wie können Sie sich nur von diesem aus Norddeutschland zu uns gebrachten Sozialismus anstecken lassen. Ich lasse Sie schon längere Zeit beobachten und bin unterrichtet, daß Sie wie Ihre Freunde Stark, Maus und Haug sehr eifrige Sozialdemokraten, doch auch brave Geschäftsleute sind. Ihre Frau war gestern bei mir, um Ihre Freilassung zu erwirken. Sie haben Ihr Geschäft noch nicht lange gegründet, da wäre es mir leid um Ihre Existenz. Ich will nun die Sache nicht weiter verfolgen und Sie freilassen. Betätigen Sie sich aber nicht mehr an diesen Dingen. Fallen Sie ein zweites Mal in unsere Hände, könnte es nicht so abgehen."

„Ich werde mich nach Kräften davor hüten," erwiderte ich ihm, „jedoch Sozialdemokrat bleibe ich."

Nun konnte ich gehen, zum großen Verdruß des Schutzmanns, der draußen wartete. Er wollte es auch nicht glauben und fragte den Stadtdirektor, ob man mich wirklich laufen ließe.

Nach einigen Tagen bezahlte meine Frau bei meinem Schneider in Konstanz eine Rechnung. Dieser Mann war Parteigenosse, und er stand im Verdacht, mir Vorschub zu leisten. Nicht lange nach meiner Frau kam die Polizei hinterdrein. Der Schneider wurde behaussucht und meine Frau nebst ihrem dreijährigen Söhnchen ins Untersuchungsgefängnis mitgenommen. Dort nahm eine Aufsehersfrau eine gründliche Untersuchung mit ihr vor, der Schutzmann ebenso an dem Bübchen.

Meine Frau war guter Hoffnung und kam am Abend sehr erregt nach Hause. Ich beschwerte mich beim Stadtdirektor Ostner. Er drückte mir sein Bedauern über den Vorfall aus, meinte aber, die Frau sei halt sehr verdächtig, verbotene Schriften über die Grenze zu bringen.

Polizeiliche Erfolge.

Die verschiedenen Haussuchungen hatten durch einen Brief eine Spur auf den Genossen A. Heims in Ulm gelenkt. Da Heims ein sehr guter Freund von mir war, witterte die Polizei ein tätiges Mitglied der Feldpost in ihm. Telegraphisch wurde bei ihm Haussuchung sowie seine Verhaftung angeordnet.

Es wurde eine Nummer des „Sozialdemokrat" bei ihm gefunden, ebenso bei dem Apothekergehilfen Leistner, der auch als verdächtig

galt. Daraus ließ sich freilich kein Strick drehen, aber ein anderer Umstand wurde doch für beide verhängnisvoll.

Vier oder fünf Monate zuvor waren von der Nummer 6 des „Sozialdemokrat" 600 Exemplare in einem Kistchen von Ulm nach Berlin gesandt worden. Der Adressat war verzogen und die Sendung ging nach Ulm zurück. Hier konnte der Absender nicht ermittelt werden, wohl aber der Inhalt der Kiste. Sofort wurden Heims und Leistner als die Attentäter betrachtet. Ein Schreibsachverständiger fand in der Adresse des Kistchens Ähnlichkeit mit der Handschrift Heims.

Bei der Verhandlung wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Handschriften einander sehr unähnlich seien. Der Sachverständige erklärte hierauf sachverständig: „Der Absender hat das Papier erst auf die Kiste geklebt und dann die Adresse geschrieben. Durch die harte Unterlage ist die geringe Abweichung der Schriften entstanden."

Verurteilt wurde Heims zu 6, Leistner zu 4 Monaten.

Bei dieser Verhandlung war als Zeuge ein Schutzmann Zitzer aus Konstanz. Mittendrin verlangte er mit feierlichem Ernst vom Vorsitzenden das Wort und meldete dann in strammer Haltung, daß er von Konstanz wisse, Heims sei ein ganz echter Sozialdemokrat. Dies wirkte auf alle Anwesenden erheiternd, und der Vorsitzende meinte: „Setzen Sie sich ruhig wieder, das sagt der Angeklagte ja selbst."

Der schwächliche Leistner brachte einen Knacks aus dem Gefängnis mit und starb bald danach. Heims wanderte nach Amerika aus, wo er 1897, von den Genossen sehr vermißt, in Syrakus aus dem Leben schied.

Ein staatsgefährlicher Zuckerbäcker.

Die Polizei in Konstanz wurde immer nervöser. Ein Schweizer Blatt brachte in dieser Zeit die Notiz:

„Konstanz, 15. April 1880. Wenn die deutsche Polizei so fortfährt, wird sie noch der Lächerlichkeit anheimfallen.

Vergangenen Montag wurde dahier ein auf der Messe feilhaltender Zuckerbäcker aus Sankt Gallen verhaftet, weil er seine Zuckerwaren in alte Züricher „Tagwacht"-Makulatur verpackt hatte. Dadurch sollte er sich des Verbrechens der Verbreitung verbotener Schriften schuldig gemacht haben!

Aller vernünftigen Erklärung und des Hinweises auf die geschäftliche Schädigung ungeachtet, wurde der Mann in Haft behalten, erst den anderen Tag gegen eine Bürgschaft von 1000 Mark vorläufig entlassen. Der gefährliche Zuckerbäcker darf nun tagsüber,

stets vom Polizisten bewacht, seinen Verkaufsgeschäften nachgehen, während er die Nächte im Käfig zubringen muß.

Infolge dieser Geschichte nun ist in die schweizerischen Messebesucher ein gewaltiger Schrecken gefahren. Man sieht die Leute heimlich ihren ganzen Makulaturvorrat durchwühlen. Alle schweizerischen Zeitungen, auch die reaktionärsten, werden ausgemustert und beseitigt."

Ein Verräter.

Der später als Spitzel erkannte Schröder besuchte mich von Zürich aus in Kreuzlingen. Er erzählte, er sei von der Volksbuchhandlung in Hottingen nach Frauenfeld und Rorschach gesandt worden, um zu organisieren. Dies machte mich mißtrauisch; denn es war anzunehmen, daß die Leute der Volksbuchhandlung keinen Mann an die Grenze sandten, ohne uns davon zu verständigen.

Schröder war früher in Konstanz agitatorisch tätig gewesen, darum meinte er, er möchte abends mit den alten Freunden und Genossen zusammenkommen, er habe sie in die Krone in Kreuzlingen bestellt.

Abends kam eine Anzahl Genossen dorthin. Schröder erzählte hier: „Es wird demnächst ein Kongreß stattfinden" — gemeint war der Kongreß zu Wyden, der ursprünglich für Rorschach geplant war —, „da ist es nötig, Leute zu entsenden, die Haare auf den Zähnen haben. Man ist in Zürich mit den Hottingern sehr unzufrieden, darum muß man dem ‚Olymp' einmal den Standpunkt recht klar machen über die Art, wie alte verdiente Genossen dort behandelt werden. In Zürich werden natürlich die Kreaturen des ‚Olymp' gesandt; von auswärts müssen darum tüchtige Kerle kommen. Ich schlage den Konstanzern und Kreuzlingern vor, den Genossen Dolinski in Zürich zu wählen."

Ich erwiderte, daß das Verhältnis des „Olymp" zu den Züricher Genossen hier nicht bekannt sei. Aber wenn es so weit wäre, würden die Konstanzer wohl selbst ihren Mann senden. Dem stimmten die Genossen bei, und auch Schröder gab sich damit zufrieden.

Im Laufe der weiteren Unterhaltung bemerkte Schröder beiläufig, er habe heute früh in der Stadt auch einen alten Bekannten, den Schutzmann Haag, getroffen und einen Schoppen mit ihm getrunken, Der Zweck dieser Äußerung wurde uns erst später klar.

Schröder verabschiedete sich bald, da er schon morgen mit dem Fünfuhrzuge abreisen wolle.

Ich fragte sofort in Zürich an, ob man von Schröders Reise wisse, und ich erhielt die Antwort, daß davon nichts bekannt sei.

Während dieser Tage wurde der 1. Jahrgang Band 1 des Richterschen Jahrbuchs versandt. Ein Genosse, mit dem Pseudonym Dr.

Weller, der Angestellte eines Engroshauses, besorgte damals einen großen Teil des Transits und des Versands. Da er täglich auf den Zoll- und Bahnämtern zu tun hatte, genoß er Vertrauen und wurde selten kontrolliert.

Die Jahrbücher waren über die Grenze gebracht. Am Tage nach Schröders Anwesenheit nahm Dr. Weller die letzten sechs Stück zu sich, um sie nach Konstanz zu bringen. Dort wollte er sie weiterschicken. Zu seinem großen Erstaunen wurde er von dem Zolleinnehmer ins Zollbureau gerufen und visitiert. Die sechs Exemplare wurden bei ihm gefunden und Dr. Weller verhaftet. Da an diesem Tage das Himmelfahrtsfest war, konnten die drüben lagernden Exemplare nicht zur Bahn gebracht werden. Außerdem war man nicht sicher, ob das Versteck nicht entdeckt worden war.

In der Nacht suchten die Genossen J. G. Haug und Derleth unbemerkt das Versteck auf und legten die Ladung in ein großes Packfaß. In aller Frühe wurde diese Ware, sobald die Bahnhalle geöffnet war, als Fettlaugenmehl nach Blaubeuren abgeschickt, wo sie auch gut ankam.

In Konstanz aber hielt man bei bekannten Genossen Haussuchungen nach dem mutmaßlichen Depot. Die Ware war noch nicht auf der Bahn, so erschien die Polizei bei dem Restaurateur, wo sie gelagert hatte, und fand ein leeres Nest.

Der harmlose Gepäckschein und das verdächtige Amulett.

Dr. Weller wurde am anderen Tage frei, denn das Jahrbuch war noch nicht verboten. Die Genossen in Kreuzlingen hatten während seiner Haft Sorge, da er von mir vor seiner Verhaftung den Gepäckschein einer neuen Sendung mit der laufenden Nummer des „Sozialdemokrat" erhalten hatte. Es war gewiß, daß die deutsche Polizei diesen Schein bei ihm finden und dann die Sendung erheben würde.

Der Schein wurde auch in seiner Westentasche gefunden. Zugleich befand sich in der Tasche ein Papier, das mit allerlei kabbalistischen Zeichen beschrieben war. Dies Amulett hatte die fromme abergläubische Schwägerin dem Doktor am Vormittag geschenkt, und er steckte es achtlos in die Westentasche. Der Wachtmeister betrachtete Zettel und Amulett, gab Weller den Gepäckschein zurück und fragte, was die seltsamen Zeichen zu bedeuten hätten. Dr. Weller meinte, das wisse er selbst nicht, der Wachtmeister aber sagte: „Das wollen wir schon herauskriegen," und behielt das Ding zurück.

Zu unserer Freude brachte Dr. Weller den Gepäckschein wieder mit, und da erfuhren wir auch, daß Schröder am Tage zuvor von ihm mit dem Schutzmann Haag im Silbernen Mond kneipend ge-

troffen wurde. Außerdem wurde uns gesagt, daß er auf dem Zollbureau gesehen worden sei, und seine Wirtin erzählte, daß er nicht in der Frühe abgereist wäre, sondern am Abend danach. Den Dr. Weller hatte er gelegentlich seines Besuches bei mir im Laden gesehen und wohl gedacht, daß dieser mit der Sache zu tun habe. Dann hatte er die Behörde auf ihn aufmerksam gemacht.

Obwohl es nunmehr fast zweifellos feststand, daß Schröder unsauber war, wollten seine Freunde es nicht zugeben, und sie feindeten den „roten Postmeister", der von Anbeginn die Tätigkeit dieses Mannes mit Mißtrauen verfolgte, deshalb an. Schröder aber mochte wohl selbst fühlen, daß er bei uns ausgespielt habe, und wandte sich ganz den Anarchisten zu. Diese begannen damals unter dem berüchtigten Schauffert in Zürich ihr unheilvolles Tun.

Die langwierige Kiste.

Außer der Probenummer des „Sozialdemokrat" fiel der Polizei lange nichts Erhebliches mehr in die Hände, obwohl sie uns hart auf den Fersen war. Ende August 1880, einige Tage nach dem Wydener Kongreß, erbeutete sie aber den größten Teil der Nummer 39. Der Ballen war zu Schiff an einen Ort am deutschen Seeufer gebracht worden. Mit dem Bergen der Ware war mein Lehrjunge betraut, der sonst zuverlässig war. Doch in einer romantischen Anwandlung konnte er es nicht übers Herz bringen, einem Schulfreund zu verschweigen, was er für ein Kerl sei, der bei der Vorbereitung zur „großen Revolution" mit tätig wäre. Das patriotische Gewissen des anderen Jungen fand keine Ruhe, bis er dem Bürgermeister Kunde von der „Verschwörung" gab. Der Bürgermeister zog mit den Gemeinderäten, dem Büttel und anderen bewaffneten Helfern nach dem Wohnhaus der Eltern des Lehrjungen, um die Verschwörer zu fangen. Dort erbeuteten sie die Nummer 39. Es gab großen Auflauf im Dorfe, die Gendarmen wurden von Konstanz hertelegraphiert.

Der Lehrjunge war nicht mehr da und den Eltern konnte nicht nachgewiesen werden, daß sie etwas mit der Sache zu tun hätten.

Außer der Nummer 39 war auch die Nummer 40 und viele Schriften in zwei Kisten dort gelagert. Genosse „Hansen" — J. G. Haug — war desselben Tages im württembergischen Oberland damit beschäftigt, auf verschiedenen Stationen ältere Sendungen abzuschicken. Auf der Rückreise stieg er in diesem Dorfe am See aus, um die Nummer 40 nach Konstanz zu bringen. Nummer 39 sollte liegen bleiben und anderen Tages über Friedrichshafen ins Innere geschafft werden. Hansen brachte die zwei Kisten auf das Dampfschiff und fuhr ab. Kaum war er fort, so begann der Bürgermeister seine Jagd und fand den beträchtlichen Rest. Es wurde aber bekannt,

daß ein Herr noch anderes fortgenommen habe. In Konstanz wurde nach dem Herrn samt Ware gefahndet.

Hansen stellte die Sache bei einem stillen Parteifreund ein und machte mir Mitteilung davon. Jetzt begab sich meine Frau dorthin und ließ durch einen Dienstmann, der unser Vertrauen genoß, die Ware in einen hohen Reisekoffer packen, zur Bahn schaffen und als Gepäck nach Kolmar i. E. abgehen.

An der Bahn war von der Polizei schon ermahnt worden, auf Verdächtiges acht zu haben, erst nur auf der Fracht- und Eilgutstelle, später auch auf dem Gepäckbureau, was uns ein befreundeter Beamter sagen ließ.

Gerade hatte meine Frau die Sachen weitergebracht, so war auch wieder die Polizei zur Haussuchung da. Das ganze Haus wurde durchsucht und nichts gefunden, zum Erstaunen des Freundes und Hausbesitzers, den meine Frau in der Eile nicht davon unterrichtet hatte. Er kam atemlos zu mir gesprungen, um das Rätselhafte zu melden, da konnte ich ihm vergnügt den Gepäckschein zeigen.

Die in unserm Koffer befindliche Nummer 40 mußte im Elsaß in kleinen Paketen weiterbefördert werden. Die Polizei vermutete, daß ich solche Reisen mache, und ließ meinen Lehrbuben durch einen Spenglerjungen ausfragen, wann ich wegreise und wohin. Mein Lehrbube erzählte: nach Romanshorn und von dort nach Friedrichshafen. Der Spenglerjunge sagte es seinem Onkel, und dieser Oheim war ein Konstanzer Schutzmann.

Am anderen Tage stieg ich in Kreuzlingen ein, auf der nächsten Station aus und ging zu Fuß nach Hause zurück. Die deutsche Polizei hatte sich vergewissert, daß ich abgefahren sei, und schickte mir auf dem Dampfschiff zwei Leute zu meiner Verhaftung nach.

Mein Lehrjunge indessen begab sich abends an die Landungsstelle in Konstanz und betrachtete hinter einem Baume die Gesichter der leer zurückkommenden Schutzleute.

„Er isch nit kumma," meldeten sie dem Wachtmeister, der da wartete. Dieser meinte: „Hm, er ist doch ganz bestimmt heute morgen abgereist."

Ich war inzwischen auf der anderen Seite nach Colmar gefahren. Meinen Gepäckschein gab ich einem Dienstmann, der die Ware zu erheben und in den Gasthof zur Stadt Breisach zu bringen hatte. Dort sollte er sagen, daß der Geschäftsreisende in einiger Zeit nachkommen werde. Dann stellte ich mich gegenüber in die Anlage Champs de Mars, von wo man in das offenstehende Gepäckbureau sehen und beobachten konnte, ob sich nichts Verdächtiges bei der Übergabe abspiele. Da es glatt ging, begab ich mich ins Hotel und öffnete im Hausflur Koffer und Kisten, denn es war aus irgend-

einem Grunde nicht gestattet, das Gepäck aufs Zimmer zu nehmen. Während dieser Arbeit kam ein Schutzmann herein. Er stutzte einen Augenblick, wandte sich dann aber an den Hausknecht, mit dem er etwas zu verhandeln hatte. Ich bedeckte die Sachen rasch mit Papierbogen, und der Schutzmann entfernte sich, ohne nochmals herzusehen.

Einige Pakete gab ich in Logelbach und Türkheim zur Post. Am nächsten Tage verpackte und adressierte ich die letzten Sachen in einem Wirtschaftsnebenzimmer. Während dieser Arbeit vernahm ich eine barsche Stimme: „Wer hat hier die letzte Nacht gewohnt?"

Der Wirt antwortete: „Ein Bauer aus Rufach und zwei Reisende. Der eine sitzt noch im Nebenzimmer."

Zu gleicher Zeit ging die Tür auf, unter ihr stand ein Wachtmeister der Gendarmerie und sah grimmig drein. Er besah mich und ging wieder.

Der Wirt erzählte, in Chaux-de-Fonds wäre ein Uhrendiebstahl verübt worden, man habe hier die Spuren der Diebe entdeckt und sei auf der Suche nach ihnen.

Als ich abends im Wartesaal den Sechsuhrschnellzug nach Basel erwartete, tat der genannte Wachtmeister dasselbe. Er war über und über mit Kot bespritzt. Er erzählte mir, er sei den ganzen Nachmittag in den Vogesentälern herumgeritten, nunmehr den Uhrendieben aber auf der Spur. In Mülhausen faßte man selbige auch richtig in gleicher Nacht. In solchen Situationen konnte ein böser Zufall, zum Beispiel eine Ähnlichkeit mit einem Signalement, unseren Feldjägern zum Verhängnis werden!

Kisten, Koffer und Päckchen kamen ohne Unfall an ihre Plätze und ich nach Hause.

Bald darauf führten mich unsere Wege wieder nach Kolmar. Mit Hilfe eines befreundeten Genossen, Martin Schulze, wurden meine „Güter" glücklich an den Mann gebracht. An selbigem Abend war im Café Griffon eine Wahlversammlung. Derselben beizuwohnen, konnte ich mir nach getaner Arbeit nicht versagen. Der Besuch war über Erwarten zahlreich. Jaköbli Haug aus Mülhausen fungierte als Vorsitzender und als Redner sein Bruder Frieder aus Freiburg.

Die Sache verlief in Ordnung, und die Zuhörer zeigten Begeisterung. Am Schlusse drängte alles dem Bureau zu. „Ja, wurd denn nit üszahlt?" hörte man von allen Seiten rufen. Dem Jaköbli aber wurde begreiflich gemacht, daß unter dem Louis (Napoleon III.) der Präfekt bei Wahlversammlungen allemal 10 bis 20 Sou den Teilnehmern ausbezahlt habe. Beim Plebiszit im Mai 1870 hätte es auch noch „Win gän". „Ihr sin holt doch au gizige Schwobe," war die Antwort auf Jaköblis Erklärung, daß das bei uns nicht Mode sei.

So hatte der Dezembermann es verstanden, durch seine Präfekten, die überall die Wahlen zu machen versuchten, das Volk zu korrumpieren!

Außer dem Jaköbli standen uns in jener Zeit in Mülhausen auch die Genossen Hirler, Hickel, der dann ausgewiesene Österreicher Dworczak und andere kräftig zur Seite.

Couragierte Kerle.

Wenn in unserer Tätigkeit ein Unglücksfall geschehen war, so konnten wir von vorn beginnen, Wege zu suchen und unverdächtige Leute zu sammeln. Nicht immer standen Genossen zur Verfügung, und es wäre zudem oft nicht klug gewesen, mit solchen zu arbeiten. Aber unter den Nichtgenossen, deren Hilfe wir brauchten, gab es genug Leute mit zweifelhaftem Charakter. Wenn wir Weg oder Art des Transportes wechseln mußten, schalteten wir diese Gehilfen zeitweilig oder ganz aus. Da sie aber an den Verdienst gewöhnt waren, wurden sie ärgerlich. Es kam vor, daß sie auf der Lauer lagen, unsere neuen Wege zu finden, um uns zu erpressen oder gar anzuzeigen.

Selbst unter den Genossen waren Leute, die zuweilen durch Unpünktlichkeit und Phlegma der Sache mehr schadeten als nützten. Gerade die sogenannten „couragierten Kerle" waren selten zur Stelle, wenn es galt, oder zu spät. Zur Entschuldigung phantasierten sie von gefährlichen Abenteuern, die sie verhindert hätten. Namentlich ein junger Konstanzer, der sich das Pseudonym „Der Blutige" beigelegt hatte, fiel durch seine Nichtleistungen auf. Auch ein Steinhauer aus der Reichenau, der sich „Teufel" nannte. Dies war kein Genosse.

So oft er mit mir redete, zog er sein im Griffe feststehendes Messer heraus und zischte augenrollend: „Wer es wagt, mir in den Weg zu treten, dem fährt dieser Stahl in den Speck!" Selten erledigte der Teufel etwas glatt, immer fand er Hindernisse. Nach einer mißlungenen Fahrt schrieb er uns: „Ich war am Ufer, merkte aber, daß es nicht geheuer sei. Teufel weiß sich zu helfen, fährt zurück; das kostet 5 Mark."

Diese Rechnung befindet sich noch in den Akten der Roten Post.

Räubergeschichten.

Während Teufels Tätigkeit hatten wir in einem Orte über der Grenze einen Anhänger unserer Sache gefunden, einen kleinen Tischlermeister. Er holte die Waren aus dem Waldversteck, nahm sie in seine Wohnung und sandte sie weiter. Dies ging eine Weile gut, dann gab es Hindernisse, und unser Tischlermeister hatte jedesmal mehr

Geld vonnöten. Die letzte eilige Sendung wurde von ihm nicht abgeholt, und auf unsere Mahnung erzählte er in einem Briefe folgende Räubergeschichte:

„War pünktlich zur Stelle. Doch beim Versteck empfingen mich sechs vermummte und bewaffnete Männer. Sie hatten die Ware in ihrer Mitte und sagten, sie wüßten wohl, was im Ballen drin wäre. Nur gegen ein Lösegeld von 1000 Mark würden sie ihn ausfolgen, andernfalls ihn der Behörde in die Hände spielen. Morgen will einer der Vermummten das Geld an diesem Platze abholen. Ist es nicht zur Stelle, so bricht das Verhängnis über mich herein. Ich flehe Sie an, der großen Sache, der wir dienen, eingedenk zu sein und mich aus den Krallen dieser Elenden zu befreien, mir das Geld zu übermitteln, damit ich die Blutsauger befriedigen kann."

Wir erfuhren, daß der Tischler in schlechten Verhältnissen lebe und öfter sein Glück mit Schwindeleien verbessern wolle. Deshalb schrieben wir an ihn, er bekomme kein Lösegeld von uns, aber es sei doch das beste, er besorge die Sachen gut, verlöre seine Einnahme nicht und stehe wieder ehrlich vor uns. Eine Woche dauerten die schriftlichen Verhandlungen, aber er hielt die Geschichte aufrecht. Wir sollten am nächsten Sonntag einen Vertrauensmann in die Wirtschaft eines Grenzortes entsenden, einer der Vermummten komme gleichfalls dorthin.

Wir gingen darauf ein. Der Reichenauer Genosse Grießer war frühzeitig am Sonntag zur Stelle. Dort sah er in der Wirtschaft nur bekannte Männer, und er nannte dem Tischler den Namen des vorgestellten Vermummten, der doch des Tischlers eigener Hausherr sei. Der Tischler konnte das nicht leugnen, er sagte aber: Die Vermummten verlangen nur noch 600 Mark. Dann erzählte er ein neues Geschichtchen, warum sein eigener Hausherr, den unser Freund erkannt hatte, mit im schrecklichen Bunde sei.

„Sie bekommen nichts," sagte unser Freund jetzt unwillig; „bringen Sie aber die Ware endlich an die Stelle und holen Sie bei Herrn Haug in E. Ihr verdientes Geld ab."

Anderntags kam der Tischler zu Haug, aber er ließ noch nicht locker, sondern verlangte jetzt bloß noch 200 Mark. „Das fällt uns nicht ein," erwiderte Haug. „Wenn Sie nicht sofort sagen, wo die Ware liegt, so lasse ich Sie hier in der Schweiz verhaften; denn das ist Erpressung." Da nannte er den Ort. Haug ließ nachsehen, ob alles in Ordnung wäre, und zahlte ihm 60 Mark aus. Damit war er nicht zufrieden; er riß ein Messer heraus und stürzte sich damit auf Haug. Zwei Genossen, die im Hinterzimmer standen, kamen ihm aber zuvor, entwaffneten ihn und schickten ihn mit einer Tracht Prügel auf den Heimweg.

Spitzelriecher und Helfer.

Es gab unter den Genossen auch sogenannte Spitzelriecher. Sie bildeten sich ein, es sei ihnen auf der Stirn zu lesen, was sie heimlich trieben; sie witterten in jedem Geräusch und hinter allen Büschen die Verfolgung. Solche Mitarbeiter störten häufig Anordnung und Ausführung.

Oder es stellte sich bei anderen, aus Mühen und Gefahren heraus, Zweifel an dem Mute der Führerschaft ein; denn es war geboten, daß die mit der Leitung betrauten Personen sich nicht selbst zu sehr exponierten. Der rote Postmeister schärfte das den Beteiligten ohne Unterlaß ein. Doch war es nur schwer durchzuführen.

Oft galt es, den Mitarbeitern durch rasches und sicheres Handeln zu beweisen, was möglich war. Dann griffen die Freunde wieder mit frischem Mute zu und befolgten die gegebenen Dispositionen, wenn sie sahen, daß derselbe Genosse jederzeit bereit war, die Ausführung selbst zu übernehmen.

Längere Zeit wurden die Ballen und Kisten von Kreuzlingen und Münsterlingen im Nachen an das deutsche Ufer bei Konstanz gebracht. Von dort mußten sie in einem Karren durch den Wald und über die Rheinbrücke nach Konstanz hineingefahren werden. Das war nicht gefahrlos, denn auf der Brücke hatten die Grenzer noch das Recht, die Vorübergehenden aufzuhalten. Diese Überfahrt besorgten damals mein Lehrjunge und ich. Drüben wartete ein Zimmermann mit seinem Karren in einem Versteck. Er mußte die Kontrollgänge der Grenzer beobachten und uns ein Zeichen geben, wann wir anfahren konnten. Als wir mit unserem Nachen hinüberkamen, weigerte sich der Hüne, die Ware weiterzubefördern, und wollte mit dem leeren Nachen zurück in die Schweiz rudern. Er meinte, der Junge könne das auch tun. Ich sagte: „Was, das schwache Bürschchen ist schon von der Herfahrt ermüdet," und nahm den Karren an die Hand. Ich war noch nicht weit, da kam der Zimmerer nach und sagte: „Ich will dir das doch nicht zumuten. Du bist schon steckbrieflich verfolgt; wer weiß, was das für Folgen hätte." Er brachte den Karren an seinen Ort und tat dies noch manches Mal ohne Zagen.

Ein andermal hatten wir gerade eine Stockung im Seetransit. Ich war damals schon in Zürich und fuhr an den See, um doch ein Durchdringen zu ermöglichen. Die alten Seelöwen waren alle verdächtig oder auch erwischt worden, so mußten wir neue Helfer suchen. Einige Genossen erklärten sich auch mit kräftigen Ausdrücken bereit, nachts 12 Uhr die Ware nach dem „Horn" überzurudern. Ich wartete mit Ware und Nachen am bestimmten Platze, aber niemand kam. Schließlich, von Ungeduld und Ärger erfüllt, nahm ich

die Ruder und fuhr allein hinüber. Drüben war der alte Rheinbold als Posten zum Weiterbefördern aufgestellt. Dieser Mann war durch einige vorgekommene Widerwärtigkeiten entmutigt. Heute war er nur mir zu Gefallen angetreten. Das lange Warten in der Nacht hatte seine Stimmung nicht gebessert, und er wollte gerade nach Hause. Er war sehr überrascht, als ich selbst kam, und gab seiner Freude darüber beredten Ausdruck. In der Folge hatte er unbedingtes Vertrauen zu mir.

Der alte Rheinbold.

Im Café de Paris in Zürich machte mich Deroffi auf einen Mann mit wetterfesten Zügen und einer stolzen Hakennase aufmerksam. Überrascht stand ich auf und holte den Alten herbei: „Das ist ja unser Rheinbold vom See! Wie kommen Sie hierher?"

„Hajo, hüt am Morge bin i auf Zürich gfahre," antwortete der Alte, indem er mir und Deroffi die Hände drückte. „I will halt au emol wisse, mit wem i's z'tuen ha und meine Geschäftsfründ kenne lerne. D'Schtadt han i mer scho anglugt und denkt, euch werd i scho finde am obere Wolfbach, wenn mer's Geld usgeht. I ha nemlich nit z'viel dervon."

So sprach der Mann, der Jahre hindurch die Konstanzer Polizei in Aufregung hielt und ihr manche harte Nuß zu knacken gab. Er war Seiler, blieb badischer Soldat und wurde Unteroffizier, Grenzjäger, Postenführer und Kontrolleur. Aber das war ein langweiliger Dienst für ihn, und bald munkelten die Leute, daß er es wohl verstehe, Kurzweil im Amte zu machen. Während seiner Dienstpflicht blieben auffällig wenig Paschер in der Schlinge hängen; man wußte, daß „ganz fette Hechte" durch die Maschen brachen. So wurde Rheinbold, dieweil er „einäugig" war, entlassen.

Am Saubach, dicht an der Grenze, begann er seine Seilerei. Ging ihm das Werg aus, dann suchte er seine alten „Geschäftsfreunde" auf, denn er hatte Erfahrung und, da er freigebig war, unter den Grünröcken noch manchen Freund. Er freute sich, daß er immer noch die im früheren Dienste lieb gewordenen Wege wandeln konnte. So kam er uns und wir ihm auf die Spur, und wir legten einander nichts in die Wege. Bald versicherte uns Rheinbold seiner vollen Sympathie. Er ließ für diese Zeit die Seilerei und ernährte sich aus dem neuen Dienste.

Seine Wege waren zahlreich, aber sie blieben sein Geheimnis, denn er arbeitete nur „selbständig". Auf Geschäftsehre hielt er und täuschte uns niemals. In Konstanz wußten „Windhund" und „Spitzer" bald um seine neue Industrie. Man schloß ihm im Gondelhafen zu Konstanz seinen Kahn an. Nur unter ganz bestimmter und kontrollier-

barer Zweckabgabe wurde ihm der Nachen auf eine festgesetzte Zeit zum Gebrauch überlassen.

Wir kauften dem Manne einen neuen Kahn und befestigten ihn am Schweizer Ufer. Auf Rheinbolds Fahrten unterstützte ihn sein ältester, damals 16jähriger Sohn. Nicht selten übertraf er den Alten an Kühnheit. Am „Horn", einer Uferkante des Bodensees, hatten Vater und Sohn eine Ladung verborgen. Sie wurde in der Nacht auf einen Karren gestellt, durch den Wald und über die Felder von der Staader Seite der Rheinbrücke zu geschoben. Mitten in einem Kartoffelacker hielten die Rheinbold still, denn es hoben sich vor ihren Augen lange Schatten in die Höhe. Die Schatten teilten sich und wurden körperlich, kamen mit Sprüngen und wütendem Geschrei auf Vater und Sohn. Der Alte mit den langen Beinen riß aus, der Junge hielt sich mit seinem Rebmesser die Dränger vom Leibe und floh im günstigen Augenblick in die Nacht. „Haltet die Dieb', die elendigen Kartoffeldieb'!" schrien die Bauern hinter ihnen drein. Auf dem Karren fanden die Bauern keine Kartoffeln, wohl aber das andere, das sie nach dem Amtsgericht in Konstanz bringen ließen.

Im Winter lagen Vater und Sohn beim geladenen Karren am Grenzbach. Es war kein Wetter zum Schmuggeln, denn der Mond schien hell. Der Alte aber sagte: „Warte mer a Wile," und nach vorhergesehener Zeit stieg der Mond hinter die Schweizer Berge. Der Junge bat den Alten, die Ware eine Stunde im Stiche zu lassen, um sich in Emmishofen zu wärmen. Doch der Alte gab es nicht zu, weil er am Himmel eine Schneewolke hängen sah. Sie bekam immer größere Ränder, und in zehn Minuten war ein Schneegestöber, daß Vater und Sohn sich nur noch hörten. Ihre Last von anderthalb Zentnern trugen sie nicht mehr, sondern fuhren sie mitsamt dem Karren über die Grenzbachbrücke zwischen dem Hussenstein und der Gasfabrik in ihr Versteck. Sie brauchten auch keine Ausschau halten, denn bei dem Wetter wäre kein Hund im Freien geblieben, geschweige ein Grenzer.

Jene Mitternachtsfahrt durchs Kartoffelfeld blieb nicht ungesühnt. Die Schweizer wollten Rheinbold nicht mehr in ihrem Lande, wohin er geflohen war, dulden. Der Flüchtling hatte auch nicht einmal Papiere, wie sie jeder anständige Deutsche in der Schweiz aufweisen soll. Darum hieß es über ihn: „Raus da, aus üserm Kanton, usi zue de Schwobe."

Das ging nicht so leicht, denn die Schweizer sagten sich im stillen: „Halt, schaffe mer dene Chaib über d' Gränz, no heißt's, mer hätte ne usgliefert, und d' fryfinnige Zitige bruele wie d' Dachmarder. Mer stellt de Klünki an d' Gränz, wenn d' Schwobapolizei ihn dann nüberzieht, was goht das uns an."

Und so geschah es. Die Zeitungen berichteten über den Fall: der Alte habe sich wie ein Löwe gewehrt, sei aber vom „Großen Gromer" überwältigt, gefesselt und eingeliefert worden.

Im Verhör versuchte Rheinbold den Beamten den Bären aufzubinden: „I hob im Wald a dürres Holz gesucht und dabei die Sach gfunden. Dös git a guets Trinkgeld, han i denkt, und hab's wolle aufs Amtsgricht bringen." Da lachte ihm der Untersuchungsrichter ins Gesicht: „Sie halten mich wohl für so blau?"

Da die Zeitungen nicht verbreitet worden waren, wurde Rheinbold nach vier oder sechs Wochen in Freiheit gesetzt. Jetzt reckte sich sein Alemannenschädel, er rannte zu allen Instanzen und suchte einen Prozeß anhängig zu machen. Er redete sich ein: „I bin kein Sozi und hob doch des gfundene Züg dene Herre abliefere wölle. Politisch ist die Sach au und gstroft bin i net worde. I will a Entschädigung." Aber der Alte kam nie zu seinem „Recht".

An einem Mittag wurde er aus dem Gefängnis entlassen. Sofort stellte er sich bei mir vor. „Wir müssen eine Pause machen," sagte ich bedauernd. „Ha, sell wär!" rief er aus. „Hüt nacht schon geh i wieder dran. I bruch Bims und Weg han i mir gnug usdenkt in der Prison." Ich fragte ihn über die Wege aus, aber er blieb sich treu und verriet nichts. Da ich den Lagerraum voll eiliger Sachen hatte, so vertraute ich sie ihm an. In der gleichen Nacht brachte er alles ins Sichere. Rheinbold hat noch längere Zeit furchtlos und treu seine „Seilerei" betrieben. Das „Prison" hat ihn noch öfter eingefangen. Erst als wir andere Grenzübergänge nehmen mußten, kehrte er schweren Herzens zu seinem gewöhnlichen Tagesberuf zurück. Er erreichte ein hohes Alter. Mit 82 Jahren ist er in Stuttgart gestorben. Ein alemannischer Dickkopf und Schwerenöter blieb er bis an sein Ende.

Der Junge kam nach Zürich, wurde Setzerlehrling bei uns, siedelte 1888 mit dem „Stab" nach London über und stereotypiert heute noch fleißig den Satz für sozialistische Literatur. Er hat während seines Züricher Aufenthalts noch manchen kühnen Durchgang gemacht. Stockte es am See, so ließ der Postmeister ihn ausschwärmen, und nie kam er unverrichteter Sache zurück. Einmal blieb er aber aus. Zwei Wochen hörte kein Mensch etwas von ihm, denn er war in Friedrichshafen als „Dieb" festgenommen worden. In Tettnang hielt man ihn gefangen, bis er in der Christnacht, in wilder Freiheitssehnsucht, entwischte.

Aus Kriegsbriefen.

Frau Motteler war so freundlich, mir aus den alten Skripturen der Feldpost einige Briefe auszusuchen. Sie enthalten Situationsberichte von der Grenze und Rapporte während der Reisen.

Kreuzlingen, den 13. März 1880.

Lieber Freund!

Da die seither tätigen Genossen zu sehr beobachtet werden, wurde es nötig, mit außerhalb der Partei stehenden Leuten Fühlung zu suchen.

Ich machte Ihnen ja schon Meldung betreffs D. und Dr. W. Nunmehr sind sie schon an der Arbeit. Es geht auch ganz gut. So bescheiden und eifrig wie unsere Parteigenossen sind sie allerdings nicht. Andererseits ist es jedoch recht gut, daß der Doktor als gut nationalliberal bekannt ist und niemand derartiges hinter ihm sucht.

Gut wäre, wenn man mit den Genossen in O. in Relation treten könnte. Die Sigmaringer Linie ist etwas zu stark benutzt worden, darum Pause notwendig. Entrepot zum nachherigen Weiterversand würde gut tun. Habe an den mir persönlich bekannten Kommerzienrat dort geschrieben. Bis jetzt noch ohne Antwort. Er kennt meine Handschrift nicht und wittert möglicherweise Unrat.

Die Schwarzwaldstationen müssen auch etwas verschont bleiben, und wir sollten weiter ins Reich und seitwärts ins Reichsland vorstoßen. Preisliste (Adreßliste) für Nr. 12 erhalten.

Mit herzlichem Gruß B.

P. S. Nachricht von Kommerzienrat soeben erhalten. Wie ich erwartete, ist er und Freunde bereit. Da sie dort sehr beobachtet werden, kann in der Hauptsache nur Lagerung gegeben werden. Zum Schwirrenlassen müssen wir Leute senden. D. O.

Freiburg, 14. April 1880.

Lieber Freund!

Sache hat geklappt. Zettel und Preisliste in O. vorgefunden, dann Ware erhoben. Das sind prächtige Leute, auf die man sich verlassen kann. Kommerzienrats Hausknecht holte mit dem Fabrikwagen die Ware von der Bahn.

Im Gartenpavillon ward geborgen und dann die Packerei vorgenommen. Toni, der Hausknecht, streckte seine Visage herein. Bücher und Broschüren sieht er sich in Pakete verwandeln. „Hm, hm," meinte er, „so, dorum isch die Gschicht so schwer ufz'lade gsin."

Den anderen Tag ging es ins Renchtal. Renchen, Oberkirch und Oppenau wurden mit unseren Paketen bedacht. Kommerzienrat ist ruhig und kühn. Mir fast zu kühn. Daß er im Bahncoupé den Sozialdemokrat entfaltete und las, wollte mir gar nicht einleuchten. „Wer ihn nicht sehen mag, soll d' Auge zumache," erwiderte er auf meine Einwendung.

In Renchen statteten wir auf dem Rückweg dem alten Amand Goegg einen Besuch ab. Der Mann bekennt sich mit Stolz zur Sozialdemokratie.

Kommerzienrat junior war aus Frankfurt auch gerade zu Besuch da. Seines Bleibens wird dort nimmer lange sein. Er und seine Freunde von der Volkspartei neigen stark zu uns herüber. Das Organ dieser Partei, „Der Rheinbote", erscheint in Kehl. Hat nur kleine Auflage. Mit dem Drucker und Verleger Ginzel sind sie gar nicht zufrieden. Man will ihn auskaufen und das Blättle nach O. nehmen. Adolfus und ein Buchhändler H. wollen die Sache machen. Wird sie schwere Opfer kosten, und opferwillig sind sie.

Einen Teil sandte ich als Gepäck nach Freiburg, Zettel an Lindwurm. Dann fuhren Kommerzienrat senior und ich mit einer Anzahl Pakete nach Straßburg. Diese ließen wir sofort schwirren! Dann suchte ich Siegle und Genossen auf, um Verbindung herzustellen.

Im Garten Zu den vier Winden war bald ein Dutzend Genossen versammelt. Alle freuten sich, und ein jeder ist bereit, was möglich zu wagen. Auf einmal steigt der „Geheimrat" (Thies) rings um den Tisch. Jedem flüstert er etwas ins Ohr. Dann nimmt mich Siegle auf die Seite und eröffnet mir, Thies mache darauf aufmerksam, ob der „Kommerzienrat", da doch ein Fabrikant, auch ein Genosse und nicht gar ein Spitzel sei. Ich beruhigte ihn und er die anderen.

Kommerzienrat fuhr zurück, und ich logierte im Maison Rouge. Morgens fünf Uhr polterte es an meiner Tür. Ich öffnete, und da steht vor mir Freund Autenrieth aus Offenburg. „Sehen Sie mal zum Fenster hinaus," sagte er. Unten patrouillierte ein Offenburger Gendarm. „Man hat Wind von Ihnen. Der ist im gleichen Zug mit mir herüber gefahren. Hereingetraut hat er sich scheint's nicht vorläufig, aber vorn heraus können Sie nicht."

Ich dankte, zahlte unten meine Zeche, verließ hinten hinaus das Gasthaus, wanderte nach Königshofen auf die Station und fuhr über Kolmar-Breisach nach Freiburg.

Meine Ware erhob ich ohne Anstand. So bequem wie bei Kommerzienrat ist es bei Lindwurm (R. Paulus) nicht. Er wohnt hoch oben im Taubenschlag, wie ers nennt. Werkstätte und Wohnung beieinander. Nachts mußte gepackt werden, während die Frau daneben im Bette schlief. Lange nach Mitternacht wurden wir fertig, und da schlüpfte ich auch noch zu Lindwurm ins Bett vor Müdigkeit.

Herzlichen Gruß J. B.

Kreuzlingen, den 19. November 1880.

Lieber Freund!

Verschleiß der Nr. 45 wurde nochmals im Sigm. Revier bewirkt. Jedoch nicht vollständig. Der Feldjäger wurde scheint's von einem Polizeier etwas scharf angesehen, und da glaubte er sich verraten. Er ließ sich das von unserem Freunde Sch. dort auch nicht ausreden.

Eine Anzahl Pakete war noch da, bestimmt für Krauchenwies usw. Nun getraute der Mann sich nicht, damit fortzugehen, aber auch nicht in Sigm. aufzugeben. Er fiel auf den ingeniösen Gedanken, die Sachen zu verbrennen. Das dauerte bei dem festgepreßten Papier recht lange. Er hätte derweil über alle Berge gelangen können! Der Mann ist der eifrigsten einer, aber für die Reise nicht mehr zu gebrauchen. Schade.

Nr. 46 habe ich nach erfolgtem Transit selbst versandt. Zuerst einiges in Rdlfz. und Sigm. Wollte mir daselbst genaue Information betreffs der Verbrennerei beschaffen. Es war wirklich so.

Mit Freund Sch. saß ich abends im Gasthaus, wo ich wohnte, bei einem Schoppen. Da saß ein junger Schneider mit seiner Familie zusammen. Er stand in München in Arbeit und war in Familienangelegenheiten in Sigm. Er ist ein Parteigenosse und erzählte seinen Leuten schwere Räubergeschichten, wie sie sich den S.D. aus Zürich nach München holen. Ich sagte nichts dazu. Morgens in der Frühe stieg ich ihm aber auf die Bude. Ich bedeutete ihm, daß er abends bös aufgeschnitten habe; er könne sich jedoch rehabilitieren, indem er die für Bayern bestimmten Sachen wirklich mitnehme. Nachdem er seiner Bestürzung Herr geworden, machte sich der Handel zur Zufriedenheit.

Den anderen Teil mit den Schriften hatte ich in einen hölzernen Mägdekoffer als Kleider deklariert nach Schw. bahnhoflagernd. Als ich hinkam, war der Brief mit dem Fr.-Duplikat noch nicht dort. Ich ging derweil im Städtle spazieren. Auf einmal sehe ich den Güterhallenspanner auf einem Karren einen Koffer daherführen. Ich fragte, wo er damit hin wollte. „Zum Schl.," sagte er. So hieß mein Freund, bei dem ich einstellen wollte. Mich überlief es glutheiß. Wie konnte man nur wissen, daß die Ware dorthin solle. Ich dachte nun, übel oder wohl muß ich jetzt abwarten, was da wird. Den Gedanken ans Ausreißen ließ ich nicht aufkommen. Plötzlich bog der Mann rechts ab. Ich sagte: „Da geht es doch nicht zum Schl." „Doch, der Kleiderhändler Schl. ist da drüben," erwiderte er. Ich bemerkte ihm nun, daß eine Verwechslung vorliege, der Koffer soll zum B. Schl., nicht zum Kleiderhändler. Er brachte das Ding dann auch hin. Nun klärte sich die Sache auch auf. Da der Koffer etwas lange nicht abgeholt wurde, so nahm der Mann an, die Sache bekommt doch kein anderer als der Kleiderhändler Schl., und da bringe ich es ihm derweil. Mein Duplikat war mittlerweile auch angekommen, und ich machte die Sache auf der Station in Ordnung.

Beim Schl. mußte ich in der B'stube packen und adressieren. Es kamen immer Kunden. Das war mir und ihm nicht angenehm. Pakete

machte ich fertig und schaffte sie zur Post. Im Vorraum vor dem Schalter adressierte ich dieselben, und so ging alles noch ohne Unfall ab. Betreffs Nr. 47 schreibe ich noch.

Herzlichen Gruß Ihr B.

24. Dezember 1880, abends.

Lieber Freund!

Komme jetzt erst dazu, Ihnen Abrechnung zu machen. Ich hatte eine Heidenarbeit, mein Geschäft wieder ins laufende zu bringen. Die Lottelei der Leute ist groß, wenn ich fort bin. Madame ihre Stiefelchen sind leider nicht fertig, ich muß sie selbst machen.

Telegramm erhalten, aber nicht beantwortet, denn bis 49 geordnet können Sie neue Preisliste lange hier haben! Es läßt sich heute nacht des Sturmes wegen nicht gondeln. Mit „Teufel" werden wir brechen müssen; Mast und Noris sind auch unzuverlässig. Die Freunde Hansen und Dornditel sind ja stets bereit, aber ich mag den alten H. nicht zu sehr belästigen. Er hat auch schwer in seinem Geschäft zu kämpfen.

Die Versandstationen sind folgende:

Nr. 50

Meerane und Köln in Offenb. Abs. Behr.
Augsb. und Nbg. in Offenb. Abs. Braun.
Krefeld, Lhafen, Mainz in Straßburg. Abs. Rahn.
Annaberg, Halle, Erfurt in B.Baden. Abs. Seefels.
Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim in Straßb. Abs. Wolf.

Herzlichen Gruß Ihr J. B.

P. S. Verschiedene der Genossen erzählten mir, daß sie mit der Haltung des S.D. nicht recht einverstanden seien. Populär-wissenschaftliche Arbeiten fehlten in letzter Zeit. Wer unsere Ideen nicht kenne, der finde sie in dem Blatt nicht. Einer meinte sogar, es sei nicht der Mühe wert, daß man sich für das Blatt in Gefahr begebe.

Den Zank mit Hans Most verwerfen alle. Sie sagen, man kenne ihn doch nun hinlänglich und solle ihm keine Antwort mehr geben, dann werde er auch zuletzt aufhören. D. O.

In dieser Weise wurde die Versendung elf Jahre lang Woche für Woche ausgeführt. Adressen, Frachtbriefe, Duplikate, Gepäckzettel und anderes trugen die Feldjäger in der Regel nicht bei sich, die wurden postlagernd oder an Vertrauensleute vorausgesandt. Die Adressen waren fast immer mit unsichtbarer Tinte geschrieben. Hatte man keinen Unterschlupf, so kam es oft vor, daß die Reagenz an einem diskreten Örtchen vorgenommen, die Adressen dem Gedächtnis eingeprägt und dann vernichtet wurden.

Daß der Postbetrieb gelegentlich auch durch allerlei Zwischenfälle gefährlich gestört wurde, zeigt eine Stelle aus einem meiner Briefe vom November 1880:

„Über den Göppinger Unfall weiß ich nur, was deutsche Blätter melden. 15 bis 20 Gendarmen seien mit der Bahn hingekommen, hausuchten und verhafteten den Ausscheller Bronnenmeyer und noch einige.

In der sogenannten Höri, unterhalb Reichenau, war auch Haussuchung bei zwei Bauern. Man hat da entgegen unserer Order den „Wanzentod" verbreitet! In C. O. in der Kaserne desgleichen. Es sollen zirka 30 Briefe mit „Wanzentod" aus Straßburg an Soldaten eingetroffen sein.

Inhalt wurde mit Behagen gelesen und versteckt, wie ich höre. Einige lieferten die Sache dem Hauptmann ab. Dann gab es Versammlung und Reden der Hauptleute auf dem Hof. Wer in Straßburg den Unsinn gemacht hat, weiß ich nicht. Werde den Burschen dort die Ohren steifen, wenn ich hinkomme.

Auch ‚Peter' (Pfau) in Stuttgart hat Ungemach zu gewärtigen. Zunächst ist die Adresse der Klara v. Zeng brüchig geworden. Dann hat er einem Parteifreund, der Beamter in einem kleinen Städtchen ist, den „Staatsanzeiger" per Post unter Chiffre zugehen lassen. Wie es der böse Zufall fügte, hat ein Reisender unter gleicher Chiffre seine Korrespondenz erwartet und den Brief mit dem Blatt ausgehändigt erhalten. Der Mann ist ein großer ‚Patriot' und machte Lärm. Irgendeine Spur führte auf ‚Peter', und der wird nun zur Buße geholt. Auch bei M. L. in Besigheim hat der Blitz eingeschlagen."

Sara an Siegfried.

Aus den nächsten Jahren mag noch der nachstehende Brief von den luftig-ärgerlichen Verwicklungen zeugen, in die wir nicht selten gerieten; das Ungemach entstand in diesem Falle aus meinem Kriegsnamen „Biedermann":

Kreuzlingen, 16. Juni 1882.

Lieber Freund!

Ich bin gestern abend hier angekommen. Da ich befürchten mußte, daß ich hier an der Grenze und namentlich in C. O. nicht unerkannt bleiben würde, ließ ich mir in Schaffhausen den Vollbart abnehmen, Schnurrbart, Brauen und Kopfhaar schwarz färben.

Die Päckerei fand ich vor. Transit ging ohne Unfall. Ware ging heute früh nach Donaueschingen. Nun aber hat sich etwas recht Unangenehmes ereignet.

Ich logierte mich im Löwen hier ein und gab Order, Briefe an Adresse Biedermann mir auszuhändigen. Beim Frühstück brachte Herr

Czerneau, der Hotelier, auch einen solchen. Ich öffne. Aber... „Mein lieber Siegfried!" fängt der Brief an. Ich sehe gleich, daß mich auch der weitere Inhalt nicht angeht. Und die Unterschrift: „Deine Dich liebende Sara" machte mir das erst recht begreiflich!

Im gleichen Moment kommt ein Handlungsreisender Biedermann aus Winterthur und fragt nach Briefen. Ich gebe ihm unter höflichen Entschuldigungen den Brief. Er ist's zufrieden.

Jetzt kommt der Postbote Gremli gerade mit Ihrem Eingeschriebenen an Biedermann. Er hört von der Verwechslung, sieht mich an und ruft: „Ei, Sie sind ja der Herr B.! An den Augen erkenne ich Sie. Den eingeschriebenen Brief darf ich Ihnen nun nicht geben." Der Hotelier schimpfte nun wie ein Rohrspatz auf uns Sozi, die ihn noch in Verlegenheit brächten.

Ich ging zum Postmeister, der sagte mir, der Aufgeber solle per Depesche melden, daß der Biedermannbrief an Belli auszuhändigen sei, und dann bekäme ich denselben.

Bitte also, telegraphieren Sie sofort an das Postamt hier. Habe ich den Brief mit der Preisliste, werde ich der Ware gleich nachfahren. Zur Beruhigung erhalten Sie dann Drahtnachricht.

Herzlichen Gruß Ihr J. B.

Diese Tour ging dann ohne weiteren Unfall ab. Als ich einige Tage nachher nach Hause kam, kannten mich meine Kinder nicht mehr. Eines sagte: „Das ist ja der Bäcker Hirsch." Dies war ein Nachbar von uns.

Der in obigen Briefen genannte Genosse Franz Siegle und seine Freunde waren im Reichsland damals sehr rührig für uns. Das war der in Aussicht stehenden Reichstagswahlen wegen dem Statthalter Manteuffel recht unangenehm. Aus Mülhausen wurden einige „ausländische Verführer" entfernt und die Genossen Siegle und Schilde 1881 aus Elsaß-Lothringen verwiesen. Durch diese Maßregel sollte unserer Wahlagitation der Stützpunkt entzogen werden.

Schilde ließ sich in Kehl nieder, von wo aus er sein Geschäft in Straßburg leitete. Später wurde ihm die Rückkehr gestattet. Siegle, ein lauterer und braver Mensch, kam zu uns nach Zürich. Genosse G. Schön, damals in Zug, vermittelte ihm Arbeit. Zuerst in Zug, später in Eßlingen. Dann machte er sich selbständig in Zürich als Zinngießer, und zwar, um für eine ältere Schwester, die sich als Magd bei einem gottesfürchtigen schwäbischen Bauern keine irdischen Güter, wohl aber ein Kind erworben hatte, besser sorgen zu können. 1887 ist der geplagte Mann gestorben.

Sein Bruder, ein katholischer Priester, der sich um das „Mensch" mit ihrem Kinde nie gekümmert hatte, sandte nun sofort eine andere

Schwester, damit sie sich um das Erbe kümmere! In die „schreckliche Tatsache", daß Siegle ohne Assistenz eines Schwarzrocks der Erde übergeben werden sollte, fügte sie sich erst, als sie hörte, daß wir für Krankheit und alles die Kosten übernehmen. Diese fromme Verwandtenliebe fand einige Worte der Würdigung in der von Tauscher gehaltenen Grabrede. Aus der Art, wie die Dame dann keifend das Grab verließ, konnte man ermessen, wie es ihr zu Herzen ging!

Der in den Briefen gleichfalls erwähnte Sch.-Sigmaringen, der aus Pforzheim dahin verschlagene Goldarbeiter Ed. Schmidt, war ein Prachtskerl. Furchtlos und treu stand er auf dem einsamen Posten, so oft man ihn rief. Auch heute hält er noch aus. Herzerfrischend wirkt es allemal auf mich, wenn ich den heiteren Alten sehe und höre.

Der Schl. in Schwenningen ist der heute noch dort tätige Genosse Schlenker. Auch ihm wurde später die Ehre zuteil, in Untersuchung genommen zu werden.

Der Insekten- und Wanzentod.

Der Feldpostdirektor hatte die Parole ausgegeben, jede Agitation in den von uns benützten Gegenden zu unterlassen. Wurde dieses Verbot nicht eingehalten, so hatte dies schlimme Folgen für uns. Mancher Genosse konnte es im Eifer nicht unterlassen, durch Verbreitung des „Sozialdemokrat" und durch Flugblätter zu agitieren. Es gab Verhaftungen und sprengte uns da und dort ein Glied unserer Vorpostenkette ab. Freilich, es war zu verführerisch, den „Wanzen- und Insektentod" zu verbreiten! Das war das erste vom Postmeister herausgegebene Flugblatt in Traktätchenformat. Sein Titelblatt hatte Vignetten, die wimmelnd Wanzen und andere niedliche Käfer darstellten. Die anderen hatten irgend eine fromme Überschrift. Der „Sozialdemokrat" selbst trug auch häufig den Kopftitel „Der Staatsanzeiger", oder er hatte den Kopf eines deutschen Bezirksblattes, wie „Netzschkauer Anzeiger" und andere.

Frisches Obst und Gemüse.

Dauernde Stockungen durften nicht einreißen. Hatten wir notgedrungen einen Bezirk verlassen müssen, dann hielten wir die Schnüffler im Glauben, daß wir noch hier arbeiteten. Am Saubach machten wir nachts einen Durchbruch zum Schein. Als die Grünröcke anrückten, verschwanden wir und ließen ein oder zwei Paketchen „entfallen". Dann hatten wir an der neuen Durchgangsstelle einige Zeit die starke Beobachtung vom Halse.

Nicht alle Grünröcke brannten darauf, uns zu fassen. Einer machte mir einen Besuch und versicherte mir seine Neigung für unsere Sache.

Um Durchstechereien zu verhindern, wurde den Grenzern erst beim Dienstantritt bekanntgegeben, auf welchen Posten sie kämen. Sowie unser Mann nun auf einen für unsere Zwecke günstigen Platz geschickt war, ließ er uns durch ein verabredetes Zeichen wissen, daß unsere Ware durchkommen konnte. Untersucht wurde von dem Grenzjäger dann stets gründlich, jedoch nichts entdeckt. Solche durchgeschmuggelte Sachen wurden von uns auf den nächsten Stationen unter verschiedener Verpackung und Deklaration versandt oder an einem günstigen Orte gelagert und erst zum Versand zugerichtet.

Im Sommer wählte man Gemüse- und Obstsendungen, für die wir uns große Körbe machen ließen.

An einem Mittag stand unser Grenzjäger Posten und freute sich der Sonne. Die Frau des Stationsvorstandes eilte erhitzt auf ihn zu und flüsterte in großer Erregung: „Wissen Sie auch, was in den Körben, die von den Leuten aus N. N. durchgebracht werden, drin ist?"

„Na, Obst und Gemüse," sagte der Grenzer ruhig.

„Ja schön," sagte die Frau entrüstet, „schönes Gemüse! Langen Sie einmal tiefer hinein, dann werden Sie den Salat finden. Verbotene Schriften sind drin, das Obst liegt nur obenauf."

„Woher wissen Sie denn das?" fragte der Grenzer.

Unschuldig lächelnd antwortete die Stationsvorsteherin: „Ich wollte gerade sehen, was es für Äpfel und Birnen sind — meine Kinder essen sie nämlich zu gern —, da habe ich ein wenig aufgemacht und so die Sache entdeckt."

Entrüstet meinte der Grenzer: „Ah, wenn das so steht, will ich den Kerls das Handwerk legen! Die sollen mir nur wieder kommen. Aber, liebe Frau, sagen Sie um Gottes willen niemand ein Sterbenswörtchen davon, da käme Ihr Mann um seinen Dienst, denn es ist streng verboten, auf der Bahn Güter zu öffnen."

Der Grenzer ließ uns sofort das Geschehene mitteilen, und wir mieden von da an diesen Strich.

Die fliegenden Ballen.

Irgendwie scheint aber doch ein Gerücht aufgekommen zu sein, denn alsbald wurde ein Freund, der uns öfter Waren verbarg und weiterbeförderte, behaussucht. Der Mann hatte auch eine große Ladung auf dem Speicher liegen.

Im Wohnzimmer wurde die Suche begonnen. Das Haus war dicht am See nach Süden gelegen, die Mittagsonne fiel steil ins Zimmer und belästigte den Beamten. Er ließ die Rouleaus herunterziehen. In der Dämmernis schlich der Sohn ungesehen hinaus auf den Speicher. Dort nahm er die Ballen und warf sie durch die Ladenöffnung hinaus. Zitternd fühlten die Eltern, wie etwas am

Fenster vorbeisauste. Nur der sonnenscheue Beamte merkte nichts davon. Der Sohn ging auf die Straße, wälzte die Ballen in einen Nachen, der am Ufer lag, und ruderte auf den See hinaus.

Mittlerweile war das Haus von unten bis oben gründlich durchsucht worden. Ärgerlich gingen die Beamten. Der eine brummte: „Es isch wie verhext. Mer wisse doch ganz gwiß, daß ebbis do isch!"

Als die Herren fort waren, brachte der junge Mann die Ware vom See zurück. Die Hausbewohner sammelten sich um die vergnügte Familie, denn ihnen war es unheimlich geworden, da niemand den Flug der Flugblätter gesehen hatte. Es halfen alle zusammen, sie weiterflattern zu lassen.

Eine Zeitlang führte unser Weg an dem Grundstück J. Viktor v. Scheffels vorbei. Manchmal ganz in der Nähe bei des Dichters Villa. Er erfuhr es und machte dem Stationskommandanten in R. Mitteilung davon.

Der war ein Achtundvierziger!

Es gab auch Leute aus der Bourgeoisie, Industrielle und Beamte, die uns im Gegenteil aufsuchten, denn es ging bei den Leuten das Gerücht, daß sich in der Partei Personen mit großen Reichtümern und solche, die höchste Stellungen inne hätten, befänden. Und wie sich der Trompeter von Säckingen um den Staat verdient zu machen glaubte, indem er uns denunzierte, so meinten andere ihre Finanzen aufzubessern, indem sie uns förderten.

Unter anderen gab sich eine Witwe aus dem Elsaß viele Mühe, auf geheimnisvollen Wegen mit uns in Verbindung zu treten. Die Frau, die durch einen verschwenderischen Mann um ihr Geld gekommen war, hatte wohl die stille Sehnsucht, ihre Vermögensverhältnisse durch uns wieder ins Gleis zu bringen.

Als wir uns überzeugt hatten, daß sie uns wirklich Dienste leisten konnte, traten wir in Unterhandlung mit ihr. Sie erzählte, man habe ihr gesagt, daß für das Exemplar eine Mark bezahlt werde. Wenn sie 10000 Exemplare beförderе, müsse sie 10000 Mark dafür erhalten. Nur schwer ließ sie sich belehren, daß das nicht so sei. Am Ende ließ sie sich aber doch herbei, die Sachen zu vermitteln, um eine Mark für ein Kilogramm. Sie war sehr geschickt, und wir konnten zufrieden sein.

Freiwillige.

So nützlich uns die Hilfe solcher Leute war, angenehmer war es, wenn sich unverhofft Freiwillige zu uns fanden. Über den Eifer und Opfermut der Parteigenossen ging nichts. Daran konnte man seine helle Freude haben. Im Rahmen dieser Schilderungen ist es nicht möglich, all der Tapferen zu gedenken und gerecht zu werden.

Ich muß mich darauf beschränken, nur einzelner besonders zu gedenken. Ein ganz besonders hervorstechender Zug war die Uneigennützigkeit der Genossen. Sie setzten eine Ehre darein, Dienst leisten zu dürfen. Wurden den Braven die nötigen Spesen ersetzt, waren sie zufrieden.

Eines Abends stellte sich bei mir ein junger Mann ein. Hans Arnold war es. Vor einigen Tagen war er in einem Konstanzer Handelshaus als Kommis eingetreten. Sein Name war mir nicht unbekannt. In der „Neuen Welt" hatte ich Gedichte von ihm gelesen.

Im Hotel Zum hohen Haus in Konstanz nahm er seine Mahlzeiten ein. Dort hörte er von unseren Schmuggelzügen. Die Tischgenossen erzählten wahre Räubergeschichten von uns. Es schien, als ob die Leute stolz darauf seien, von der Sache auch etwas zu wissen. Einer wollte mich in allerhand Verkleidungen, als Kutscher, Koch usw. gesehen haben. „Verraten wird aber nichts," fügte er selbstzufrieden hinzu. Ja, der Oberamtmann soll der Polizei erklärt haben: Er wisse bestimmt, daß ich öfter herüberkäme, er habe mich selbst schon gesehen, und wenn sie auf dem Posten wäre, müßte ich längst dingfest sein.

Das erzählte mir Arnold und meldete sich in Reih und Glied. Seine Stiefelschäfte wurden nun sofort mit Briefexemplaren wattiert. Der Mann hat lange tapfer mitgeholfen. Das Gefängnis war sein Lohn.

Er begründete ein eigenes Geschäft in Konstanz, das er zu ganz ansehnlicher Blüte brachte. Seit 1906 betrauert seine brave Familie den leider viel zu früh Verstorbenen. Ehre dem „Jugendlichen", so hatte der rote Postmeister ihn getauft.

Eine heitere Szene, die sich bei der Verhandlung gegen Hans Arnold in Konstanz abspielte, soll hier auch noch erzählt werden.

Unter dem Beweismaterial befand sich ein Brief, von dem der Ankläger annahm, daß er mit chemischer Tinte beschrieben sei. Der Sachverständige, Apotheker Leiner, sollte die Reagenz vornehmen. Er hatte auch richtig die beiden nötigen Stoffe bei der Hand. Nur verwechselte er dieselben. Unter großer Spannung ging die Prozedur vor sich. Statt mit der Reagenzsubstanz das Blatt Papier zu überstreichen, nahm er die Schreibsubstanz, und im Nu war auf dem ganzen Papier ein großer blauer Klatsch. Der Verdruß der Herren war nicht klein. Herr Leiner war ein liberaler Freidenker und braver Mann. Wir neigten der Ansicht zu, daß das Versehen wohl kein Versehen war!

Seine Pön bekam Arnold doch. Der Schreibsachverständige war es, der aus dem Schnörkel einer Frachtbriefunterschrift, ganz irrig wie gewöhnlich, einen Strick drehte.

Unvergeßlich ist mir auch der Hutmacher Steinberger. Dorndistel war sein Kriegsname. Ein Bayer war er und blutarm. An Eifer und Ausdauer konnte er kaum übertroffen werden. Seine Frau, eine Münchnerin, war nicht minder tapfer und ihm und Haug in der Korrespondenz behilflich. Der Mann lebt heute in München. Ein Proletarier ist er geblieben, der sich brav und redlich durch die Welt schlägt.

Im weltbekannten Inselhotel hatten wir auch gute Freunde. Oft legte unser Kahn nach Mitternacht dort an. Die Konterbande wurde geborgen. Mit den Koffern der Hotelgäste wanderte sie anderntags zur Bahn.

Bekehrte.

„Dort gehen Genossen," sagte der Onkel meiner Frau spöttisch zu mir und deutete auf vorübergehende italienische Arbeiter. Wir brachten Aussteuerstücke in meine Wohnung, denn die Hochzeit war in den nächsten Tagen. Dem Onkel lag die Sache nicht recht; er war ein rühriger Nationalliberaler und bangte für seine elternlose Nichte an der Seite eines „Roten".

Ich beachtete diese Bemerkung nicht, gab ihm aber gelegentlich Schäffles Quintessenz des Sozialismus und Bebels Frau zum Lesen. Bei der Hochzeit machte er sich noch weidlich lustig über die Genossen. Einige Tage nachher kam er kleinlaut zu mir. Bald wurde er lebendiger und gestand: „Vetter, ich muß dir abbitten. Das ist etwas ganz anderes, was ich in den Büchern las, als was ich bislang über euch hörte und wußte."

Ich nickte dazu, und meine Frau sprang überrascht auf über die reuige Wandlung des Oheims. Er aber sagte so feierlich, daß wir in lustiges Lachen ausbrachen: „Vetter und Bäschen, von jetzt an bin ich der Eurige."

Das war „Hansen", J. G. Haug. Er betrieb in Emmishofen ein Möbelgeschäft. Die Ausdauer des schon älteren Mannes war bewunderungswürdig, er war stets zu helfen bereit, ebenso seine Frau und die jungen Söhne.

Die Emmishofer waren dem „Schwobe" um dieser Dinge willen nicht sehr gewogen. Als Hansen einmal erwischt und in Konstanz eingesperrt wurde, da gab es eine Hetze gegen ihn. Die Schweizer verlangten vom Grafen Zeppelin auf Giersberg, daß er dem „Teiler" die Kundschaft entziehe.

Graf Zeppelin aber beachtete diese niederen Wünsche nicht.

Zweimal wurde dem Manne sein Gesuch um die Schweizer Bürgeraufnahme durch die Gemeindeabstimmung abgelehnt. Das kränkte ihn tief. Im Männerchor war er ein hervorragender Tenor.

Mit Liebe und Stolz hing er am edlen Sang. Den Rücken kehrte er nun der Sängerrunde. Gewurmt bis an sein Ende hat ihn, daß er die Undankbaren so oft und lange mit seiner schönen Stimme erfreut hatte.

Tätig waren in jenem Bezirk der Tischler Simon Maus, Arbeiter bei Haug und nun hochbetagt bei dessen Nachfolger. Der verstorbene Genosse Wilhelm Stark, der Schneider Derleth und seine Frau. In der Reichenau Genosse Grießer und einige Freunde. In späteren Jahren Gustav Schaffner. Auch dieser weilt nicht mehr unter den Lebenden. Sein Daimler-Motorboot „Annemarie" trug eine rote Flagge und tat fleißig Dienst!

Dann noch viele Ungenannte und Vergessene, denen wir warmen Dank schuldig sind.

Der Wydener Kongreß.

Am 20. bis 23. August fand der Kongreß zu Wyden statt. Das war die Sammlung der versprengten Armee. Von da an wurde die Verbreitung und der Aufschwung des „Sozialdemokrat" lebhafter. Über die Verhandlungen zu berichten, ist hier nicht der Platz. Manch älterer Parteigenosse dürfte im Besitz des Protokolles sein.

Die einleitenden Arbeiten und die Geheimhaltung des Ortes ließ sich Motteler angelegen sein. Bei Ossingen im Kanton Zürich lag in lieblichem Gelände das halbverfallene Schloß Wyden. Von dem Eigentümer, einem Basler Privatier, wurde das alte Nest gemietet, und zwar: zur Abhaltung einer Generalversammlung der Kranken- und Sterbekasse deutscher Arbeitervereine in der Schweiz. Der Rittersaal war der einzige wohnliche Raum des Schlosses.

In der „Schlangenmühle" zu Winterthur erwartete der rote Postmeister die Sendboten aus Deutschland. Hier erhielten sie die Wegweisung nach dem Raubschloß und zogen dorthin. Am Schlusse folgte Motteler ihnen nach.

Das Wetter war prachtvoll und die Augustsonne hatte eine revolutionäre Hitze, die selbst uns zu stark war. Im Saale führten die Redner hemdsärmelig ihre Debatten, und das Feuer ihrer Überzeugung wurde gehütet wie in einem Termophor.

Freund Hansen und ich waren als Gäste und Vertreter von Mottelers „Seelöwen und Walfischen" da. Hansen stieß mich an, als er den Saal betrat. Wir brauchten kein Wort zu reden, sondern wir fühlten, wie tief uns beiden der Eindruck dieses Augenblicks ging. Wir sahen die verehrten Führer und viele Freunde hier zum erstenmal. Ich war nur mit Ignaz Auer näher bekannt, denn wir waren beide im Jahre 1869 Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins in Passau gewesen.

Nach der Tagesarbeit konnten in den Gasthäusern zu Ossingen nur ein paar Leute Platz finden, wir anderen schliefen im alten Ökonomiegebäude auf Stroh. Für des Leibes Notdurft sorgte die Frau des Schweizer Genossen Hätteuschwyler und eine Köchin. Sie kochten, buken und brieten in der großen, rauchgeschwärzten Küche, wo früher sich Bratspieße drehten und das Fett dick heruntertropfte.

Als das Mahl vorüber war, strebten die Kämpen ins Freie. Da warf man sich ins Gras und schaute unter den schattigen Bäumen in den Himmel hinein. Aber bald verfinsterte er sich, denn es wurden lilabunte Gewitterwölkchen geschoben, Blitze durchfuhren sie und schlugen in die Bäume und in die Köpfe ein.

Max Kegel, der Parteipoet, hatte das Unwetter angerichtet, und Karl Kautsky, der Stratege, zeichnete die Wetterlaunen und Niederschläge aufs Papier. Es mögen hier einige Proben aus der seltenen Wydener Kongreßzeitung ihre Auferstehung haben, zu denen auch die nebenstehenden Illustrationen gehören.

Von dem gefährlichen Tun der sozialdemokratischen Ritter auf Schloß Wyden erzählte das Gedicht:

Mit allen Mitteln.

Es steht ein Schloß im Schweizerland,
Da wird an den Staaten gerüttelt,
Da wird der Umsturz zu Recht erkannt,
Da wird nicht „gesetzlich gemittelt".

Der helle Kommunismus blüht,
Man ißt und trinkt gemeinsam,
Des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,
Um nicht zu ruhen einsam.

Der tolle Hans, der Fehde blies,
Hier wird er abgeschlachtet,
Und in der Verachtung Burgverlies,
Da wird er eingeschachtet.

Die rote Republik, sie wacht
An unsres Schlosses Pforte.
Wer hätt' in London das gedacht
Von der Bedientenhorde!

Dann folgte eine Beschreibung der Lebens- und Charaktereigentümlichkeiten der Schloßbewohner:

Auguste kann sich zehnfach verdoppeln und ist mehr wert als ganz Berlin. Julius Schminktopf (Vahlteich) hat ein Faible für das Faule, dem er zu Hilfe kommt. Über Nazi ist wenig einzelnes zu sagen, da er (nach Augusts Versicherung) überhaupt ein ganz schrecklicher Kerl

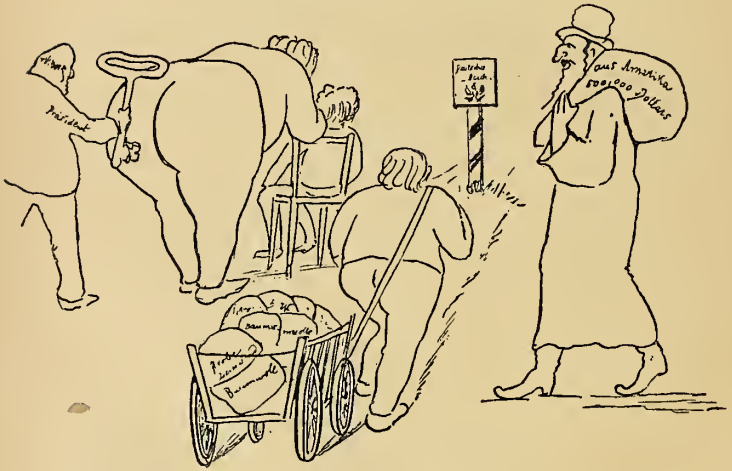
Das uralte Raubschloß.

(: Nach Preßberichten :)

Berl. Volksztg, Magd. Ztg, Tribune ect. ect:

„Man bekam keinen der geheimnissvollen Schloßbewohner außer der Thore zu sehen mit Ausnahme der Wachen, welche die Wege zum Schloße absperrten und, von einem Posten auf dem Thurm benachrichtigt, niemand nahe kommen ließen.“

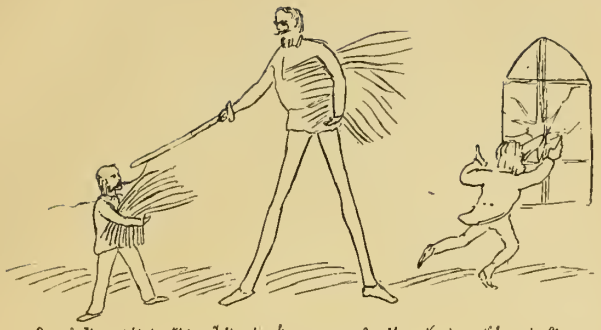
Eine Sitzung der Vehme im Schloß.



Die wandelnde Barrikade

Dornbusch führt zehn Ballen Baumw. wie als grobe Leinwand ins Land.

Julius Schminkkopf als Schmorer!



Der große Jörg entzieht dem kleinen Julius die Streu. —— Bemühung Naso's zur Hebung des Glasergewebes.

Vor der Ruhe.

Ruhe.

Nach der Ruhe

Das goldene Kalb und seine Priester.

~ Frei nach der „Freiheit" ~ | 1880 N: 10, 32 ur: |

ist. Die Rothaut (Schlüter) hat einen sehr entwickelten Formensinn, den er sogar bis auf die Kolporteure ausdehnt. Bruder Hamburger hat ein sehr schwaches Schamgefühl, denn er errötet nicht einmal beim Häuserabbrechen; dagegen gibt er wunderbare Töne (zur Geschäftsordnung) ab, sobald man ihm einen Schinken ausreißen will. Julius lebt von Stroh, läßt sich mit Sozialdemokraten spicken und einpacken, hat aber doch ein so lächelndes Gesicht, daß ihn Ede trotzdem ansieht. Georg hat einen so guten Magen, daß er sich durch Berge von Mißtrauen hindurchzufressen vermag; auch hat er sich eine moralische Hornhaut angeschafft. Parisius hat so lange Beine, daß er stets mit dem einen in Paris und mit dem anderen in Brüssel steht: trotzdem bittet er nur kurz ums Wort. Dornbusch (Fritzsche) spricht seiner Natur gemäß immer artig und vermag überdies mit Anführungszeichen zu reden; sein Inhalt ist gut, aber Form und Ton tadelnswert. Ede spricht beschränkt und befindet sich stets in einer erfreulichen Unklarheit. Stuttgarter läßt sich nicht zur Geduld hinreißen. Und da ihm der Leser nachahmen könnte, so machen wir es, ungleich den meisten Schloßbewohnern, lieber kurz und schließen, ohne durch den Vorsitzenden gezwungen zu sein.

Nachdem sich dies die Genossen eingeprägt und sich von ihrer Heiterkeit erholt hatten, wurden die „Aussprüche großer Männer" in boshaft gewundenen Redeblumen verraten:

Man wird schon erkennen, wie die Herren Delegierten entstanden sind. Vorsitzender.

Wir haben genug Literaten, welche unsere Partei mit Hingebung und Erfolg hochhalten, wir brauchen in Körner nicht noch einen Faulenzer mehr. Bruder Hamburger.

Ich werde möglichst beschränkt sprechen. Ede.

Ich befinde mich in einer sehr erfreulichen Unklarheit über die Geschäftsordnung. Der Vorige.

Wir dürfen uns nicht zur Geduld hinreißen lassen. Stuttgarter.

Sie hatten 6000 Mark Defizit in barem Gelde. Julius.

Ich bin gegen Schluß der Rednerliste, weil man noch nicht weiß, was die zwanzig eingeschriebenen Redner sagen wollen. Eck.

August ist mehr wert als ganz Berlin. Der Vorige.

Wer nicht mit uns das Stroh genießen will . . . Julius.

Die Solidarhaft auf den Köpfen der Genossenschaft.
Ein erfinderischer Kerl.

Mit dem Strom der Zeit muß man dem Kampf ums Dasein gewachsen sein. Der Vorige.

Hierauf ließ sich der rote Feldpostmeister über die Parteifeldpost folcherweise aus:

... Die Reichsdiebe mit dem Posthorn, Spitzeln und Schmalzgesellen machen uns zu schaffen. Es kostet immer Mühe, eine Nummer mit heiler Haut durchzubringen. Einst wurde ein Feldjäger mit Büchern am Leib erwischt und das Loch wurde gestopft. Aber unsere Seelöwen sind trotzdem jeden Augenblick schußfertig. Ihr Werk ist wichtig, denn das Agitationsmaterial muß in Fleisch und Blut übergehen, indem es ins Jenseits befördert wird. Hunderte von Grenzbewohnern spickten sich mit „Sozialdemokraten" und packten sich ein. So muß es jeder machen und so viel von unseren Wanzen über die Pfütze schaffen, bis im ganzen deutschen Polizeigebiet jeder Weg, ja jede Schüssel damit bedeckt ist und unsere Feinde daran elendiglich ersticken!

Für Hans Most wurde ein kluges Verhalten also gekennzeichnet:

Man muß sich stets auf hohem Pferd
Den mißvergnügten Massen zeigen,
Und ist der Reiter auch nichts wert,
Sie werden sich dem Gaul verneigen!

Der „Hansschimpfnicht" (Most) stellte dafür den sozialistischen Kongreßrittern dieses Gutachten aus:

Das ist eine kohn-gräßliche,
Ganz unermeßliche,
Reaktionsnächtische,
Ganz Liebknechtische,
Prinzipiendreckige,
Auch ehrenfleckige,
Feudalschloßbesitzende,
Der „Freiheit" nichts nützende,
Diätenvertuende,
Auf Stroh ruhende,
Die Debatte ausdehnende,
Meinen Protest ablehnende,
Sich als Vertretung gebärdende,
Von mir aber nicht besucht werdende,
Überhaupt ganz impertinente,
Total impotente,
Ganz meschante,
Weil gegen mich ungalante,
Geistig ärmliche
Und ganz erbärmliche
Froschmoluskenbreigesellschaft.

Zur Erholung von diesen kräftigen Adjektiven mußte ein neuer Kranz Redeblumen gewunden werden:

In der Redaktion des „Sozialdemokrat“ ist ein Mangel vorhanden, der eigentlich nicht vorhanden ist. Ede.

Ich und O., wir lesen uns gegenseitig nicht. Nazi.

Leeren Sie sich nur ganz ungeniert aus. Georg.

Wer sich den Bürger Julius trotz seines lächelnden Gesichtes angesehen hat. Ede.

Ich habe „freundlich“ mit Anführungszeichen gesagt. Dornbusch.

Als danach eine Ruhepause entstand, wurde der bunte Kranz zu Ende geknüpft und zur Erheiterung und Betrachtung an die schattigen Bäume des Schlosses Wyden gehängt.

Auch ich befinde mich in der Lage, einige Worte zu ergreifen. Ede.

Die Dornbuschische Rede hatte nur einen tadelnswerten Ton, der Inhalt war gut. Der Vorige.

Es ist vom Statthalteramt berichtet worden, daß man nichts gegen die Sache haben könne, weil sie ungesetzlich sei. Georg.

Wenn deswegen die Versammlung aufhören möchte, so möchte sie sich keinen Zwang antun. Der Vorige.

Einzelne Herren Personen. Ein höflicher Kerl.

Wenn keine Kommission da ist, gründe man doch wenigstens eine Subkommission. Eck.

Ich schäme mich gar nicht, im Winter Häuser abgebrochen zu haben. Bruder Hamburger.

Sie wollen uns den Schinken wieder herausreißen. Der Vorige.

Die Schweizer stellten sich unter diesen Wydener Tagen schreckliche Dinge vor. Die Zeitungen sandten ängstliche und dunkle Berichte hinaus in die Welt:

„Auf dem alten Schloß Wyden gehen seltsame Dinge vor. Weithin ins Land hört man aus dem Innern desselben merkwürdige Stimmen erschallen. Bis spät in die Nacht leuchten hellauf die Fenster. Aus dem zerfallenen Kamin steigt Rauch empor. Niemand weiß, was diese unheimlichen Dinge zu bedeuten haben. Man munkelt, allerlei Gestalten mit fremdländischem Äußern seien mit den Zügen von Zürich gekommen und dann dem Schloß zugezogen.“

Am letzten Tage, kurz vor Beendigung der Verhandlungen, kam der Statthalter von dem benachbarten Andelfingen mit seinem Waibel. Beim „Kastellan“ erbat er sich Einlaß und Aufschluß. Vollmar lud den Statthalter ein, den Verhandlungen beizuwohnen, aber er verzichtete darauf, und die Sache war gut.

Dann war der „Spuk“ zu Ende.

Auch Hansen und ich fuhren nach der Grenze, denn es wartete dort eine Menge Arbeit auf uns. Im Wagen sagte Hansen zu mir:

„Dort vorn ist ein Delegierter." Es war Max Kegel, der mit seinem stillvergnügten Lächeln dasaß. Ich nickte ihm zu und wollte ihn begrüßen, da wurde er ernst und sah auf die Seite. Auf der ganzen Fahrt würdigte er uns keines Blickes. In Emmishofen stiegen wir aus. Es schien, als ob Kegel auch aussteigen, es uns aber nicht merken lassen wolle. Wir kümmerten uns nicht mehr um ihn und gingen zu mir nach Hause. Nach einer Viertelstunde klopfte es schüchtern bei mir an. Kegel trat herein. Motteler hatte ihm Schriften mitgegeben und ihn an mich gewiesen, damit sie sicher über die Grenze kämen. Auf dem Schlosse hatte uns Kegel bei seiner Kurzsichtigkeit nicht beachtet, im Zuge aber galt ihm mein Gruß für spitzeltechnische Anbiederung. Jetzt freute er sich über die angenehme Enttäuschung. Wir erledigten seine Aufgabe und verbrachten noch ein paar Stunden zusammen, bis er ohne Bangen weiterreiste.

Die Schwaben und der „Soldat".

Der rote Postmeister entließ die Wydener Freunde mit Lehren und Ermahnungen zur Vorsicht. Eine Anzahl nahm er mit nach Zürich, um ihnen in Ruhe und unter sich seine Wünsche und Pläne ans Herz zu legen. Einem Schwaben hielt er diese Standrede: „Am meisten ärgert mich, daß ich mit euch, meinen engeren Landsleuten, fast gar nichts anfangen kann. Das württembergische Bodenseeufer liegt mir vor der Nase wie ein Kuhfladen. Vorwärts, nach Hause und Wandel geschafft." Nach dieser Ermunterung gelang es denn auch später den Schwaben, einen Weg in Gang zu bringen.

Von Wyden wieder zu Hause, hatte ich mich um die erwähnten Hindernisse der Nummern 39 und 40 des „Sozialdemokrat" zu kümmern. Ich sah, daß neue Maßregeln nötig waren, und fuhr anderntags früh 5 Uhr zu Motteler nach Zürich. Nachdem wir uns über die Sache geeinigt, sagte er mir: „Oben auf seinem Zimmer arbeitet der ‚Soldat' (Wilhelm Liebknecht), der interessiert sich sehr für unsere Pläne. Hören Sie, was er dazu meint."

Ich ging hinauf. „Vorzüglich, sehr gut, ausgezeichnet, ganz einverstanden!" rief er aus, als ich die Dinge schilderte. „Nun aber gehen Sie sofort und führen die Sache aus." „Ich bin seit 4 Uhr auf den Beinen und will in Zürich doch noch zuvor Mittag essen," wendete ich ein. „Was, ein Kerl wie Sie, der sich nächtelang auf dem Bodensee herumholzt, kann auch ohne gegessen in die Kampagne," meinte er bestimmt.

Ich ging und nahm, trotz aller Hochachtung vor dem alten Freischärler, in Zürich ein Mahl, in Gesellschaft des Freundes Emil Beck. Gewissensbisse empfand ich darob nicht, denn die Kampagne hat darunter nicht gelitten.

Zufälle.

In unserem Postbetrieb gab es derweilen Zufälle genug. In Offenburg diente für größere Sendungen ein Schuhmachermeister als Deckadresse. Da wurde auf einer Grenzstation eine Kiste an den Mann adressiert aufgegeben. Das gepreßte Papier und die Bücher waren sehr schwer, und man mußte deshalb stets solche dem Volumen und Gewicht entsprechende Deklarationen wählen. Der Inhalt unserer Kiste waren Leisten und Werkzeug. So ging es auch glatt, die Kiste war schon im Wagen, da sah ein Grenzer noch die Frachtbriefe durch. Der Name fiel ihm auf. Er hatte bei dem Meister früher als Geselle gearbeitet. „Was," sagte er, „dieser arme Teufel bekommt eine Sendung Leisten und Werkzeug! Das ist nicht möglich, da ist etwas faul. Ich will die Sendung sehen."

Es folgte Entdeckung und Konfiskation. Dem Schuster geschah nichts, er nannte den Vermittler, der nach Zürich entfloh. Um den Freunden in Offenburg weiteres Unheil zu verhüten, verhalfen wir dem Vermittler nach Philadelphia.

Der Lederwarengroßist Dreifuß in Sulzburg in Baden machte Geschäfte mit mir. Bei einem Besuch erzählte er mir, daß man bei ihm gehaussucht, das ganze Geschäft durchstöbert habe und ihn zuletzt noch einsperren wollte. Die Sache hätte mit mir zusammengehangen, und er wollte nun wissen, was denn mit mir los sei. Ich gestand ihm, daß seine Firma bei einer verunglückten „Lederfendung" von uns als Absender bezeichnet worden sei. Der Mann nahm die Sache nicht übel und machte ferner Geschäfte mit mir.

Anders ein Handlungsreisender. Dessen Wirt brachte mir den Koffer dieses Herrn zur Reparatur. Im Koffer lag seine Visitenkarte, die ich gleich als Absender an ein Gepäckstück hing. Die Polizei nahm die Ware auf und belästigte den vermeintlichen Absender. Der geriet in große Aufregung und brachte die Sache zur Anzeige. Ich büßte den Fall mit 3 Franken wegen Namensmißbrauch, „jedoch nicht in gewinnsüchtiger Absicht geschehen".

Eines anderen Tages erhielt ich den Besuch eines Bekannten aus Immenstadt. „Du bist gestern in Friedrichshafen verhaftet worden," sagte er gleich nach der Begrüßung. „Ich war gerade dort, als der Dampfer von Romanshorn landete." Ich sah ihn sehr verwundert an; er ließ sich aber nicht beirren und sagte: „Doch, doch! Der Wachtmeister, ein Freund von mir, nahm einen aussteigenden Herrn fest. Als ich ihn fragte, was er da für einen Fang gemacht habe, erwiderte er: ‚Na, keinen schlechten. Jetzt haben wir endlich den langgesuchten Belli, der alle Grenzen mit seinem sozialdemokratischen Schriftenschmuggel unsicher macht!'"

„So so," sagte ich, „meinst du? Den Belli kenne ich zufällig; ich kann dir nur sagen, daß du einen Falschen gegriffen hast." Der Wachtmeister kam nicht aus der Fassung. Er meinte, der Verhaftete protestiere zwar, daß er so heiße, aber es stimme doch ganz genau mit dem Signalement. Außerdem sei auch gemeldet, daß er heute dort ankomme.

Und bald mußte die Polizei den Verhafteten wieder laufen lassen.

Im Mai 1880 kam Hans Most zu mir. Er hatte für seine Freiheit Wege nötig, konnte aber bei mir nichts erreichen. Dann reiste er nach Rorschach, wo er den Kongreß vermutete. Er fand dort nicht statt, dagegen holten ihn Bernstein und Fischer zur Abrechnung nach Zürich. In öffentlicher Versammlung zeigte er sich versöhnlich. Nach London zurückgekehrt, hielt er aber nicht Wort, und der Kampf mit ihm ging weiter. Im gleichen Wonnemond kam ein eleganter, frisch aussehender Herr in mein Geschäft und bestellte ein Paar Stiefel. Dr. Wiede nannte er sich.

„Sie sind wohl der ‚Neue Gesellschaft'-Herausgeber?" fragte ich

„Ja," war die Antwort. Wir unterhielten uns über dies und das, auch über die Partei. Plötzlich sagte Dr. Wiede: „Wissen Sie, eigentlich bin ich sehr enttäuscht über die Bewegung. Die Führer sind zu lendenlahm. Hans Most ist der einzige, der mir noch imponiert. Ich will Ihnen nur sagen, ich habe geglaubt, die Sache würde schneller gehen."

„Aber . . ." wollte ich erwidern, da unterbrach er mich lächelnd: „Ich wohne im Löwen; es wird mich freuen, Sie da bei einem Glase zu treffen. Doch lassen Sie ja nicht merken, daß wir uns als ‚Rote' kennen, denn ich gehe hier auf — — Freiersfüßen."

Ähnlich hat noch manch einer aus der bürgerlichen Welt, der sich uns zugewandt hatte, den Weg wieder rückwärts gesucht!

Wilhelm I. und andere heimliche Helfer.

Wenn der alte Kaiser Wilhelm auf der Mainau war, dann blühte unser Weizen. Da jagte ein Fest das andere und eine Serenade folgte auf die andere. Zwischendurch aber paschten wir unter dem Schutze der Hurrapatrioten und der Behörden lustig darauf los.

Es ist heute noch ein Geheimnis, wie ungeschmuggelte, direkt aus der Schweiz kommende, aber mit der Revisionsplombe versehene Kolli auf deutschen Stationen ungehindert durchgingen. Oder daß in Lindau eine uns abgenommene Kiste, die im Keller des Polizeilokals untergebracht, anderntags spurlos verschwunden war. Aber sie ist doch in München zu dem richtigen Empfänger gelangt.

So auch in Giebichenstein. Da wurde eine verdächtige Kiste festgehalten. Sie blieb über Nacht in der Halle. Morgens beim Öffnen war sie von unten bis oben mit der „Leipziger Zeitung" angefüllt.

Abschied.

Meine Position an der Grenze wurde zuletzt persönlich und „postalisch" unhaltbar. Auch war meine öftere Abwesenheit dem Vorwärtskommen meines kleinen Geschäftes nicht zuträglich. Über die Grenze durfte ich nimmer, und gerade meine Kundschaft war größtenteils in Konstanz. Darunter waren durch verwandtschaftliche Beziehungen eine Anzahl Beamte, die es mit der Angst bekamen und wegblieben.

Die Wege und Beziehungen waren auch jetzt schon etwas gefestigt; so gab ich mein Geschäft auf und siedelte im Januar 1882 nach Zürich über.

In der Krone zu Kreuzlingen gaben mir die Freunde vor meinem Weggang eine Abschiedsfeier. An diesem Abend kam ein unbekannter Gast auf mich zu und meinte: „Wie ich aus den Reden höre, sind Sie Herr B. Nun, denken Sie, wegen meiner Ähnlichkeit mit Ihnen bin ich in Konstanz schon dreimal von der Straße weg verhaftet worden. Das drittemal, letzten Donnerstag, wurde ich dann der Schutzmannschaft vorgestellt, damit sie sich merken sollte, daß ich nicht der B. bin."

Der Mann, ein Schneider, nahm diese Verwechslungen mit Humor auf. Er erzählte noch am Abend, daß auf der Zollstätte in Friedrichshafen meine Photographie friedlich neben der des Hans Most hänge. Lange wurde nach meinem Bilde gefahndet, bis eines in Rheineck im Kanton Sankt Gallen, wo ich vor Jahren als Werkführer tätig war, gefunden wurde.

Als ich mich in Kreuzlingen beim Gemeindeammann abmeldete, lobte er zu meiner Überraschung: „Wenn nur alli Dütschi so ehrlich und anschtändig von hier wegziega täten wie Sie!"

In der Zimmerwerkstatt.

Bei der Übersiedlung nach Zürich standen mir die Freunde dort treu zur Seite. Frau Motteler war für ein geeignetes Lokal zum Weiterbetrieb meines Geschäftes besorgt, ebenso um für mich die nötige Kundschaft zu finden.

Der „Sozialdemokrat" war damals arm und arbeitete mit Defizit. Das Los des Postmeisters war Sparen. Meine Zeit war geteilt, ich arbeitete einmal in meiner Werkstatt und dann auf dem „Postamt". Für den „äußeren Dienst" konnte ich nicht mehr viel tun, um so mehr vertiefte ich mich jetzt in die „Technik" des inneren Betriebs. Und das war eine mannigfaltige Sache. Da war die kleine Post der Briefabonnenten. Diese hatte Frau Motteler in ihre besondere Obhut genommen. Für die Verschiedenartigkeit der Form sowie der Handschrift sorgte sie stets. Keinen der zuverlässigen Gäste

und Besucher entließ sie, bevor er nicht einen Stoß Kuverts mit Adressen beschrieben hatte. Aber auch für das leibliche Wohlergehen der Freunde aus dem Reiche war die „Tante" bemüht. Selten stand ihr Gastzimmer leer, und war der Gast ein Abgeordneter, so war sie sehr zufrieden. Waren viele Gäste da, dann wurden in der Nachbarschaft Zelte aufgeschlagen. Jede Woche einmal war das Blatt an die Grenze zu bringen. Dazwischen liefen noch Sendungen von Büchern, Broschüren und Flugblättern. Derossi und später Joos mußten die für die verschiedenen Orte bestimmten Sachen in die geeignete Paketform bringen. Die Umhüllung des Ganzen aber hatte Motteler zu geben. Das erforderte ein eigenes Studium, für die Sendungen jedesmal ein anderes Aussehen zu erfinden. Motteler fügte, sägte und hämmerte Kisten in allen Formen und Größen zusammen. War ihm dann diese „Zimmermannsarbeit" gelungen, so hatte er seine helle Freude daran. Auch ich half ihm dabei und zerschlug und hämmerte hinfort Kisten für die gute Sache.

Vom Konspirieren.

In Rorschach waren Schiffsleute für uns tätig, die Genossen Zippel und Scherzer, in Schaffhausen Genosse Vogler, in Basel der Genosse Gutsmann, dann die Brüder Heuberger, Karl Gerst und später Daniel Metzler (von Motteler der Kompetenzknopf genannt), Pinkert und Thoring. Auch Karl Moor, zu dieser Zeit Redakteur, und Adolf Braun, damals Studiosus in Basel, nahmen sich der Sache an. In manchen Städten und aus vielen Orten bot sich uns Hilfe.

Besucher aus dem Reiche wurden von Motteler ohne Gnade in den Dienst genommen, und reich „bepanzert" zogen sie der Heimat zu. Es geschah, daß auch später im Reiche selbst eine Anzahl Auflagen des „Sozialdemokrat" und Broschüren gedruckt wurden. Das Wie und Wo mag auch heute noch Geheimnis bleiben.

Neben unserer Feldpost mußten wir in dieser Zeit den russischen und polnischen Genossen oft Unterstützungsarbeit leisten. In Genf und Paris wurden ihre Propagandaschriften gedruckt, die über die deutsche und russische Grenze zu schwärzen waren. Im Ausland aber war es den Leuten schwer, Verbindungen zu finden. Wir griffen gern tätig mit ein und erlebten dabei manchmal komische Augenblicke; denn diese „gewiegten Konspiratoren", so nannten sie sich gewöhnlich selbst, waren überzeugt, uns unbeholfenen Deutschen eine Ehre zu erweisen, indem sie unsere Hilfe in Anspruch nahmen. Bei solchen Expeditionen zeigten ihre Frauen Energie und Ausdauer.

Im Frühjahr 1882 brachte eine russische Genossin eine schwere Ladung mit aus Genf. Damit suchte sie bei uns Rat und Hilfe.

Der Postmeister verwies sie an unseren Posten in Basel. Bald kam von dort die telegraphische Bitte um persönliche Unterstützung. Drei Stunden danach erwartete mich die Dame am Bahnhof und erzählte mir, sie habe zu den Leuten kein Vertrauen, da sie bei Beratung des Operationsplanes in Streit geraten seien. Ich riet ihr, diesen zu sagen, sie reise ab und lasse die Sache bei Schaffhausen besorgen.

Die Ware wurde in ein anderes Hotel verbracht. Ins Vertrauen zog ich den zuverlässigen Genossen Gutsmann. Dieser war mit seinen Freunden gleich bereit, und wir halfen alle zusammen. Die Russin war unermüdlich. Nachts 1 Uhr war alles bei unserem Vertrauten in Hüningen geborgen.

Dort begann das Einpacken. Wir hatten Hunger und Durst, da gab die Dame unserem Manne ein Fünffrankstück, um etwas zu holen. Dieser brachte das Geldstück wieder, weil in so später Nacht nichts mehr zu bekommen war. Die Dame war sehr erstaunt, ihr Geld wiederzusehen, und sie meinte: „Das hätte ich auf der russischen Grenze nicht mehr erhalten." Dann erzählte sie, mit welchen Gaunern sie es dort allemal zu tun hätten.

Als wir fertig waren, legte sich die Dame hungrig und müde in die Ecke des Zimmers auf die Diele, die mit Packpapier gepolstert war, und ich suchte die andere Ecke auf. Morgens um 5 Uhr waren wir auf dem Wege nach Straßburg und Offenburg. Unsere Ware machte die gleiche Reise. Die Dame rauchte ununterbrochen Zigaretten; als ich ihr aber sagte, daß das bei unserer Exkursion zu auffällig wäre, warf sie den letzten Stummel weg. Nun stieg sie auf jeder Station aus, verschwand im Örtchen und frönte dort heimlich dem Genuß.

Bei Ankunft der gemeldeten Familie „Biedermann" in Offenburg stand wie immer der Toni mit „Kommerzienrats" Fuhrwerk an der Güterhalle. Wir packten um und schickten die Sachen weiter. Kommerzienrats altes Mütterlein bereitete ein kräftiges Mahl, das wir im Nebenzimmer des „Zähringerhofes" zu uns nahmen. Niemand sonst durfte herein. Bald schlängelte sich Zigarettenduft durch die trennende Mattglaswand ins Hauptzimmer hinein. Die dunklen Umrisse neugieriger Häupter wurden danach hinter den Scheiben sichtbar, und die Gäste erzählten sich tuschelnd: „Do drinn sitzt der Bellisepp mit einer! Dös muß a kuriosi sin, die raucht wie a Kamin." Aber des Kommerzienrats Beliebtheit und Ansehen war es wohl zu danken, daß nichts weitergetragen wurde.

Auf dem Bahnhof flüsterte mir nachher ein Wachtmeister der Polizei zu: „B., mach schnell, daß du auf den Zug kommst!" Ich zeigte ihm mein gelöstes Billett, das ihn aufatmen ließ.

Zwei russische Studenten erwarteten mich am Bahnhof in Basel. Der eine klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter und sagte: „Nun muß ich gestehen, die deutschen Arbeiter lernen doch auch zu konspirieren!"

Büßer.

Kommerzienrat & Co. mußten später für ihre „Verbrechen" büßen. Infolge des Unfalls mit dem Schuhmachermeister wandten sie sich an einen Spediteur als Vermittler der großen Sendungen. Von der Art der Ware blieb er ohne Kenntnis. Diese verschaffte er sich einmal aus Neugierde selbst. Da trieb ihn sein nationalliberales Gewissen zur Denunziation. Karl Geck, J. F. Autenrieth und Ludwig Haueisen wurden die Opfer des Verrats. Geck erhielt 8, Autenrieth 5 und Haueisen 4 Monate Gefängnis. Geck brachte diese Sache auch noch ein Zerwürfnis mit seinem Kompagnon. Später machte ein Genosse Geck darauf aufmerksam, daß er eigentlich nicht wirksam genug geleugnet habe während der Untersuchung und Verhandlung, da meinte der gute Karl: „I hab doch die Lüt, mit denen i fast alli Abend zammesitze tu, nit anlüge könne." So wurde ihm die Ehrlichkeit zum Schaden.

Die Russen erinnerten sich unser nun öfters. In eisiger Winternacht hielt vor meiner Wohnung eine Droschke. Ihr entstieg eine elegante Dame. Es war Maria Jankowska, die mich allein zu sprechen wünschte. Außer der Wohnstube war kein geheizter Raum da. Im bitterkalten Zimmer eröffnete sie mir: Man befürchte, daß der in Plötzensee sitzende Pole Stanislaus Mendelson nach Ablauf seiner Strafzeit an Rußland ausgeliefert werde. Um dem vorzubeugen, müsse man Mittel und Wege suchen, ihn vorher aus Plötzensee zu befreien. Sie habe 10000 Taler für diesen Zweck vorgesehen, und nun wolle sie mich bitten, die Sache in die Wege zu leiten.

Ich verwies die Dame an Motteler. Wir lehnten dann, in Rücksicht auf unsere eigene Lage, ab. Beim Verlassen meiner Wohnung wollte Maria Jankowska meiner Frau ein Fünffrankstück in die Hand drücken. Sie nahm es nicht, vergaß aber nie, in knappen Zeiten sich des verschmähten Reichtums zu erinnern.

Zur Befreiung des Genossen Mendelson ward dann doch ein Versuch unternommen, der aber mißglückte. Die Auslieferung erfolgte nicht. In späteren Jahren habe ich mit Mendelson zusammen im Reichsland manche schwierige Expedition glücklich erledigt.

Sankt Margareten.

Unsere Verbindungen nach Österreich waren nie gefestigt. Es waren willige und mutige Genossen an der Grenze vorhanden, doch waren nur wenige zum ruhigen, stillen und ungekannten Arbeiten geneigt.

Sie hatten manchmal romantische Neigungen und ließen zuviel an die Öffentlichkeit kommen. Ich besorgte deshalb unter Mithilfe eines oder zwei Genossen, die an der Schweizer Grenze wohnten, den Polen mehrere Expeditionen selbst. So im September 1882. Zwei Genossen, Bluch und Remlinger, die mir früher schon geholfen hatten, sollten mich in Rheineck erwarten. Als ich hinkam, war nur Bluch da. Ich holte noch zwei Gesellen eines mir bekannten Malermeisters; wir packten die Ware zwischen die Kleider und fuhren mit der Bahn zur Schweizer Grenzstation Sankt Margareten. Die österreichische Zollrevision findet auf dieser Station statt, ehe der Zug über die Rheinbrücke nach Österreich fährt. Mein Genosse und ich wurden aus dem Coupé geholt, auf dem Zollamt festgehalten und untersucht, wobei der Braten zum Vorschein kam. Die beiden Maler blieben unbehelligt, da unser Denunziant, von dem wir noch erfahren sollten, von diesen nichts wissen konnte. Ich protestierte gegen die Verhaftung, da die Österreicher auf Schweizer Gebiet Verhaftungen nur mit Zustimmung der schweizerischen Behörden und in politischen Angelegenheiten überhaupt nicht vornehmen dürfen. Jedoch vergebens. Man depeschierte nach Innsbruck. Wir mußten warten, bis die Order kam, uns nach Feldkirch zu bringen.

Mittlerweile verlangte ich auf den Abort zu gehen. Da fand ich, daß ein schmales Fensterchen ins Freie führte. Ich zwängte mich durch, aber das ging langsam und mühevoll. Als ich endlich den Sprung wagen wollte, stieß der außen wachhabende Grenzer die Türe ein und erhaschte mich noch. Jetzt holten sich die „Zwoggel" einen Schweizer Landjäger und brachten uns über die Brücke. Dort nahm uns ein österreichischer Landjäger in Empfang und sperrte uns in den Keller des Gemeindeschulhauses.

In Sankt Margareten hatten Genossen unsere Verhaftung erfahren. Sie wollten uns in der Nacht aus dem Keller befreien, müssen aber unsere Rettung zu laut geplant haben, denn nachts 11 Uhr holte uns die Polizei selbst aus dem Kellerloch und transportierte uns gefesselt und bei strömendem Regen nach Dornbirn. Anderntags ging es nach Feldkirch, wo wir in dem alten Kreisgefängnis eingelocht wurden.

Trotz meines Protestes gegen die ungesetzliche Verhaftung wurde die Untersuchung eingeleitet. Auf alle meine Einwendungen erklärte der Untersuchungsrichter stets: „Das alles geht mich nichts an, Sie sind nun einmal hier und bleiben auch hier." Ich schrieb nun an meine Frau nach Zürich, sie möchte die nötigen Schritte einleiten, damit die Sache untersucht und klargestellt werde. Der Brief wurde, wie mir der Kerkermeister erzählte, nicht abgeschickt. Als ich dann den Untersuchungsrichter bat, er möchte mich doch in die Schweiz

schreiben lassen, da antwortete er mir: „Sie haben ja schon geschrieben." Ich sagte: „Ja, aber der Brief ist nicht abgeschickt worden." Darauf gab er keine Antwort. Später meinte er dann: „Sie können meinetwegen schreiben, aber das nützt Sie gar nichts. In der Presse wird es etwas Rumor machen, aber die Schweizer Behörden werden sich um Sie, als Deutschen, nicht kümmern." Als ich ihm nun erwiderte, daß die Sache laut Niederlassungsvertrag doch anders liege, meinte er: „Davon verstehe ich nichts."

Mein zweiter Brief kam in Zürich an. Genosse Conzett wurde von meinen Freunden über den Fall unterrichtet, und er unternahm sofort die nötigen Schritte bei der Regierung des Kantons Sankt Gallen. Conzett und der Sankt Gallener Regierungsrat Curti begaben sich nach Sankt Margareten, um an Ort und Stelle Erhebungen zu machen. Sie fanden meine Angaben bestätigt. Curti kam nach Feldkirch und teilte mir mit, daß die Verhaftung ungesetzlich sei und meine Freilassung erfolgen müsse. Leider könne das aber noch längere Zeit anstehen. Die Angelegenheit müsse durch die Gesandtschaft in Wien geregelt werden, und der Gesandte v. Tschudi sei noch in Urlaub.

Diese Verzögerung machten sich die Österreicher zunutze, sie führten den Prozeß gegen die zwei Verhafteten ruhig weiter. Da wir in Österreich überhaupt nichts verbrochen hatten, war zu einer Verurteilung gar keine Unterlage vorhanden. Wir wurden dennoch vor das „Dreimännergericht" verwiesen. Es wurde festgestellt, daß eine Depesche von Sankt Gallen nach Lustenau gekommen sei. Durch diese Depesche sei der verhaftete Bluch nach Rheineck bestellt worden. Der Absender der Depesche sei zweifellos der Angeklagte Belli. Mit dieser Depesche nun sei ein Teil der Handlung auf österreichisches Gebiet verlegt, und darum seien wir zu bestrafen. Wir wurden denn auch wegen Preßvergehens zu drei Wochen Gefängnis verknurrt. Daß wir nicht Polnisch konnten, den Inhalt der Schriften also nicht kannten, wurde uns als Milderung zugebilligt.

Einige Tage vor Ablauf dieser drei Wochen kam dann von Wien der Bescheid, daß wir zu Unrecht verhaftet und freizulassen seien. Die ganze Geschichte hatte vier Monate gedauert. Für mich hatte der Entscheid von Wien das Gute, daß ich nicht an Deutschland ausgeliefert werden durfte; denn kaum hatten die deutschen Behörden durch die Zeitungen meine Verhaftung erfahren, so stellten sie an Österreich das Verlangen auf Auslieferung. Zu ihrer Begründung hatten die Deutschen eine Räuberlegende verfaßt und nach Wien gesandt.

Als der Untersuchungsrichter sah, daß die Schweizer sich der Sache ernstlich annahmen, wurde er viel höflicher und zugänglicher. Wenn

er nicht viel zu tun hatte — und die österreichischen Beamten hatten scheint's nie besonders viel zu tun —, ließ er mich zu sich holen und unterhielt sich stundenlang mit mir über — — den Sozialismus. Er erklärte mir dann schließlich: „Ich sehe ein, daß diese Bestrebungen auch auf nicht gewaltsamem Wege erreicht werden können, doch fürchte ich, daß die Mehrzahl Ihrer Anhänger nicht so denkt wie Sie."

Am Tage meiner Entlassung wurde mir ein Ausweisbefehl aus „Vorarlberg und sämtlichen Kronländern" zugestellt und mir gesagt, daß ich nun in meine Heimat abgeschoben werden müsse. Es dauerte eine Weile, bis ich dem Herrn Bezirkshauptmann begreiflich machen konnte, daß das nicht sein dürfe, da ich nicht an die Deutschen ausgeliefert werden könne. Dann wollte er mich mit Landjägerbegleitung an die Schweizer Grenze bringen lassen. Schließlich durfte ich so ziehen, nur mußte ich versprechen, sofort fortzugehen und in die Schweiz zu fahren. Ich sollte ja unterwegs nicht neue Konspirationen machen. Ich ließ es mir aber nicht nehmen, in Dornbirn auszusteigen und neue Verbindungen anzuknüpfen.

Der Schweizer Landjäger, der bei der Verhaftung mitwirkte, wurde aus dem Dienst entlassen, und der Schweizer Bundesrat sandte mir dieses Schreiben:

Abschrift. Bern, den 30. Januar 1883.

Der schweizerische Bundesrat an Präsident und Regierungsrat des Kantons Zürich.

Getreue liebe Eidgenossen!

Wir beehren uns, Ihnen mit Bezug auf die im Bahnhof von Sankt Margareten stattgehabte rechtswidrige Verhaftung von Joseph Belli und Mithaften durch österreichische Zollbeamte die Mitteilung zu machen, daß das österreichische Ministerium des Äußeren in einer vom 11. d. datierten, an unseren Gesandten in Wien gerichteten Note sein aufrichtiges Bedauern über den genannten Vorfall ausspricht und gleichzeitig zur Kenntnis bringt, daß Instruktionen an die österreichischen Beamten in Sankt Margareten abgegangen seien, welche den Zweck haben, derartige Vorkommnisse inskünftig zu verhüten. Wir haben uns, da der bedauernswerte Vorfall ohne Mitschulden eines schweizerischen Polizeiangestellten nicht möglich gewesen wäre, mit diesen Erklärungen und Zusicherungen begnügen zu sollen geglaubt und betrachten die Sache als insoweit erledigt; immerhin haben wir die Sankt Gallische Regierung eingeladen, ihrerseits dafür besorgt zu sein, daß ihr Polizeikorps von derartigen Handbietungen sich fernhalte.

Im übrigen benützen wir den Anlaß usw.

Im Namen des schweizerischen Bundesrats:

Der Bundespräsident. Der Kanzler der Eidgenossenschaft.

(sig.) L. Ruchonnet. (sig.) Ringier.

Für richtige Abschrift:

Zürich, den 2. Februar 1883.

Der Sekretär der Justiz und Polizeidirektion.

Haggenmacher.

Der mitverhaftete Bluch war Österreicher und wurde in seine Heimat nach Krain „abgeschafft".

Feldkirch.

Der Aufenthalt im Gefängnis zu Feldkirch war sehr schlecht. Es war ein altes, verlottertes Gebäude. In den Zellen hatte ein Mensch Platz, es wurden aber ruhig drei und vier Mann hineingesteckt, von denen zwei auf dem Boden schlafen mußten. Das Ungeziefer lief überall herum. Zu essen bekamen wir einmal im Tage, so schlecht als möglich. Den einen Tag gab es Fisolen (Bohnen), den anderen Mehlknöpfle, am Sonntag Kartoffeln, sogar mit einigen Fleischfasern darin. Die Knöpfle konnten wir nicht essen, weil das Fett herausstank. Unsere weniger heiklen italienischen Nachbarn erbaten sich jedesmal von uns die Delikatesse. Als endlich ein Beamter aus Innsbruck das Gefängnis revidierte, erklärte er diese Knöpfle für ungenießbar. Jetzt wurden sie besser, und wir aßen unser Teil. Die Italiener aber fluchten und schimpften über den Beamten und über uns nicht wenig, da ihnen nun die Zugabe entging. Aus dem Geschimpfe erfuhr ich unseren Rang und Ansehen: die angesehensten Gefangenen waren hier die Wilderer, während ich ganz der letzten einer war.

Ein Italiener, der seine Frau ermordet hatte, war mein Zellengenosse, der andere ein Bauer, der seinen Vetter und Pflegevater ermorden wollte, dann ein Landstreicher und ein Falschmünzer aus Meran. Nach ihrer Verurteilung kamen diese Leute fort, aber was nachkam, war nicht besser. Der Italiener hatte sich nach vollbrachter Tat der Behörde selbst gestellt und erhoffte deshalb seine Freisprechung. Er meinte, die Menschheit müßte froh sein, daß er sie von dem schlechten Geschöpf befreit habe. Er wurde zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Da erhängte er sich in der Zelle. Wir bemerkten es und machten Lärm. Der Italiener konnte noch rechtzeitig abgenommen werden, jedoch schimpfte er jämmerlich auf uns, daß wir ihn nicht hatten hängen lassen. Er meinte dann aber doch: „Es hat aber so weh getan, daß ich's gewiß nicht wiederhole."

Ich beschwerte mich darüber, daß ich mit dieser Gesellschaft zusammensein müsse, der Kerkermeister erklärte mir aber ganz scharf: „Was wollen Sie denn, Sie gehören unter die Kaisermörder, und diese sind viel schlimmer!“

Der Untersuchungsbeamte, an den ich mich dann wandte, sah sich die Leute an und meinte: „Ich sehe ein, daß das keine angenehme Gesellschaft für Sie ist, doch wir können es nicht ändern. Alle Räume hier sind überfüllt. Im übrigen muß man halt dafür Sorge tragen, daß man da nicht hereinkommt.“

Die Gefangenen kamen und gingen. In einer Mitternacht erscholl Feuerlärm; wir schreckten auf und sahen durch die Fenster grellen Feuerschein. Auf der Höhe der Weinberge, die uns gegenüberlagen, brannte ein Gehöft. In einer Stunde war es ganz niedergebrannt. Wir schliefen wieder ein, da wurden wir in der Frühe durch ein Geschrei geweckt. Vor dem Tore der Gefängnismauer stand ein altes, schneeweißes Männlein und schrie immerfort: „Guten Morgen, Kameraden! Guten Morgen, Kameraden!“ Es wurde nach einiger Zeit geöffnet, und man fragte ihn, was er denn mit dem Schreien wolle. Der Alte antwortete: „Eini will i, eini will i, anzünd hob i, eini will i zu meine Kameraden!“

Er wurde auch hereingenommen und vorläufig eingesperrt in unsere Zelle. Er unterhielt sich mit mir, faßte schließlich Zutrauen und erzählte mir seine Geschichte: „I bin jetzet 77 Johr alt. Hob was Rechtes gelernt, Maurer; war auch immer ein guter Rechner und Zeichner und bin als Palier weit in d'r Welt rumkommen. Bis England und Rußland. Hob aber immer wandern müssen, hab's nirgends ausghalten, so a fideler Bruder bin i gwesen. Gheirat hob i nit und au nix gspart und komm da halt als alter Kerl heim. A Zeit ist's gangen, dann bin i ins Armenhaus komme. Aber die Vorsteherin, a Nonne, die hot mir wüst mitgspielt.“

Der Alte machte eine Pause und zog ein unglückliches Gesicht. Er deutete nach dem Kopf, betastete den Rücken und die Brust und fuhr dann fort: „Da hot's mi gschlagen, dort hot's mi hinghaut.“

Dann streichelte er seinen Arm und faßte die Ellbogen, als hätte er einen Schmerz. „So ein altes Ripp,“ meinte er böse. „Im Städtle is Jahrmarkt gwesen, hob alte Bekannte troffen, hob gessen und trunken, sie hens zahlt ... no komm i wacklig heim ... und da hob is!“ rief der Alte weinerlich aus, indem er wieder seinen mißhandelten Leib betastete.

Nach einer Weile erzählte er weiter: „Nachts bin i dann davon, auf d' Weinberg, hob im Ghöft a Schuppen anzünd und dacht: dann kriegst a Quartier, brauchst zu keiner Oberin nimmer z'ruck. Und do bin i halt und mein', bleib da herin bis i stirb.“

Der Greis wurde zu acht Jahren verurteilt.

An einem Morgen schob der Kerkermeister einen zerlumpten, barfüßigen Burschen zur Türe herein. „A netter Vallotte," meldete er ihn an, „aber Läus hot er kone." Der Bursche war 18 Jahre alt, er war blond und äußerlich sehr angenehm zum Ansehen. Seine Heimat war Pfullingen bei Reutlingen. In Ulm im „Bären" hatte er den Kellnerberuf erlernt. Ich sah, daß er eine schöne Handschrift hatte, er konnte sich französisch und englisch unterhalten, sicher und gewandt. In diesen Sprachen erzählte er auch, daß er schon siebzehnmal bestraft worden sei wegen Bettel, Stempel- und Schriftenfälscherei.

In den Unterrichtsstunden, die wir einmal in der Woche besuchen mußten, verschaffte er sich ein Stück Schiefer. Dann sagte er zu mir: „Jetzt werden Sie gleich sehen, daß ich nicht bloß reden kann, sondern auch mehr." Und in einigen Minuten hatte er mit dem Stifte der Hosenschnalle einen präzisen Gemeindestempel darauf graviert. Bei aller Bewunderung für seine Kunst redete ich ihm doch zu, er möge sich ändern, vernünftig arbeiten und mit anständigen Menschen verkehren. „Fällt mir ein," gab er zur Antwort, „bis jetzt hat's mir bei dem Leben noch jeden Abend zu einem Rausch gelangt!" Dann lachte er auf: „Überhaupt, wie kann man nur Sozialdemokrat sein und sich um andere Menschen kümmern!"

Ein Ideal hatte der Materialist und Realist aber doch: ein großer Hochstapler zu werden, danach verlangte er sehnsüchtig. Mich bat er, ihn in die Geheimnisse des Scheck- und Wechselwesens einzuweihen. Kenne er das, dann hoffe er nach Herzenslust zu fälschen und damit in die höhere Stufe der Gaunerhierarchie aufzurücken.

In dieser Zeit waren wir zwei ohne Kameraden in der Zelle. Es war mir immer, als hätte ich den Burschen schon gesehen. „Haben Sie von der Schweizer Polizei nicht schon Prügel bekommen?" fragte ich ihn. „Oh, schon oft! Erst vorgestern in Rheineck, da habe ich dem Landjäger den Nachtkübel angeschüttet." „Nicht auch einmal in Emmishofen?" fragte ich weiter. „Auch da," bestätigte er.

Nun hatte ich den Faden! Als ich auf dem Statthalteramt in Emmishofen im Wartezimmer auf meine Verhandlung in der früher erwähnten Adreßkartensache wartete, hatte man ihn hereingebracht. Er benahm sich fürchterlich renitent und verweigerte konstant die Namensangabe. Von Landjägerkorporal Keller und dessen Gehilfen wurde er nun zu Boden geworfen und unmenschlich verprügelt. Auf das heftige Geschrei des Menschen kam der Statthalter Eigenmann aus seinem Amtszimmer. Dieser galt als ein humaner Beamter. Er gebot sofort Einhalt. Als er mich sah, mochte er sich wohl erinnern, daß in den Blättern öfter Klage geführt wurde über häufige

Verprügelung deutscher Handwerksburschen seitens der Grenzpolizei. „Sie sehen, mit diesen Elementen wird man kaum anders fertig," wandte er sich entschuldigend an mich. Vielleicht hatte ich es diesem Vorkommnis zu danken, daß meine Buße dann drei Franken nicht überstieg!

„Das wird allen noch einmal eingetränkt," versicherte er feierlich. Nun plante er einen Ausbruch. An dem Gesimse unter dem Gitter weichte er mit Wasser die Mörtelverbindung der Mauersteine auf. In einigen Tagen war die Lockerung so weit, daß ein Loch zum Durchschlüpfen ausgehoben werden konnte. An den gedrehten und zusammengebundenen Bettdecken und Tüchern sollte außen der Abstieg in den Hof bewirkt werden. Die Schweizer Grenze ist nicht weit, und dann sei er und ich geborgen, stellte er mir vor.

Es sollte nicht sein. Dem Kerkermeistersgehilfen, einem alten und schlauen k. k. Oberjäger, kam die Wandfläche nicht mehr symmetrisch genug vor, und die Entdeckung folgte. Erleichtert atmete ich auf. Aus Vergünstigung hatte man mir meine Uhr belassen. Daß der Ganymed sich in dieselbe verliebt und mit oder ohne Gewalt zu seiner Reisebegleiterin erkoren hatte, war mir nicht verborgen geblieben. Nicht minder, daß meine guten Stiefel Standpunkte des Liebäugelns für ihn bildeten. Der Strolch war mir an Kräften überlegen. Wäre ich mit oder nicht mit, die Situation hatte nichts Verlockendes für mich.

Nun wurde er disziplíniert, das heißt in eine dunkle Kellerzelle, „Schimmel" genannt, verbracht.

Und wieder an einem Morgen erschien beim Kerkermeister eine Frau in der Tracht der Bäuerinnen aus dem Montavon. Mit großer Beredsamkeit stellte sie demselben vor, daß ihr Mann, ein zu einigen Monaten verurteilter Wilderer, entlassen werden müsse. Er sei zu Hause sehr nötig. So dringend werde das im Winter doch nicht sein, meinte der Kerkermeister. „Ja wissen's, er muß holt Pflichten," replizierte das Weib. „Pflichten, ja, wos heißt denn dös?" fragte er weiter. „Ja, holt Pflichten," sagt das Weiberl wiederum. „Er is holt doch mei Mann. Und der geistli Herr hot doch in der Sponsali gsogt, daß er seinen Ehepflichten nachkommen müsse."

Nun ging dem Herrn ein Licht auf. „Ah so," meinte er lächelnd. „Na, da kann ja geholfen werden," bedeutete er ihr nach einigem Nachdenken. „Nach Hause darf der Mann nicht, doch warten's ein wenig." Bald brachte er aus der Zelle des Wilderers dessen zwei Mitinsassen heraus und schob dieselben in unser Gelaß. „Nur auf a Stund," meinte er entschuldigend. Als die beiden wieder rückversetzt wurden, hatte die Montavonerin schon den Heimweg angetreten.

Inzwischen hatte sich die Sankt Galler Regierung für meine Verhaftung interessiert. Als jetzt von meiner Frau ein Kistchen Bücher sozialistischen Inhalts ankam, da ließ sie mir der Untersuchungsrichter nicht nur bereitwillig zukommen, sondern er bat mich, ihm doch auch diese Bücher zum Lesen zu überlassen. So ging die Feldkircher Zeit zu Ende. Auch Genosse Bluch, mein Mitverhafteter, konnte jetzt gehen. Er wurde aber nicht durch die Bahn nach seiner Heimat „abgeschafft", sondern wurde — echt österreichisch — in Begleitung eines Landjägers zu Fuß von Ort zu Ort geschubt.

Auf der Heimreise traf ich in Sankt Margareten denselben österreichischen Grenzjäger, der uns angehalten hatte, wieder auf dem Posten. Ich sagte ihm, daß die österreichischen Behörden mich mit den Ersatzansprüchen für die ungesetzliche Verhaftung an ihn gewiesen hätten, da er der eigentlich Schuldige sei. Da ich aber wisse, daß er ganze 30 Gulden im Monat verdiene, verzichtete ich darauf. Er dankte mir und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß es sich um Sozialdemokraten gehandelt hat, hätte ich nicht eingegriffen." Sein Bruder, ein Steinmetz in Sankt Margareten, setzte er hinzu, sei auch Sozialdemokrat. Wir seien aber als Anarchisten auf dem Zollamt denunziert worden. Nun stellte es sich heraus, daß der Genosse Remlinger, der in Heiden wohnte und mir früher schon geholfen hatte, ein heimlicher Anarchist war, und daß dieser die Sache dem Zollamt verraten hatte. Jetzt war mir klar, warum er nicht in Rheineck zur versprochenen Stunde gekommen ist.

Später wurde Remlinger mit einigen Spitzeln und Anarchisten zusammen aus der Schweiz ausgewiesen.

Anarchisten.

Als ich gegen Ende Januar 1883 aus Feldkirch wieder anlangte, war große Freude. Ich fand ein ganz neues Töchterchen vor, und die anderen Kinder waren voll Staunen über den wiedergefundenen Vater. Meine Frau hatte das Geschäft eingehen lassen, wie es zuvor geplant war. Kurz vor meiner Verhaftung hatte ich Verhandlungen mit einem Schuhwarenhaus en gros gehabt, dessen Lagerverwaltung ich übernehmen sollte. Daraus wurde aber nichts durch die plötzliche Verhaftung. Auf dem roten Postamt gab es derweilen genug zu tun. Genossin Klara Zetkin, die damals ihr Vaterländchen verlassen mußte, kam während meiner Abwesenheit nach Zürich. Motteler zog sie als Aushilfe heran. Bei meiner Rückkehr war sie schon nach Paris abgereist. Sieben Jahre später sahen wir uns dann in Zürich, wobei sie mir erzählte, daß sie einmal meine „Vertretung" war.

Die Sorge um meine Familie hatte Motteler Widerwärtigkeiten gebracht, denn die Polen, die der Fall eigentlich anging, huldigten

in diesen Dingen gern dem Grundsatz: Wer fällt, der fällt! Daß ich nun aber wieder frisch mitraten und -taten konnte, hat ihn baß gefreut. Nun erfuhr ich, daß am 15. November 1882 der Kaufmann und Privatier E. Schmidt als Polizeispitzel überführt worden war. Dieser Bursche hatte sich bei einem Parteigenossen, dem Wirte Obrist, eingemietet. Für die Genossen, die in der Wirtsstube verkehrten, veranstaltete Schmidt Feste und Ausflüge; immer hatte er einen Grund, etwas zu spendieren, oder er kaufte sozialistische Literatnr und verschenkte sie. Offenbar sprndelte damals die polizeiliche Goldquelle reichlich. Er hatte auch eine Expedition zu meiner Befreiung organisieren und ausrüsten wollen. Diese Sache war aber so phantastisch kühn ausgedacht, daß, wäre der Coup gelungen, wohl noch andere Genossen das Gefängnis zu Feldkirch überfüllt hätten. Später schilderte Moses Oppenheimer in einer Broschüre „Deutsche Polizeischnstereien" solche Taten einer ganzen Reihe ähnlicher „Ehrenmänner". Es hinderte ihn dabei gar nicht, daß er selbst ein unlauterer Charakter war. Vor seiner Abreise nach Amerika erhielt er dann noch eine verdiente Tracht Prügel, die die Genossen Karl Manz und Richard Fischer ihm reichlich schenkten.

In dieser Zeit war überhaupt eine Hochflut anarchistischer Treibereien und Verbrechen. Es war die Zeit der Kaufmann, Schneider, Lederer, der Formanek und Kumitsch. Diese Herren waren Böhmen und Österreicher, die sich als Genossen aufspielten. Sie unterhielten Verkehr mit Kautsky, Schwarzinger und Bardorf. Nicht geringere Leistnngen vollbrachten auch die Dentschen Schröder, Stellmacher, Metzler, Etter und noch manche ihresgleichen. Ihre Taten in Stuttgart, Straßburg nnd Wien sind in der Zeitungs- und Broschürenliteratur jener Zeit genau geschildert worden. Die damals erreichbaren Materialien befinden sich bei den Akten der roten Feldpost.

Alle diese Lente waren ursprünglich Sozialdemokraten. Durch das Ausnahmegesetz und die bornierte Unterdrückung der Arbeiterorganisationen nnd der sozialistischen Presse trieb die deutsche Regierung diese Menschen aus ihrem ersten Wollen. Sie glaubten über dem Spektakel nicht mehr an den Erfolg unserer Agitation und erhitzten sich zu Taten des Schreckens. Daß ihr Tun aber ganz und gar erfolglos war, dagegen waren sie blind nnd auch unbelehrbar. Alte Genossen, die mit diesen verbissenen Fanatikern zu tun hatten, bekamen davon üble Erfahrungen. Der Paroxismus der anarchistischen Elemente steigerte sich dann immer mehr. Sie gingen zur Räubertaktik über und wähnten, so sich die Mittel zur Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft verschaffen zu können. Wie weit der ehrliche Fanatismus dabei die Triebfeder war und ob nicht auch andere Absichten bei dem einen oder anderen mitwirkten, konnte man schwer

erkennen. Sicher ist aber, daß sie es nicht scheuten, die Anerbietungen der Polizei sich für ihre Kassen zunutze zu machen. Selbst bei ehrlichen Absichten mußte aber solch gefährliche Methode auf sonderbare Wege führen.

Bei der Verhandlung des Stellmacherprozesses im Juni 1884 in Wien wurde aus Briefen zweifellos festgestellt, daß Stellmacher sich selbst der Polizei angeboten hatte. Uns war es auch vorher schon kein Geheimnis mehr, daß er mit der deutschen Polizei in Verbindung stand, denn wir ließen ihn, da er uns verdächtig war, überwachen. Wie bei Schröder wollten seine Freunde nicht daran glauben, und es gab deshalb für den roten Postmeister wieder manchen harten Vorwurf.

Aus diesen Tagen ist mir ein Versammlungsabend haften geblieben. Kurz vor der Tat Kumitschs in Stuttgart fand in Sankt Gallen eine Versammlung statt mit den Referenten Grillenberger, Conzett und Kaler-Rheintal. Die Anarchisten Formanek und Kumitsch beteiligten sich an der Debatte. Behend wie ein Eichkätzchen sprang Kumitsch plötzlich auf das Podium und schrie: „Wos, deitsche Sozialdemokraten erzählen uns immersort von gesetzliche Weg, von allmählike Entwicklung. Wos hot sich entwickelt in Deitschland, gor nix und kommen tut nix besser!" Seine Augen funkelten. „Uns kann nur helfen Pulver, Dynamit und das Dolch!" Sechs Wochen darauf, im November 1883, wandte er diese Hilfe in Stuttgart an. Kumitsch war sonst ein sympathisches Männchen. Er war ein ehrlicher Fanatiker, der daran glaubte, was er vortrug. Bei Formanek war es anders. Im Zuchthaus zu Stuttgart hat Kumitsch dann über seine Theorie nachdenken können. Daselbst zeigte er sich als tüchtiger Mensch, er erwarb sich das Wohlwollen und die Achtung des Aufsichtspersonals. Dies versicherte einmal der Anstaltsdirektor unserem Genossen Wilhelm Blos. Man entließ Kumitsch vor Ablauf der Strafzeit unter der Bedingung, daß er nach Australien auswandere.

Hier mag ein Auszug aus dem „Sozialdemokrat" (Nr. 52 im Jahre 1883) die Anarchistenbande charakterisieren:

Herr Formanek in Sankt Gallen hat die Unverfrorenheit, uns in einer Erklärung im „Sankt Gallener Tageblatt" der Lüge und Verleumdung zu zeihen und seine Beziehung zu dem Raubmörder Kumitsch, dem er mit anarchistischem Mute plötzlich das Beiwort „berüchtigt" anhängt, abzuleugnen.

Auf eine Polemik mit diesem traurigen Helden lassen wir uns nicht ein. Fest steht, daß er bis zur Abreise Kumitschs mit diesem verkehrt und sogar dessen Schulden bezahlt hat, damit derselbe abreisen konnte. Und daß, wenn er heute von Kumitsch nichts wissen will, nicht prinzipielle Gründe ihn dazu veranlassen, geht daraus

hervor, daß Herr Formanek mit besonderem Eifer das Budapester Schimpfblatt „Radikal" verbreitet, in welchem die Stuttgarter und Frankfurter Heldentaten folgendermaßen glorifiziert werden:

„Von einer anarchistischen Gruppe aus Deutschland kam uns über das Attentat gegen das Polizeipräsidialgebäude in Frankfurt folgendes Schreiben zu: ‚Mittel zum Ziel.' Die Gefertigten erklären der ganzen Welt offen und frei, daß sie die revolutionäre Propaganda der Tat bereits begonnen und die Explosion im Polizeigebäude in Frankfurt a. M., dies der Name des Büttelnestes, nur ein Versuch, eine Probe war, um die Kraft unseres vortrefflichen Kampfmittels, des Dynamits und Nitroglyzerins, das uns in reichlichem Quantum zur Verfügung steht, zu prüfen und zu beweisen, daß wir fest entschlossen sind, diese Art der revolutionären Propaganda mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln überallhin, namentlich aber im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitten, auf die schrecklichste Art und Weise, unbekümmert um das Urteil der blöden — Verzeihung — gebildeten Welt und unnachsichtlich gegen alle unsere Feinde und Denunzianten, in immer größerem Maßstab fortzupflanzen.

Und indem wir die terroristische Propaganda als dasjenige Mittel erkannt haben, welches die herannahende soziale Revolution beschleunigt, kann uns weder Galgen noch Beil von der Vernichtung aller Tyrannen und der Ausrottung der bestehenden korrumpierten gesellschaftlichen Zustände abschrecken, um etwa dadurch nicht zur so lange ersehnten wahren Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu gelangen. Hoch die soziale Revolution!" — —

„Wie wir aus den Tagesblättern entnehmen, wurde in Stuttgart ein privilegierter Räuber, das heißt Bankier, überfallen und ihm das dem Volke durch Börsenschwindel geraubte Geld wieder abgenommen, und da die Beschädigten nicht aufzutreiben sind, wird dieses Geld im Interesse des beraubten Volkes verwendet. Wir erhielten hierüber eine Korrespondenz von einem deutschen Genossen, aus der wir entnehmen, daß die Genossen Deutschlands bereits mit allen Waffen, gegen welche die gesamte Militärmacht ohnmächtig ist, den Kampf führen. Wir haben, schreibt der Betreffende, Chloroform, Dynamit, Bomben, Geld und Presse usw., kurz Kampfmittel in Hülle und Fülle, nicht nur für uns, sondern auch für andere Länder. Es wurden bereits Taten, wenn auch anfangs mißlungen, vollbracht, und zwar in Straßburg, Frankfurt a. M. und Stuttgart.

Möge die herrschende Bande zittern! Wenn auch unser Genosse Kumitsch in Pforzheim verhaftet wurde, so wird er gewiß fürchterlich gerächt werden. Der Kampf hat begonnen; wir schrecken selbst vorm Schafott nicht zurück; ja wir speien noch im letzten Augenblick unseren Peinigern ins Gesicht, damit sie sehen, wie tief wir sie ver-

achten. Die Züricher Bande wird wohl wieder alles mögliche uns nennen, aber für diese Schurken, die im Verdrehen der Tatsachen, im Denunzieren und Heucheln aus Feigheit das Größte leisten, wird auch in kurzer Zeit der Tag der Rache des Proletariats, das sie betrügen und verraten, kommen! Aus all dem ist zu ersehen, daß die deutschen Genossen die Propaganda der Tat auf der ganzen Linie begonnen haben. Und das sind die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung jeder Vereinigung sowie des freien Wortes, der Presse und des gewaltsamen Zurückdrängenwollens in vergangene Zeiten."

Wer sich mit solchem Geschreibsel durch Kolportage desselben solidarisch erklärt und im selben Atem „unseren Genossen Kumitsch" den „berüchtigten Kumitsch" nennt, der zeigt allerdings, daß er die Anarchie in ihrer ganzen Größe erfaßt hat.

Spitzel und Verbrecher.

Um dieselbe Zeit hatte auch Siegmund Friedemann in der Obristschen Wirtschaft sein Stammlokal errichtet. Als Berliner Ausgewiesener genoß dieser Mann Vertrauen unter den Genossen. Ein gewisser Übereifer erregte aber bei den Leuten des Postamtes und noch einigen Genossen Bedenken. Er verfügte über eine kräftige revolutionäre Überredungskunst. Bei Unterhaltungen oder irgendeinem anderen Anlaß mußte sein etwa sechsjähriges Söhnchen Tyrannenmordgedichte vortragen!

Beweise gegen Friedemann hatten wir keine. Da kam von dem Vater eines in Zürich studierenden Berliners (v. d. Goltz), der in unserem Kreise verkehrte, die Mitteilung an seinen Sohn, daß von Zürich über den Studenten an die Berliner Polizei berichtet worden sei. Dieser Brief konnte nach seinem Inhalt nur von Friedemann herrühren. Dies wurde auch durch den alten Goltz indirekt bestätigt. Im März 1884 wurde dann vor Friedemann gewarnt. Er wanderte nach Amerika aus.

Friedemann war Kaufmann und Vertreter für Solinger Stahlwaren in der Schweiz. Auf seinen Reisen nahm er mit Vorliebe Herberge in den Lokalen der deutschen Arbeitervereine, bei denen er als fideler Berliner auch gern gesehen wurde. Über das Tun und die Stärke dieser Vereine lauteten in der Hauptsache seine Berichte nach Berlin. Besonders wertvoll sind sie wohl nicht gewesen. Er nahm zwar gern das Geld, doch der letzte Rest parteigenössischen Gewissens scheint ihn abgehalten zu haben, bessere Arbeit zu leisten.

Spitzelwirtschaft und Anarchisterei waren jetzt so im Gange, daß mancher mit fortgerissen wurde, der sonst kaum dazu geneigt war. Der „Sozialdemokrat" schilderte an einem Falle die Wirkungen der Ausnahmemaßregeln:

Zürich, 8. Mai 1884.

Wie Anarchisten gemacht werden.

Ein deutscher Genosse, der einige Unterstützungsgelder für die Streikenden in Böhmen übermittelt hatte, erhielt aus Österreich einen Brief, so charakteristisch für die dortigen Zustände, daß wir die Hauptstellen hier wörtlich folgen lassen:

„... Gewiß haben Sie leider nur sehr recht, daß der Streik wegen Mangel an Organisation resultatlos verlaufen mußte; auch liegt es sehr nahe, aus diesem bedauernswerten Umstand nützliche Lehren zu ziehen. Allein deren Anwendung ist in Österreich nahezu eine Unmöglichkeit.

Öffentliche Versammlungen werden nur vereinzelt bewilligt, bereits bestehende beim geringsten Anlaß aufgelöst — also bleiben nur geheime Vereinigungen übrig, denen das Wort zu reden ich mir unter bestehenden Verhältnissen sehr überlegen würde, da es fast gewissenlos wäre. Sie wissen doch, wie man in Österreich bei den Gerichten vorgeht: ein harmloser Brief, eine von der Staatsanwaltschaft zensurierte Zeitung — jedes für sich genügt, nach fünf- bis sechsmonatiger Untersuchungshaft ebensoviel Strafe zu erhalten.

Nur ein solch drakonisches und aller Gerechtigkeit hohnsprechendes Vorgehen kann die vielen Monsterprozesse der letzten Jahre in Wien und Prag erklären.

Das Vorfinden eines Briefes von Ihnen genügt, um für ein Jahr versorgt zu sein. Was da zu tun ist, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß die ganze Arbeiterbewegung in Österreich, die eigentlich seit ihrem Beginn bis auf den heutigen Tag keinen einzigen wesentlichen Erfolg zu erzielen vermochte, auch stets nur vegetieren wird, wenn nicht in anderen Ländern Ereignisse eintreten, die in ihrer Rückwirkung auf Österreich der Arbeiterbewegung daselbst ausgiebige Bewegungsfreiheit verschaffen.

Wir sind gegenwärtig in Österreich viel vogelfreier wie Sie in Deutschland unter der Herrschaft des famosen Sozialistengesetzes. Wir haben Versammlungsfreiheit, — wollen wir jedoch eine Versammlung einberufen, wird sie, total unbegründet, unter Hinweis auf § 6 des betreffenden Gesetzes wegen ihrer Gefährlichkeit für die öffentliche Ruhe und Ordnung verboten, und wären auf der Tagesordnung selbst nur Suppen-, Kaffee- und Teeanstalten! Vereinsrecht haben wir, — aber ein neuer Verein wird nicht bewilligt, bestehende werden aufgelöst; Preßfreiheit haben wir, — aber die Arbeiterblätter werden konfisziert und unterdrückt. Und gleich hübsch ist es bei uns in jeder Richtung und auf allen Gebieten.

Alle Opfer, die die österreichischen Genossen schon gebracht haben und noch bringen, waren nutzlos, ohne Erfolg; denn das ungeschlachte

Tier vernichtet alles. Überdies sind aber auch die Lohnverhältnisse bei uns derart, daß den österreichischen Arbeitern vor der Konkurrenz der Kulis nie bange werden wird, da selbst diese nicht billiger arbeiten können, als es hier bereits der Fall.

Wohin wir also unseren Blick schweifen lassen, nirgends winkt uns ein Hoffnungsstrahl entgegen, und man könnte sich wirklich einer dumpfen Verzweiflung überlassen.

Die ärmlichen Verhältnisse, in denen wir als Arbeiter leben, bringen es aber auch mit sich, daß wir zu unserem größten Leidwesen nie für unsere Brüder in Deutschland etwas tun können, und beschämt nehmen wir von ihnen Unterstützung an."

Dies der Brief, an dem wir — soweit wir ihn mitteilen — nicht ein Wort geändert haben.

Der Schreiber, wie man sieht, ist keineswegs eine zu Gewalt hinneigende Natur — eher das Gegenteil —, allein unter den herrschenden Umständen ist tausend gegen eins zu wetten, daß er bald mit denen sympathisieren wird, die verzweifelten Gewaltstreichen das Wort reden. Und von der Billigung zur Nachfolge ist's nur ein kleiner Schritt.

Wer aber nicht gänzlich vernagelt ist, der wird sich jetzt — wenn er es nicht schon vorher wußte — die Frage beantworten können, wie Anarchisten gemacht werden.

So wie die Behörden und Fabrikanten es in Österreich treiben, wird jeder Arbeiter vom Rechtsgefühl entweder geistig und moralisch erdrückt oder in einen leidenschaftlichen Zorn versetzt, der ihn, falls die Urteilskraft nicht sehr stark entwickelt ist, vor keiner Rachetat zurückschrecken läßt.

So mögen sie denn ernten, was sie gesät!

Unter dem Wahnwitz verwirrter Elemente hatten wir schwer zu leiden. Die deutschen Behörden denunzierten uns den Schweizern als die Verbündeten der Verbrecherbande. Einige Schweizer Blätter selbst trieben die Hetze gegen uns aus dieser vermeintlichen Ursache. Allen voran der Major Ed. Attenhofer, Redakteur eines liberalkonservativen Blättchens in Zürich. Die Ergüsse seiner Schimpfereien gegen uns waren unerschöpflich, mit allen Schandtaten brachte der Herr Major uns in Zusammenhang.

Eines Tages erschienen Züricher Polizeibeamte bei Motteler, denn mit Stellmacher & Ko. sollten wir in Verbindung stehen und eine geheime Druckerei im Keller haben. Nun sollte eine Haussuchung vorgenommen werden. Motteler gab vollen Aufschluß über unsere Geschäftsführung, so unterblieb die eigentliche Haussuchung.

Wir forderten jetzt eine Untersuchung wegen der Beschuldigungen. Man teilte uns mit, der Polizeisoldat Fritschi in Hottingen habe die

Meldung gemacht, daß Belli und Krüger mit Stellmacher verkehrten. Krüger (damals Anstaltslehrer in Zürich) und ich rückten nun dem Fritschi auf die Bude und verlangten Beweise. Sein Bescheid war sehr kurz: „Sehr angesehene Lüt von hier sin mini Züge, mehr sag' i nit."

Wir verklagten ihn. Hier nannte er endlich die Wirtin zum Sonneneck. Krüger und ich gingen auch dorthin. Wir fragten sie, ob sie uns kenne. Mich, erfuhren wir, wollte sie schon gesehen haben, aber den Krüger kannte sie nicht. Nun hielten wir ihr die Aussage des Fritschi vor. Entrüstet sagte sie: „De Tüfel au, nüt hon i usgseit. Jo, halt," meinte sie zögernd, „a Photographie vom Stellmacher hät er mer brocht und gfrogt, ob i den kenne tu."

„Und —?" fragten wir.

„Jo, i glaub', der hät scho Wi bimer trunke, dös isch alles, was i gseit ha."

Richtig wurde festgestellt, daß Fritschi geflunkert hatte. Er wurde aufs Land strafversetzt. Vor Jahren war in den Blättern zu lesen, daß dieser Mann wegen Betrügereien ins Zuchthaus wandern mußte.

Auf solche Weise konnte man damals in die Anarchisten- und Verbrecherliste der Polizei geraten. Einmal diesen Listen eingereiht, war es schwer, wieder heraus zu kommen. Trotz der Feststellung, daß wir mit den Anarchisten nichts zu tun hatten, mußte ich fünf Jahre später erfahren, daß ich immer noch unter ihnen auf der Züricher Polizei weiter existierte. Bei einem Grenzfall Rorschach-Friedrichshafen-Ravensburg sollte auf Verlangen der Ravensburger Behörde in Zürich untersucht werden. Ich wurde auch über den Fall vernommen und erlebte dabei, daß ich noch ruhig in jener Liste stand. Und erst jetzt verfügte der Schweizer Beamte, dem der Sachverhalt bekannt war, meine Entfernung aus der „illustren" Gesellschaft.

Wagges. Hochzeit. Madame la Maire. Husarenritt.

An unsere Leser!

Genossen! Ein Teil unserer letzten Sendung ist den organisierten Langfingern in die Hände gefallen. Um in der Besorgung unserer von Nummer zu Nummer steigenden Auflage möglichst wenig Unterbrechung eintreten zu lassen, senden wir allen denjenigen, denen die Nummern 8 und 11 nicht zugegangen, Ersatz unter dem Motto:

Mutig vorwärts in den Streit,
Ob auch Madai Spitzel schneit.

Der rote Postillon lebt noch. Weiteres auf anderem Wege!

Dieses war der Kopf einer gegen Ende März 1884 erschienenen Doppelnummer. Schwere Schläge waren vorausgegangen. Anfang

März 1884 hatte in Freiburg i. Br. die Verhaftung des russischen Genossen Leo Deutsch stattgefunden. Die näheren Umstände dieser Verhaftung und der Hergang der schmählichen Auslieferung an die russischen Gewalthaber sind in dem Buche von Leo Deutsch: „Sechzehn Jahre in Sibirien" (Verlag J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart) geschildert. Deutsch ward das Opfer seines Mutes und seiner Gewissenhaftigkeit. Wir hatten ihm vor seiner Abreise in Zürich geraten, sich seine Sachen über die Grenze an einen sicheren Ort schaffen und dann weitersenden zu lassen. Er wollte aber gewissenhaft die Expedition selbst erledigen.

Der Vorfall machte großes Aufsehen nicht nur unter der Bevölkerung, sondern auch bei der Grenzpolizei. Diese witterten nun unter jedem nur einigermaßen auffallenden oder fremden Individuum Schmuggler verbotener Schriften. So hart wie in jener Zeit war uns die Schnüffelzunft noch nie auf den Fersen. Der Oberspitzel Kaltenbach, gestorben am 21. September 1884, war damals öfter abwesend. Sein Nachfolger Wohlgemuth und Kommissär Zahn bemühten sich nun, die Sporen zu verdienen. Eine Reihe empfindlicher Nackenschläge brachte uns eine Art Deroute. Unsere in Basel und Umgebung tätigen Vorposten, Gutsmann, Karl Gerst, Bickel und andere wurden von Spitzeln überwacht und mußten sich deshalb aus der Kampflinie zurückziehen. Der Opfermut unserer Genossen aber brachte uns neue Mannschaft. Es mußte neue Einschulung vorgenommen werden, und dabei waren Unfälle nicht immer zu vermeiden.

Elsässer Schmuggler boten sich uns an, und wir machten den Versuch mit ihnen. Sie stellten große Taten in Aussicht, waren aber nur im Betrügen groß. Wir mußten erfahren, daß diese prahlerischen „Wagges" nie ganze Arbeit machten, dagegen das „Salär" stets ergänzt haben wollten. Die Verhandlungen mit den „Messieurs de pratique" verliefen gewöhnlich so:

„Nom du Dieu, 's isch a suuri Arwet, saites vous même, sälber die Chose. Toute la nuit mueß mer uf em Quivive sin. Un wann mer mit fälle Douaniers de Prüsse en querelle kummt, no bränne sie mit d'r Fusil eim eins an die Tete."

Nun machten sie eine großartige Geste: „Payez, s'il vous plait" und zuckten dann mit den Achseln: „Oder mer losse de Plunder leie."

Diese Erfahrung kostete uns Teile der Nummer 8 und 11. Dafür mußte Ersatz geliefert werden. Dieser und noch zwei laufende Nummern lagen an der Grenze. Der Durchbruch verzögerte sich sehr. Czapo in Paris hatte uns in einem Vogesenstädtchen eine Verbindung mit demokratischen Kaufleuten vermittelt. Die Sache bewährte sich aber nicht, es fehlte der parteigenössische Eifer. Wir saßen in

Zürich wie auf Nadeln. Am 12. März war Derossi nach Amerika abgereist. Sein Nachfolger Joos war untröstlich über den so üblen Anfang seiner Dienstzeit. Ich machte mich reisefertig, aber Motteler gab die Erlaubnis nur unter der Bedingung, daß „Husarenritte", so nannte er meine Vorstöße, unterbleiben. Ich sollte ja nicht über die Grenze gehen, denn er hatte Österreich noch nicht vergessen.

Als ich in Basel ankam, waren alle Wege verrammelt. Ich mußte neue finden, wenn auch jetzt nicht für die Dauer, so doch um Luft zu bekommen. Zunächst sorgte ich mich in einem elsässischen Grenzdorf um ein sicheres Lager. Ein protestlerischer Maire und die noch protestlerischer gesinnte Madame Maire gaben mir ein solches in ihrem Hause, das zugleich ein Gasthaus war. Das war an einem Montag. An diesem und am nächsten Tage feierten in Basel die Arbeiter, die sich verheirateten, ihr Hochzeitsfest. Dabei war es Sitte, nach der Trauung in der Chaise Spazierfahrten in die elsässischen Dörfer zu machen. Darauf baute ich meinen Plan. Drei Genossen, Arbeiter mit ihren Freundinnen, auch Fabrikarbeiterinnen, waren bereit, mir zu helfen. Ein Brautpaar mit Zeugen und Kränzeljungfern wurde mit den üblichen Sträußen und Kränzen ausstaffiert. Auf dem Droschkenhalteplatz mietete ich dann ein stattliches Gespann, und in Anbetracht der Sachlage — es sollten „Stickereien" mit über die Grenze geführt werden — wurde mit dem Droschkier ein ansehnliches Honorar für die Fuhre vereinbart.

Droschke und Hochzeitsleute wurden wattiert, wo es nur irgend möglich war. Und ich hatte nicht fehlgerechnet. Die Grenzer sahen der festlich fidelen Gesellschaft nur oberflächlich in den Wagen. Weiter rasselte das Gefährt und setzte im Gasthaus des Monsieur le Maire seine Insassen zu einem Schoppen, die Wattierung aber behutsam im Hofe ab. Diese Lustfahrten wurden wiederholt, und zwar jedesmal über eine andere Grenzstation, damit die Leutchen den Grünröcken nicht als zu fahrlustig auffallen konnten. Die Endstation war aber immer bei Monsieur le Maire.

Am Abend dieses Tages teilte mir unser Vertrauensmann Heuberger mit, ein Kollege unseres Fuhrmanns ahne die Sache und wolle auch einige Fahrten leisten. Heuberger bestritt dem Mann den Sachverhalt und lehnte seine Dienste rundweg ab. Das war, wie sich zeigen sollte, ein Fehler.

Am Dienstag war „Nachhochzeit". Nachmittags wurden die Fahrten wieder aufgenommen. Ein Rest verblieb mir noch. Am Mittwoch erledigte ich in Basel die nötigen Korrespondenzen. Die „Hochzeitsleute" hatten ihre Werktagsarbeit wieder aufgenommen.

Abends fuhr ich mit dem noch reichlichen Rest allein über die Grenze. Ein längliches Paket konnte ich nirgends mehr verbergen.

Ich stellte es kurz entschlossen in die Kutschenecke und setzte mich zurücklehnend davor. „Wen fahren Sie da? Hat er etwas Zollbares?“ erscholl die Stimme des Grenzers. Er kam an den Kutschenschlag heran. „Ein Handlungsreisender,“ erwiderte der Fuhrmann, und ich streckte bereitwillig mein geöffnetes Köfferchen hin. „Gut, passieren!“

Nun kam für die Nacht schwere Arbeit. Gegen 100 Postpakete waren zu packen, zu signieren und zu registrieren und dann in Kisten für die Hauptstationen zu verstauen. Madame la Maire half mir. Sie ließ beim Epicier voisin leere Kisten holen und sagte zu ihrem Manne: „Jacques, blieb du bi denne Suffbrüeder drübe und gib attence uf d' Schoppe, wo si päpere. Il faut d'aider fällem Monsieur.“ Und sie half mit heiligem Eifer und im Schweiße ihres Angesichts bis gegen drei Uhr in der Frühe. Sie zimmerte die Kisten zurecht, daß man hätte glauben können, sie wäre beim „roten Postmeister“ selbst in der Lehre gewesen. Dazwischen kommandierte sie manchmal: „Jacques, bring üs au e Schöppli Win.“

Nach Schluß der Arbeit hielten wir Abrechnung. Ich bezahlte die Zeche der „Hochzeitsgäste“, sie dankte für genaue Bezahlung und ich für wackere Hilfe.

Gründonnerstag um vier Uhr kam mein Fuhrmann mit dem bestellten Bernerwägelchen. Bald war aufgeladen, und der Gaul trabte friedlich in die Landschaft hinein. Ein eisiger Märzwind weckte mich aus schlaftrunkener Müdigkeit. In Dammerkirch wurde in der Güterstelle eine Kiste abgeladen, eine andere in Altkirch, die letzten zwei nachmittags in Illfurt. Mein Fuhrmann erwartete mich auf der Landstraße. Ich schrieb beim Expeditionsassistenten die Frachtbriefe, Kaufbeuren und Frankfurt sollten die Güter erhalten. Da kommt ein Wachtmeister der Gendarmerie angeritten, springt ab und verlangt den Stationsvorstand. Man wies ihn in dessen Zimmer. Durch die offenstehende Tür hörte ich darauf: „Heut früh ist ein Fuhrwerk mit verbotenen Schriften in N. abgegangen. Man vermutet, daß die Sachen auf der Bahn und Post der Umgebung zur Aufgabe gelangen werden. Es wird ersucht, aufzupassen und Verdächtiges samt Aufgeber festzuhalten.“ Gleich darauf stand der Wachtmeister hinter meinem Stuhl und wiederholte dem Assistenten seinen Vortrag. Ich drehte mich um und fragte, wo denn die verbotenen Schriften herkämen. „Von Zürich kommen sie,“ antwortete der Gendarm, „und bei Basel sind sie herübergeschafft worden, mehr weiß ich nicht!“

„Das ist aber stark, die Halunken müssen Sie fassen,“ bemerkte ich. „Dafür haben wir gesorgt,“ versetzte er sicher. Der Reiter zog weiter, und ich schrieb etwas zitternd meine Frachtbriefe zu Ende. Ungehindert ging ich fort. Der Verdacht, daß ich der „Halunke“

sein könnte, stellte sich wohl ein, doch für die Herren zu spät, mir aber trotz meiner Eile früh genug.

Eine halbe Stunde entfernt wartete mein Fuhrwerk. Mein Fuhrmann rief mir entgegen: „Sie werde nimmi kümme, ho i dänkt, aß i fälle Brigadier ha sähen uf d' Station rüte." Dann atmete er auf: „Enfin, jetzt isch guet," und er nahm das Leitseil und rief dem Gaul zu: „Hi, Bruner!"

Der Wachtmeister war rückwärts nach Altkirch zu geritten. Ich nahm an, daß vorwärts auf der Route noch keine Meldungen erstattet seien, und erleichterte in Zillisheim und Brunstadt unsere Fuhre. Bei einbrechender Nacht kamen wir nach Mülhausen. Ich hatte immer noch zwanzig Pakete in meinen zwei Koffern. Diese deponierte ich auf dem Handgepäck. Dann gab ich dem Fuhrmann Lohn und Abschied. Ich sagte ihm, daß ich nach Altbreisach wolle, fuhr aber um elf Uhr nach Kolmar mitsamt der Päckerei.

Am Karfreitag ordnete ich im Hotelzimmer Adressen und Pakete zur Aufgabe. Des Feiertags wegen war aber die Post geschlossen, und ich mußte noch bis zum Abend warten. Als ich am Fenster stand, sah ich einen Schutzmann die Rnsacher Straße beobachten. Stunden vergehen, und er weicht nicht. Nun kommt mir der Mann sogar bekannt vor: das war ja der Durbacher Baptist, der mit mir 1871/72 in Kolmar bei den 112ern die Quartiere geteilt hat!

Eine Viertelstunde später wußte ich, daß von Rusach her ein Fuhrwerk mit verbotenen Schriften erwartet würde. Ich bestätigte Baptist, daß ich am Tage vorher in Bollweiler auch so etwas habe munkeln hören. Er möge nur gut aufpassen und ausharren!

Um fünf Uhr brachte der Hausdiener meine Pakete zur Post. Ich bezahlte die Frankatur und fuhr mit dem Sechs-Uhr-Schnellzug nach Basel. Dort wurde mir ein Licht aufgesteckt. Der nicht angenommene Fuhrmannskollege hatte aus Brotneid denunziert. Da kam ein Oberzöllner von Mülhausen herangeeilt, hörte von dem abgefahrenen Fuhrwerk und gab Order zur Verfolgung. Er blieb in Basel und faßte meinen Fuhrmann bei seiner Rückkehr spät in der Nacht ab. Er spendierte dem Fuhrmann ein Räuschlein und fünfzig Mark. Der Mann wußte aber nur von Stickereien, die der Reisende in den elsässischen Orten an Kaufleute abgegeben habe. „Dieser Reisende kommt wieder," sagte der Zöllner, „dann nehmen Sie ihn nur an und machen sofort uns Meldung. Dann gibt es zehnmal fünfzig Mark!"

Der Fuhrmann erzählte mir gewissenhaft dieses Abenteuer wieder und versicherte mir kräftig seine Treue. Ich zog es jedoch vor, nicht wieder darauf zu bauen. Als er mich später am Bahnhof sah, erkundigte er sich sofort um „Aufträge". Ich sagte: „Es tut mir leid,

ich reise jetzt für ein feineres Haus, bei dem man nicht nötig hat, den Kommerz per Schmuggel zu machen."

Leicht, wie ein auferstandener Heiland zog ich am Schlusse dieser Karwoche nach Zürich zurück. Für diesen Husarenritt erhielt ich vom Kommando einen sanften — mit Anerkennung verzuckerten — Rüffel. So wollte es die Disziplin. Wir waren aber wieder auf dem laufenden, und das war hier die Hauptsache.

Wie der Zufall und wohl auch Unpünktlichkeit uns gefährlich werden konnte, soll hier auch nicht unerwähnt bleiben.

Im August 1882 besorgte ich mit Hilfe von Bluch und Remlinger den Polen eine Expedition nach Österreich. Es war Sonntag. Die Päckerei hatte ich fertig. In einem Restaurant in Dornbirn wartete ich auf die Zeit der Postschalteröffnung. Ich nahm eine an der Wand hängende Zeitung zur Hand. Da lese ich, daß über den Genossen Reininger in Atzgersdorf bei Wien Briefsperre verhängt sei. Behaussucht sei er auch worden. Heiß schoß mir das Blut in den Kopf. Das war die Adresse, die ich für mein „Gepäck" zur Verfügung hatte. Was nun tun mit den mühevoll über die Grenze gebrachten Sachen! Ich sandte dieselben an die mir bekannte Adresse eines Vertrauten in Innsbruck.

Als ich in Feldkirch im Käfig saß, kam einmal der Wärter herein. „Jetzt haben wir wieder zwei von Ihrer Sorte," berichtete er mit Eifer. Näheres wollte er mir aber nicht beichten. Es seien zwei Polen, die in Lochau festgenommen worden seien. Mehr erfuhr ich nicht. Meine Bemühungen, die zwei zu sprechen, blieben erfolglos.

Am Verhandlungstag erzählte mir Bluch, daß sie mit ihm die Zelle bewohnen. Es waren polnische Arbeiter aus Sankt Gallen. In Rorschach hatten sie die Ware erhoben und glücklich herübergebracht. Zur Post wollten sie damit auf der Grenzstation Lochau.

Längst hatte ich die Polen benachrichtigt, daß die Adresse in Atzgersdorf unbrauchbar geworden. Wie es kam, daß die zwei Leute dieselbe doch wieder zur Benützung hatten, weiß ich nicht. Auf der Post war die Sperre angemeldet, und die zwei Polen fielen der k. k. Polizei in die Krallen. Ganz schlau hatten sie ihre Pakete in dasselbe Papier verpackt, in dem dieselben von Genf nach Rorschach kamen. Innen stand die Adresse noch darauf. Den Vertrauensmann in Rorschach kannte man nun auch noch. Mehr Mut als Umsicht, mitunter auch Uneinigkeit brachte den polnischen Brüdern öfter Verdruß!

Der Lederstrumpf.

Wenn ich zu Hause war, wanderte ich jeden Sonntagvormittag nach dem oberen Wolfbach aufs rote Postbureau, denn es konnte immer etwas geschehen oder eine Überraschung dort auf jemand

warten. Als ich von solch einem Gange zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung einen jungen stattlichen Mann. „Grüß Gott, mein Name ist L.," so stellte er sich vor. Er sprach schriftdeutsch, doch ich erkannte gleich den heimatlichen alemannischen Klang. „Ah," rief ich erfreut, „Sie sind aus K. und wohl ein Sohn des Gerbers und Stadtrats L.?" Persönlich kannte ich meinen Besucher nicht. Da ich als Wanderbursch die Heimat verließ, war er noch ein Kind. Aber ich hatte richtig geraten.

Bald wußte ich, daß mein Jüngling schon eine belebte Vergangenheit schleppte. Die Farbe des „schwarzen Stadtrats" hatte auf den Sprößling nicht abgefärbt. Er haßte jeden Zwang und liebte die Freiheit mehr, als ihm gut war. Wie weiland auf der Wartburg der Doktor Luther es mit dem eingebildeten Teufel machte, so tat Jung-Karlchen mit dem Professor, der für ihn ein richtiger Teufel war. Das Tintenfaß flog aber nicht an die Wand, auch nicht an den Kopf, sondern dem Teufel selbst an die weiße Hemdenbrust. Und der schlimme Schütze wurde mit Exklusion gepönt.

Für solche Sünder gab es im Schwabenland nicht weit von Ludwigsburg eine Anstalt, auf der „Freiheits-Enthusiasten" aus aller Herren Ländern wieder in Richtung gebracht wurden. Dorthin kam Karlchen und fluchte der Tyrannei. Während der Vesperpause ergingen sich einstmals die Tyrannen ruhevoll im Garten, um mit frischer Kraft die ungebärdigen Jungen zu bändigen. Aber, o Jammer, alle Eingänge waren verschlossen. Nur grinsende Jungengesichter drängten sich an den Fenstern. So beriet man draußen.

Endlich kommandierte einer: „Nur Leitern her! Durch das Fenster den Schlingeln auf den Leib gerückt!" So geschah's. Und drinnen ertönten die Rufe: „Jeder seinen Brotlaib in die Hand!" Der Sturm ward abgeschlagen. Aber die Handgranaten gingen zu Ende, und ein vorläufiger Friede wurde geschlossen. Karlchen nebst einem hispanischen Grandensöhnchen wurden als Rädelsführer ermittelt, vom Volk geopfert und dann hinausgeworfen.

In einer Reutlinger Schnellbleiche für „Einjährige" genoß Karlchen seine weitere Ausbildung, die ihn befähigte, in Bajuwarien bei der Artillerie zu Roß sein Jahr abzudienen. Dann, als er heimkam, sprach der Stadtrat zu ihm: „Draus am Gerberbach neben dem alten Franz isch a Platz für dich frei. Dort kann'sch Häut' salze und schabe, no werde der d'Mucke schun vergehn." Die Mutter wollte ein gutes Wort für ihr Söhnchen einlegen, der Alte aber schnitt ihr die Einrede ab: „Do hän d'Wiber nix driu z'reden. Basta!"

Stolz und zäh zeigte Karl dem Alten, daß er nicht bloß Mucken im Kopfe habe. Die Geheimnisse des Leders kannte er bald, dann

ging es in die Welt. Bald wandernd, bald schaffend, wie's gerade kam. Bis in Skandinaviens Fjorden trieb es ihn. Aber plötzlich zog es ihn wieder in den heimatlichen Schwarzwald. Dort wollte er sich einmal gründlich an den Brüsten der Freiheit laben. Häute und Lohe konnten ihn nicht mehr reizen, er genoß würzigen Tannenduft und machte sich keine Sorgen, daß die Muttergroschen zu Ende gingen. Singend und pfeifend wanderte er über Berg und Tal. Es gab genug einsame Höfe, die einen lustigen Wanderer gern an ihrem Tische sehen, und die mit Trank und Atzung nicht zu geizen brauchten. Am Abend saß man dann in der rauchigen Stube beim Kienspanlicht und horchte auf die Geschichten des Fremdlings. Während die „Völker" rastend die Hände zusammenlegten und die Helden an des Jünglings Phantasie durch die niedere Stube geisterten, wurden des Bauern Uhren gleich noch in die richtige Zeit gesetzt und kuriert.

Wenn der Wandertrieb nachließ, so wurden wieder Felle gegerbt.

Zur selben Zeit tauchte auf den Schwarzwälder Höhen noch ein anderer Fremdling auf. Er nahm ein herrenloses verstecktes Häuschen in Besitz und bezahlte es, als sich der Eigentümer bei ihm zeigte. Dieser Waldgeselle war acht Fuß hoch, und stets begleiteten ihn zwei Doggen auf seinen Streifzügen und zwei Revolver hingen an seinem Gürtel herab. Die Bauern raunten sich über ihn seltsame Gerüchte zu, und ganz Kundige erzählten, er sei aus einem Geschlecht der ungarischen Steppen entsprossen. Weil ihm sein Vater nicht mehr gehorchen wollte, habe er sich dem anderen Teile der Monarchie zugewandt. Da herrschte er in Tirols Hauptstadt über ein Dragonergeschwader. Dort fand er auch seine Auserkorene, die der geldstolze Papa aber ihrem Helden verweigerte, weil er seine Gulden zu sehr liebte. Eine Weile sah der Kriegsmann zu, dann hing er Pallasch und Litewka an den Nagel. So war ein Vater ohne Töchterchen. Aber auf Schwarzwälder Bergeshöhen hauste nun das Paar in Liebe und Eintracht. Erst als des Lebens Notdurft drohte, stieg der Gewaltige vom Berg herunter und holte aus dem Städtchen gemeine menschliche Nahrung. Hier traf er Karlchen, und sie verstanden sich. Wenn die Häute zu dick wurden, so zog Karl mit dem Freunde auf die Höhe, und sie wanderten zu zweien. In allen Tälern war Freude, wenn die Gesellen einzogen. Und sie hielten oft Einkehr, denn beide waren keine Verächter des Cleyner, Klingelberger und Zeller. Waren dann die Wandervögel abgezogen, so fand man häufig den „Züricher", den „Wanzentod" und sonst allerlei Lesbares.

Stillvergnügt wurden die Sachen gelesen und für sich behalten, denn der Bauer ist nicht sehr mitteilsam. Aber die Gendarmen fanden

zuweilen auf ihren Rundgängen in einer Wirtsstube solche Blätter und forschten nach dem Verbreiter. Es sagte niemand etwas, doch legte sich der Verdacht zuletzt auf unsere Waldfreunde. Und damit war es genug, denn man scheute sich, an die beiden heranzugehen.

Nach einem solchen Ausflug zog Karl vergnügt nach seinem Heimatstädtchen zurück. An der Urquelle des Zeller hielt er eine letzte Einkehr und vermaß sich dabei, den an den Tischen sitzenden Winzern etwas mehr Licht in die Köpfe zu leiten. Das konnte ein Gendarm und der Ortsbote nicht dulden. Es wurde laut in der Stube, und bald sausten Karlchens Brettli (Fäuste) auf die beiden nieder. Die tapferen Wächter suchten beim Amtsgericht Genugtuung. Solchen Fleck ertrug der reine Schild des Vaters Stadtrat nicht, und unser Karl eilte jetzt den helvetischen Gauen zu.

So kam es, daß ich meinen jungen Landsmann fand, und er erzählte, die Freunde in der Heimat seien der Meinung, wir könnten solche Hilfe schon gebrauchen, das sei nützlicher als das Verklopfen badischer Polizeier. Einige Zeit besah sich Karl die schöne Züricher Stadt. Der heitere Bursch war gern gesehen im Kreise Gleichgesinnter. Aber bald zog es ihn wieder in die Fremde.

Der rote Postmeister hatte gleich seinem Kollegen Stephan den Betrieb immer mehr verbessert und erweitert. In dieser Zeit war er sogar zum Überseehandel übergegangen. Durch Frankreich und Belgien, auch über Kopenhagen wanderten seine Kollis ins Freihafengebiet von Hamburg. Dorthin lenkte jetzt Postillon Lederstrumpf in seinem Tatendrang die Schritte. Es wurde eine Zurichterei und Handel mit Häuten an einem geeigneten Orte aufgemacht. Die Sendungen der roten Post gelangten auf Schleichwegen vom Freihafengebiet in die alte Hammonia, wo sie in der Häute- und Lederzurichterei Karlchens verschwanden. In neuer Aufmachung wurden sie von da ins weite Reich gesandt. Gute Freunde, vor allem der „Rotbart" (der kürzlich verstorbene Genosse Steinfatt), waren Berater und Helfer. Ein paar Jahre blühte so die Lederei, dann erlag sie der Konkurrenz der hanseatischen Polizei. Einer blieb in den Maschen hängen, Lederstrumpf wanderte aus.

Es gab einen Strafprozeß. Das Korpusdelikti war ein Frachtbrief, den der Angeklagte geschrieben haben sollte. So wenigstens behauptete der Schreibsachverständige. Während der Verhandlung wurde plötzlich dem Gerichtshof verkündigt, daß der wirkliche Schreiber des Frachtbriefs im Publikum anwesend wäre und bereit sei, ein Duplikat zu geben, zum Beweis, daß der Angeklagte unschuldig auf dem Sünderbänkchen sitze. Lederstrumpf, der zu diesem Zwecke zurückgekehrt war, lieferte auch das Schriftstück und damit den Beweis seiner Täterschaft und verschwand dann, ehe man ihn fassen konnte.

Aber der Sachverständige erwies sich als unbelehrbar und sehr genau. Wie bei Heims in Ulm erfolgte auch hier Verurteilung.

Karlchens Vater freilich hatte an diesen Beweisen einer Besserung im Dienste der „Roten" keine Freude. Er verschloß die Kassette und beschnitt der Mutter die Groschen, damit sie nicht in ihrer Weichheit die Maßnahmen des Gestrengen korrigiere. Auch das kränkte unseren Freund nicht weiter. Er begab sich nach dem westfälischen Bergbau und stieg unverzagt in die Grube. Er schob zehn Monate für kargen Lohn den „Kohlenhund". Als aber der Stadtrat sah, daß es auch ohne seine Kassette ging, da verdroß es ihn. Er fragte bei Freund Adolfus nach dem Dasein des Verstoßenen.

Adolfus aber wußte von nichts, doch schrieb er an Lederstrumpf kurz andeutend: „Lieber Freund, ein gewisser Vater scheint mürbe zu sein. Weihnachten ist bald. Ein verlorener Sohn dürfte bei seiner Wiederkehr ein geschlachtetes Kalb finden!" Und so war es. Jetzt entdeckte Karl ein neues Gebiet zur Tätigkeit. In Halle studierte er nun Landwirtschaft. Dazwischen holte ihn sich die Artillerie zur Übung. Dort hatte sogar sein Gaul Freiheitsgelüste. Er holte zu einem Schlage gegen seinen Tyrannen aus. Doch brachte dieser „Anschlag" des dummen Gaules zwar nicht ihm selbst, sondern seinem Reiter die Freiheit. Und das Pferd blieb unter dem Sattel. Also frei geworden, sagte sich Karl, was nützt alle Wissenschaft, wenn sie nicht angewandt ist. Darauf übte er die Gutsverwaltung in einem schönen Tale seines lieben Schwarzwaldes. Doch auch dieser gefunden Beschäftigung setzte schließlich einer ein Ziel: Amor, der kleine, besiegte den großen Karl, daß er endgültig sprach:

„Fahret wohl, Häute, Mist und Kohlen,
Jetzt werd' ich mir den Doktor holen!"

Nun schwitzte Lederstrumpf in Straßburg als studiosus medicinae. Das Werk gelang auch und wurde in Bayerns Hauptstadt mit dem Doktor zum Schluß gebracht. Da ward er auch noch von der „roten Rotte" mit allerlei bürgerlichen Mühen und Ehren bedacht, von denen der schwarze Stadtrat sonst vieles hielt. Der Junge tat dasselbe rot, wo der Alte schwarz geamtet hatte. Die heimatlichen Philister schüttelten die Köpfe, weil sie wieder einer tüchtig genarrt hatte. Man hatte ihn schon so schön und sicher unter die „unverbefferlichen Gutedel" eingereiht gehabt. Da war es nun nichts. Nur ein paar ganz Intime behaupten: „Na, etwas ‚Lederstrumpfliches' ist ihm geblieben!"

Ein deutscher Edelmann, der aber kein Edelmann war.

„Ein Herr mit einer Empfehlung von Hans Arnold bittet um eine Unterredung," so meldete eines Tages Frau Motteler. Darauf trat ein zierlich, aber kräftig gebautes Männlein herein. Haltung,

das kühn gebogene Näslein und energische Gesichtszüge ließen einen Militär vermuten. Sein Blick war hell und scharf, doch schien Neigung zur Bösartigkeit darin zu funkeln. Dieser Mensch war Alfred v. Ehrenberg, badischer Artilleriehauptmann a. D. Er hatte den Krieg gegen Frankreich mit Auszeichnung mitgemacht. Freund Hambrecht, der in der Kampagne unter ihm war, behauptete zwar, Leuteschinder sei er auch gewesen.

Später wurde er in das topographische Bureau nach Berlin berufen. Er war den Preußen nicht grün. Als „illegitimer Zähringer" fühlte er sich berufen, Deutschlands Volk selbst zu beglücken. Er schrieb ein Buch über preußischen Gamaschendienst und Paradedrill und wies darin nach, daß sehr gut mehr geleistet und besser gespart werden könne. Aber so etwas soll man in Preußen heute noch nicht schreiben, damals durfte man es noch weniger. Ehrenberg erntete sechs Monate Festungshaft und den Abschied dazu. Die sechs Monate hat er in der Festung Wesel abgedient. Dann ließ er sich als freier Mann auf Schloß Rheineck in Unterfranken nieder. Zunächst suchte er Fühlung mit der süddeutschen Volkspartei. Das genügte ihm aber nicht, denn er wälzte große Pläne in seinem Strategengehirn. Durch den Würzburger Demokraten Köhl lernte er Hans Arnold kennen. So fand er den Weg zu uns.

Der Hauptmann a. D. war bald im Zug, uns seine Pläne zu entwickeln. Er wollte von unten anfangen, Gärtnerei und Landwirtschaft praktisch erlernen. Dann sollte es an die Gründung kommunistischer Kolonien gehen. Dabei war dem alten Charles Fourier das Unglück geschehen, ihm die Idee vorweggenommen zu haben. In der Fröbelschen Pflanzschule trat Ehrenberg als Lehrjunge ein. Stolz zeigte er uns am Abend seine Stiefel und Kleider, an denen Kot und Erde klebte. Er sagte dazu, indem er uns die Hände schüttelte: „Nun habe ich mich mit dem Proletariat vermählt." Später deklamierte er noch: „Jetzt kehre ich nur wieder nach Deutschland zurück, den Säbel in der einen, die Pistole in der anderen Hand. Aber die erste, die daran glauben muß, ist meine Mutter! Die hänge ich an . . ." Es folgte eine abscheulich gemeine Redensart. Von da an fragte man sich, ob der Mann nicht mehr verrückt als boshaft war.

Nach sechs Wochen hatte er die Lehrjungenlaufbahn satt. Jetzt betrieb er in Zollikon bei Zürich in dem Garten seines Landhauses die Gärtnerei auf eigene Rechnung. Als sein Garten Dung brauchte, da erwarb er ein Wägelchen und einen Zughund, mit dem er die Landstraße befuhr. Danebenher wanderte der Hauptmann mit seiner Schippe und gabelte Roßäpfel und Kuhfladen darauf. Je höher der Mist auf seinem Karren anwuchs, desto stolzer war er. Er rief dann die Baronin herbei, um ihr seine Beute zu zeigen. Der „Proletarier"

hielt strenge darauf, daß das Dienstmädchen nie sich vermaß, die Titulatur zu unterlassen. Sonst aber setzte er seine Ehre darein, seine Galanterie gegen die Baronin in Roheiten zu betätigen. Das hübsche und liebenswürdige Weibchen — die Tochter eines Industriellen aus Soden bei Schlüchtern — ertrug das mit bewundernswürdiger Sanftmut. Um seiner Frau die „naturgemäße" Lebensweise beizubringen, hieb er ihr mit dem Beil die hohen Absätze von den Stiefeln! Weinend, aber ohne Groll, brachte sie mir dann die Verstümmelten zur Reparatur. Sie besaß auch einen niedlichen Seidenpintscher. Eines Morgens, als sie noch in den Kissen lag, da trat der Herr in ihr Zimmer und krächzte lachend: „Da hast du ein Frühstück!" Und auf das Bett flogen die abgetrennten langen Ohrchen des Pintschers. Dieser Scherz ging ihr doch nahe. Sie klagte Motteler ihre Not und bat ihn um Rat wegen einer Scheidung. Motteler meinte, das müsse sie sich überlegen und mit sich abmachen. Unter Tränen platzte sie dann plötzlich heraus: „Ja, es geht aber nicht, von was soll denn der Alfred nachher leben?" Und so blieb es, wie es war.

Die Gärtnerei genügte dem Strategen nicht mehr. Er steckte sein Ziel höher. Er ließ sich jetzt also vernehmen: „Was braucht man denn den krummnasigen Juden am ‚Sozialdemokrat'! Das Blatt schreibe ich umsonst und ganz anders." Er schrieb für die „Arbeiterstimme" Artikel über die kriegstechnische Organisation bei Straßenkämpfen. Nun war aber unsere Geduld zu Ende. Motteler gab die Parole aus, daß alle Genossen sich von dem Manne fernzuhalten hätten.

Er hatte mit den Anarchisten schon immer geliebäugelt, nun wandte er sich ihnen zu. Er sammelte einen Kreis um sich, dem er kriegswissenschaftlichen Unterricht erteilte. Um die Organisation bei dem Militär auszukundschaften, sandte er einen jungen und romantischen Studenten nach Deutschland. Ob dieser die Sache ernst genommen oder nur des Hauptmanns Geld verjubeln wollte, wußte man nicht, man glaubte aber das letztere. Ehrenberg wurde immer betriebsamer; über unsere Feigheit und Untätigkeit lästerte er in den höchsten Tönen.

Er suchte Fühlung mit dem staatsstreichlüsternen französischen Kriegsminister General Boulanger und stellte ihm in Aussicht, mit Hilfe der deutschen Sozialdemokraten eine Erhebung in Deutschland herbeizuführen. Den Plan von Wesel besitze er; auf die Wegnahme dieses Platzes könne er rechnen. So solle ihm Frankreich die Hand reichen und marschieren lassen. Dann könne gemeinsam die mitteleuropäische Republik errichtet werden. Dazu waren auch Mittel nötig, und er forderte vorläufig 600000 Franken.

Das war ein famoses Plänchen, mit dem die deutsche Regierung uns in der Schweiz und in der Partei im eigenen Lande einen kräftigen Strick drehen konnte.

Die Franzosen wandten sich durch Clemenceau an unseren, als Journalisten in Paris lebenden Genossen Szapó (Polizer) um Erkundigungen über die Qualität des deutschen Edelmannes. Szapó erkannte wohl die Gefahr, die unserer Partei drohte. Er machte dem Stabe in Zürich Mitteilung und verschaffte ihm die Offerten des Hauptmanns. Davon wurde Abschrift genommen. Es galt nun zu handeln, um jeder drohenden Gefahr zuvorzukommen. Motteler arbeitete fieberhaft. Die Schweizer Behörden, in der Abwehr gegen den Verdacht, daß sie solche Dinge durch Duldung geschehen ließen, verhafteten Ehrenberg. Bei der vorgenommenen Haussuchung fand man noch mehr bei ihm. Von einem für den deutschen Gesandten in Bern bestimmten Bericht habe ich auf der Gerichtsstube in Zürich selbst Abschrift genommen.

Ehrenberg gab an, der Bericht sei für die „Kölnische Zeitung" bestimmt gewesen! In diesem Bericht machte er Angaben über die bei uns am „Sozialdemokrat" tätigen Personen. Ferner bot er sich an, an einem Sonntag gegen Abend, wenn Motteler und seine Frau gewöhnlich nicht zu Hause waren, eine Einbrucherexpedition zu führen und unsere Korrespondenzen usw. zu rauben.

Die Untersuchung ging weiter. Eines Tages durfte Ehrenberg, um seinen äußeren Menschen zu erneuern, in Begleitung zweier Polizisten seine Frau besuchen. Bald dauerte den Polizisten die Erneuerung etwas zu lange, und sie verlangten Einlaß in das Ankleidezimmer. Da war der Vogel davon, und er ist auch den Schweizern nie wieder zugeflogen. Doch es soll ihnen nicht einmal unangenehm gewesen sein.

In Freiburg i. Br. wurde er später verhaftet. Bebel hatte in Karlsruhe einige gerichtliche Termine in dieser Sache. Aber eines andern schönen Tages ließ man den vielseitigen Hauptmann auch dort davonfliegen! Genosse Dr. Johannes Weiß meldete später aus Transvaal, daß er Ehrenberg dort getroffen habe. Als ambulanter Medizinmann zog er mit einem Zigeunerwägelchen im Lande herum. Seine Frau war ihm dabei noch treue Begleiterin. Im Burenkrieg soll er dann als Offizier auf Seite der Engländer gefochten haben.

Ich konnte nie so recht glauben, daß Ehrenberg gegen Bezahlung gearbeitet hat. Seine Anfänge waren wohl in seinem exzentrischen Wesen und in seiner Abenteuerluft zu suchen. In seinen späteren Taten kam dann der Haß und die Rachsucht gegen uns dazu. Jedenfalls war er der deutschen Polizei und Diplomatie ein sehr bequemer „Revolutionär".

Ein Edelmann, der zwar keiner, aber wirklich einer war.

Die „Taten" der Anarchisten einerseits, andererseits das Drängen und die Drohungen Bismarcks veranlaßten die Schweizer Bundesbehörden, ihre politische Polizei zu erweitern. Ein deutscher Friseurgehilfe und, wie sich herausstellte, Agent provocateur inszenierte eine Explosion von Sprengstoffen im Bundespalais zu Bern. Nun wurde als Chef der politischen Polizei ein Bundesanwalt, Dr. Traxler, bestellt.

Die Ehrenberguntersuchung zeitigte eine Unsumme von Vernehmungen und Untersuchungen. Einen Fall will ich herausgreifen. Genosse Emil Czymanowski, anfangs in der Expedition des „Sozialdemokrat", später als Färbereiarbeiter tätig, nährte sich in Zürich bei kärglichem Lohne ehrlich und tapfer. Wie ich hörte, soll er heute noch hochbetagt in seinem dunklen Kämmerlein Graue Gasse 7 hausen. Czymanowski hatte eine stattliche Gestalt. Sein weißer Patriarchenbart gab seinem Aussehen etwas Ehrwürdiges. Er war von Charakter lauter, gerade und treu. Sozialdemokrat war er mit Leib und Seele, dabei aber auch, wie viele seiner Landsleute, eifriger polnischer Patriot. Bei der jährlichen Feier im Polenheiligtum Rapperswil fehlte er nie. Da er alter Militär war, hatte Ehrenberg sich öfter mit ihm über solche Dinge unterhalten. Nun sollte Czymanowski Rechenschaft geben über sein Verhältnis zu Ehrenberg. Der Polizeihauptmann Fischer durchsuchte das Stübchen in der Grauen Gasse. An der Wand hing ein Tornister, einige alte Armaturgegenstände, ferner rotes Hemd und blaue Leibbinde — der Garibaldianer!

„Woher isch das Züg?" fragte Fischer.

„Von meinem Dienst unter Garibaldi, 1870," war der Bescheid.

„Wie kommen Sie zu dem, Sie waren doch preußischer Küraſſier," meinte Fischer erstaunt.

Da entgegnete der alte Soldat: „Bei Dijon zog ich es vor, statt gefangen zu werden, freiwillig zu den Franzosen zu stoßen. Bei Garibaldi ward ich eingereiht!"

„Hm," sagte kopfschüttelnd der Polizeihauptmann, „Sie sin a netter Patriot. Vor der Front zum Find überzugehen!"

„Parbleu, Herr Hauptmann! Ich habe ganz korrekt gehandelt. Die Franzosen waren von jeher die Freunde der Polen, die Preußen aber unsere — Feinde! Ich bin also von meinen Feinden zu meinen Freunden desertiert!"

Die Logik dieser Tatsache konnte auch Hauptmann Fischer nicht entkräften.

Dann kam Czymanowski beim Bundesanwalt ins Verhör. Man wollte da wissen, woher der Pole den Ehrenberg kenne. Dr. Traxler

erhielt hierauf die Antwort: „Im Café Bellevue trafen wir uns öfter bei einer Tasse Kaffee."

„So, das isch aber merkwürdig," äußerte Traxler, „Sie sin a Färbergsell, und im Café Bellevue pflege doch Ihre Schtandesgenosse nit zu verkehre!"

„Dies schon, Herr Doktor, doch mit meinen Standesgenossen kann ich hier überhaupt nicht verkehren."

„Ich bin polnischer Edelmann, Herr Doktor. Hier in der Schweiz habt ihr keine Edelleute; so kann ich mit solchen auch nicht verkehren!"

Da an unserem braven Czyman weiter keine Schuld zu finden war, so konnte er ferner in Frieden den Zürichern ihre Tücher färben.

Schwindelprämien.

Das unsäglich niedrige und korrumpierende Spitzel- und Anstifterunwesen blühte trotz der für die Polizei so unliebsamen Erfahrungen ruhig weiter. In der Nummer 40 des „Sozialdemokrat" vom Jahre 1884 wurde damals gelesen:

Schon wieder ein königlich preußischer Anarchist!

In Liestal (Baselland) fand am 29. September Prozeßverhandlung gegen die Verbreiter der bekannten Stellmacherplakate statt. Zwei davon, Robert Pfau und Anton Bächler, wurden zu drei Monaten Gefängnis, der dritte, Theodor Weiß aus Dresden, dagegen zu sechs Monaten verdonnert.

Dieser Theodor Weiß nimmt unser ganz besonderes Interesse in Anspruch. Der Bursche, der sich schon bei der Verhaftung dadurch herauszuziehen suchte, daß er angab, er sei preußischer Polizeiagent, dies aber später wieder leugnete, hat es im Laufe des Verhörs vollinhaltlich bestätigt und zugegeben, daß er von einem Polizeikommissar aus Mülhausen „im Namen seiner Verwandten" monatlich 100 bis 120 Mark Spionengeld bekomme und dafür Berichte über die Anarchisten an eine „Frauensperson zu Händen der deutschen Polizei" sandte. Und es wurde festgestellt, daß von dieser Seite her während der Haft des Bürschchens 120 Mark behufs besserer Verpflegung für ihn eingezahlt worden seien!

Recht niedlich, nicht wahr? Weiß hat eingestandenermaßen fast ganz allein die Verbreitung des Plakats in Liestal besorgt, er, der Polizeiagent (!), hat zur „Rache für Stellmacher" aufgefordert, und wer weiß, ob er nicht im Interesse des Geschäfts ein kleines Raubattentätchen eingefädelt hätte, wenn die fatale Verhaftung nicht erfolgt wäre! So etwas bringt Geld ein und gibt den Oberen Ge-

legenheit, ihre staatsretterliche Befähigung vor dem gläubigen Publikum im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen.

Und es finden sich immer noch Dumme, die sich von solchen Polizeiagenten anführen, sich durch „radikales" Gebaren täuschen lassen! Sie sehen nicht ein, daß die ganze Anarchisterei ein gefundenes Fressen ist für das Heer von Schmarotzern, das sich „politische Polizei" betitelt. Wie Aas die Geier, so lockt die Verschwörungsspielerei das Lumpen- und Abenteurergesindel an. Vor demselben kann man sich nur dadurch schützen, daß man ihnen die Möglichkeit nimmt, ihr schmutziges Geschäft mit Erfolg zu treiben, das heißt „lohnende Entdeckungen" zu machen. So öffentlich wie nur möglich, das muß die Parole jeder Bewegung sein, die auf die Massen berechnet ist.

Die Verantwortung für dies infame Spitzelwesen fällt also für Deutschland auf diejenigen zurück, welche heute Hunderttausende von Staatsbürgern ihrer einfachsten politischen Rechte berauben, sowie auf die gewissenlosen Abenteurer, die das Provokationsgeschäft ihrer Eitelkeit zuliebe freiwillig betreiben. Darum unversöhnlichen Krieg den einen wie den anderen! —

Die Auftraggeber des Theodor Weiß waren der Spionenoberst Kaltenbach und dessen Spießgefelle Polizeikommissar Zahn.

Am 21. September 1884 hatte Kaltenbach eine heftige Unterredung mit dem Kreisdirektor v. Saldern, während der er in großer Aufregung davonlief. Wenige Stunden darauf verbreitete sich in Mülhausen die Nachricht, Polizeiinspektor Kaltenbach sei einem Schlaganfall erlegen.

Dieser Mensch war ein gewissenloser und leichtsinniger Bursche. Er hatte auf seinen Reisen in fideler Gesellschaft viel Geld durchgebracht. Der Zweck seiner Machinationen war nicht, seine Oberen wirklich zu informieren, sondern möglichst viel Verbindungen zu unterhalten und dadurch reichlich Geldquellen zu erschließen. Es war ihm wohl bekannt, daß seine Kreaturen nur unbrauchbares, erlogenes Zeug berichteten, denn sie wollten, genau wie er, den Goldstrom offen halten. Daß sie aber nichts oder doch nur Irreführendes erfuhren, dafür sorgte die rote Postorganisation!

Da mußte nachgeholfen werden. Diesem Drange war auch der Fall in Liestal entsprossen. Wie erbärmlich ist es um eine Staatskunst bestellt, die sich solcher den Volkskörper durchfaulender Mittel bedient. Und daß Männer, die als die Heroen der Nation und des Jahrhunderts gelten, sich nicht scheuen, die Mißwirtschaft mit ihrem Namen zu decken. Und wo die Mittel zu nötigen Kulturaufgaben fehlen, nicht nur dulden, sondern mitwirken, daß die Steuergroschen des Volkes unmoralisch und zwecklos vergeudet werden. Es wurde aber unverdroffen weiter gespitzelt.

Wie ich Nebenverdienst erwerben sollte!

Der Spitzelzüchter und -protektor Polizeirat Rumpf in Frankfurt a. M. war am 13. Januar 1885, abends 8 Uhr, erstochen aufgefunden worden. Der Tat verdächtig wurde einige Zeit darauf der Anarchist Julius Lieske verhaftet. Er verweigerte fortgesetzt jede Auskunft über sich und die Tat.

Um diese Zeit fand ich auf dem roten Postbureau in der Frühe einen schwarzgeränderten, an mich adressierten Brief vor. Die Handschrift war mir unbekannt, aber offenbar in verstellter Steilschrift geschrieben. Etwas erschrocken öffnete ich den „Trauerbrief". Es stand darin:

Freiburg i. B. (Datum des Poststempels).

Sehr geehrter Herr!

Sie sind ein Badener, aus dem Amt Offenburg gebürtig. Ihre Verhältnisse sind mir bekannt. Sie haben mehrere Kinder und sind zurzeit in der Hottinger Volksbuchhandlung beim „Sozialdemokrat" beschäftigt. Ihre Bezahlung daselbst ist recht bescheiden. Eine Verbesserung Ihrer Lage dürfte Ihnen nicht unangenehm sein.

Ich habe Gelegenheit, Ihnen auf anständige Weise zu einem erheblichen Nebeneinkommen zu verhelfen. Es handelt sich nämlich um Auskünfte für die deutschen Behörden über die Anarchisten. Zunächst über Julius Lieske.

Da ja die Anarchisten auch Ihre Feinde sind, so erweisen Sie Ihrer Partei nur einen Dienst damit und haben eine anständig erworbene gute Einnahme.

Eine persönliche Unterredung wäre nötig. Wir könnten uns in Waldshut treffen. Bitte um Mitteilung, Reisegeld sende ich Ihnen dann sofort. Die Sache muß aber geheim gehalten bleiben, auch Ihren Vorgesetzten!

Hochachtungsvoll

B. Mergenthaler
postlagernd Freiburg i. B.

Ich war sprachlos über diese Frechheit und überreichte das Schreiben dem an seinem Pult stehenden Motteler. In der ersten Erregung wollte ich dem Kerl einen groben Brief schreiben. Motteler hielt mich ab, und nach gemeinsamer Beratung ging folgende Antwort ab:

Herrn B. Mergenthaler, Freiburg i. B.!

Ihren Brief habe ich erhalten. Einen auf anständige Art zu verdienenden Nebenverdienst von der Hand zu weisen, habe ich keine Ursache. Mit den Anarchisten habe ich keinerlei Verbindung. Ich

kenne die Herren wohl, aber über den Fall Lieske ist mir gar nichts bekannt.

Wenn Ihnen eine Unterredung mit mir dienlich erscheint, so können Sie mich hier in Zürich aufsuchen. Nach Waldshut zu gehen wäre für mich doch eine sehr prekäre Sache, was Ihnen bekannt sein wird.

Hochachtungsvoll J. V.

Unsere Absicht war, den Mann zu veranlassen, nach Zürich zu kommen, um dann durch die Züricher Polizei den Tatbestand feststellen zu lassen. Wer der Mann war, wußten wir nicht. Wir vermuteten immer den „Freund" des Genossen Haug in Freiburg, den Kommissar Greif, hinter diesen Versuchen. Erst später erfuhren wir, daß es der Polizeiinspektor Wohlgemuth war.

Unter dem Namen C. Mainzer wandte er sich in derselben Weise an einen mit uns verkehrenden Studenten. Dieser gab keine Antwort.

Eine staatserhaltende Bordellmutter.

In Zürich war der Herr Schnüffleroberst aber doch gewesen. Dies erfuhren wir durch folgendes Geschichtchen: Eines Tages bestellte ein Fräulein Anna Prohaszka aus der Spitalstraße 12 in Zürich per Post ein Quartalsabonnement auf ein Exemplar des „Sozialdemokrat". Über alle uns unbekannten Abonnenten zogen wir Erkundigungen ein. Wir wußten, daß die deutsche Polizei häufig durch Mittelspersonen sich das Blatt zugänglich machte. Nun erfuhren wir zu der neuen Adresse, daß im Parterre des Hauses ein Bordell sei, die Prohaszka wäre die „Oberin", die auch den im Vorderraum befindlichen Zigarrenladen zu bedienen habe. Da steckt was dahinter, meinte der Postmeister, und ich erhielt den Auftrag, die Sache zu ergründen.

Am Erscheinungstag gaben wir die fällige Nummer zur Post. Ich hatte die Zeit des Austragens festgestellt und wartete nebenan im Restaurant Mesmer, bis der Postbote im Revier sichtbar war. Dann kaufte ich bei der Prohaszka Zigarren. Sie war eine nicht mehr junge, aber hübsche schwarzhaarige Wenzelstochter. Ich ließ mir einen Likör geben und plauderte mit ihr. Da erschien in der Tür der Postli und warf ein Zeitungsblatt auf den Ladentisch. „Ah, da kommen die Neuigkeiten," sagte ich und sah dabei das Titelblatt. „Aller Respekt, Sie sind ja eine ganz gelehrte Dame, da Sie sich solche Lektüre halten. Sie treiben wohl Politik?"

Sie wehrte ab. „Ah wos, nix Pulitik. Blattl is für Inspektor vun Pulizei. Muß ich ihm schicken. Is vurige Woche dagewesen und hat bezahlt. Besucht mich jedesmal, wenn kommt. Nobliges Herr, Inspektor Wohlgemuth."

Sie erzählte mir nun, daß sie in Mannheim, Straßburg und Mülhausen schon „Dienst" getan und mit den Herren von „die Pulizei" sehr gut gestanden habe. Auch, daß sie die Herren immer besuchen, wenn sie „nach Schweiz" kämen. Auch der Kaltenbach wäre ihr Gast gewesen.

Ich suchte nun noch zu sondieren, ob man mit Hilfe der Prohaszka etwas weiter in die Maschen der Reichsspitzelei eindringen könnte. Bald hatte ich jedoch den Eindruck, daß das ein Versuch mit untauglichem Mittel wäre. Ihr Interesse für die Polizei erstreckte sich nur auf die „nobligen Herrn" unter ihnen, sonst aber war ihr diese Institution sehr gleichgültig.

Entwischt.

In Zürich lebte seit einiger Zeit der Genosse Hochmüller. Er war Schuhmacher und betätigte sich nebenher noch als Tanz- und Anstandslehrer. Als württembergischer Militärrefraktär war er ohne Papiere und hielt sich nur geduldet in der Schweiz auf. Hochmüller war arm, schlug sich aber mit einer zahlreichen Familie ehrlich durchs Leben. Da erhielt eines Tages seine Frau den Besuch eines feinen Herrn. Er erkundigte sich nach dem Manne und teilte den Kindern „Gutsli" aus. Dann bedauerte er die mißliche Lage der Familie und ließ durchblicken, daß er dem Manne zu einem besseren Verdienste verhelfen könne. Er schenkte der Frau einen Zwanzigmarkschein, den er seinem Taschenbuch entnahm und dabei wie spielend mit den darin befindlichen „Blauen" blätterte. Beim Abschied ermahnte er die Frau, sie möge ihrem Manne gut zureden, bis er wiederkomme.

Er kam auch wieder, traf Hochmüller zu Hause an und rückte sofort mit seinen Wünschen heraus. Er fragte, ob Hochmüller uns kenne und ob er imstande wäre, unsere „Postwege" zu beobachten und darüber mitzuteilen. Hochmüller erbat sich Bedenkzeit, die ihm gewährt wurde. Er sollte seinen Bescheid an C. Mainzer, postlagernd in Freiburg i. B., geben. Dies berichtete uns der arme Schwabe bei seinem Besuch.

Nun nahmen wir unseren alten Plan, den Spionenwerber über die Grenze zu locken, wieder auf. Hochmüller mußte mit ihm ein Rendezvous bestimmen. Am Pfingstmontag 1885, um 11 Uhr, sollte Hochmüller sich in der Brauerei Dietschi in Rheinfelden einfinden.

In aller Frühe fuhren Richard Fischer und ich am bestimmten Tage Rheinfelden zu. Hochmüller kam mit dem nächsten Zug. Dort zogen wir einen Parteigenossen, den Zigarrenarbeiter Himmelsbach, ins Vertrauen. Wir kamen überein, Hochmüller sollte den Herrn C. Mainzer in den prächtigen Park am Rhein bringen, um dort

„ungestört" mit ihm verhandeln zu können. Fischer und ich wollten dann aus dem Hinterhalt hervorkommen, um dem Herrn das Fell zu bleuen. Wir rechneten dabei auf eine Verhaftung der ganzen Gesellschaft und auf eine für den Spitzelwerber nicht angenehme Lösung des Knotens. Davon wollten wir auch die Polizei in Kenntnis setzen. Himmelsbach holte einen befreundeten Polizisten, der früher mit ihm in der Zigarrenfabrik gearbeitet hatte. Der freute sich sehr, mittun zu dürfen, meinte aber: „I will die Sach aber doch minem Hauptmann sage, 's isch besser uf alli Fäll." Der Hauptmann sprach dazu: „Was hät denn der Chaib in üserem Ländli z'amte un macht üs nit emol e Mäldig. Dem wölle mer Spitzel anwerbe. Wenn ihr 'ne verhaue wöllet, isch's kei Schad um dene Bursch, aber nötig isch es nit, der wird einfach an so packt."

Er schickte nun den Polizisten in Zivil nach der Brauerei Dietschi, um den Verlauf der Verhandlung zu beobachten. Dort wartete der Mann aber vergebens. Auch Fischer und ich verlebten im Parke ungeduldige Stunden. Hochmüller und C. Mainzer blieben aus. Spät am Nachmittag kam endlich der Polizist und sagte: „Der Chaib isch no nit cho." Dann kam auch Hochmüller, und wir mußten uns darein finden, daß das Spiel mißglückt war. Etwas betrübt machten wir uns auf die Heimfahrt. Dem Polizisten spendierten wir ein Trinkgeld, da tröstete er uns: „Der Kog chunt scho wieder emol, dann nehmt aber kei andere Polizist als mi, denne Chaib will i fange."

Am anderen Morgen brachte uns Hochmüller einen Brief von C. Mainzer. Der schrieb: Sie waren in Rheinfelden, ich auch. Sie haben mir aber eine scheußliche Falle legen wollen. Wer mich fangen will, muß früher aufstehen!

Wir konnten nur vermuten, daß er schon vor uns in Rheinfelden war, mich wahrscheinlich beim Aussteigen erkannte und Unrat witterte. Wie Herr C. Mainzer dann am Ostermontag 1889 doch zu spät aufgestanden ist, werden wir noch erfahren.

Versprengte.

Obwohl die Ausbeute fast immer recht dürftig war, hetzte die Polizeimeute unaufhörlich hinter uns her. Der Grenze entlang jagte eine Verhaftung und Untersuchung die andere. In einem Dorfe am See wurde einmal eine ganze Familie, Vater, Mutter und unmündige Söhne und Töchter in Untersuchungshaft gehalten.

Die Ausweisungen im Belagerungsgebiet des Nordens, etwa 1000 an der Zahl, sind in Ignaz Auers Büchlein „Nach zehn Jahren" geschildert. Manteuffel, als preußische Spitze in Elsaß-Lothringen, wollte nicht zurückbleiben. Er geizte nach dem Ruhme, in seiner Provinz überhaupt keine Sozialdemokraten aufkommen zu lassen.

Wozu stand ihm der Diktaturparagraph zur Verfügung! Fleißige und brave Menschen wurden gehetzt und ums Brot gebracht, während die Ordnungsgesellschaft Schufte und Lumpen züchtete und ihnen zu reichlichem Erwerb verhalf.

In Frankfurt a. M. wurden am Weihnachtsabend einige Genossen vor Gericht geladen, und am Weihnachtstag wurde einer größeren Anzahl die Ausweisungsorder zugestellt. Eine Veranlassung zu dieser Maßregel lag nicht vor. Sie wurde auch allgemein als ein Akt der Bosheit aufgefaßt. Bürgerliche Blätter behaupteten selbst, daß Bismarck die treibende Kraft gewesen wäre.

Für den roten Postmeister hörten in jener Zeit, neben der Postarbeit, die Mühen und Sorgen für die brotlos gewordenen Ausgewiesenen, Versprengten und Flüchtlinge nie auf. Er versuchte alles, Arbeit für die Gehetzten zu finden. Es gelang ihm auch, sie in die Schweiz, nach England, Frankreich und Belgien zu verteilen.

Dort haben sie alle für ihre Überzeugung weitergewirkt!

Im Spitzelsold.

Die Spitzelplage erreichte ihren Höhepunkt in der Mitte bis zum Ende der achtziger Jahre. Wie Heuschrecken schwirrten sie herbei. Keine Versammlung fand statt, in der sich nicht einige dieser „der Sache wohlwollende Freunde" vorstellten. In der Regel waren es schiffbrüchige Beamte, entlassene Offiziere, entgleiste Pfaffen und verkrachte Bourgeois, nur selten Arbeiter. Motteler aber war wachsam, das Volk kam nicht an uns heran. Manche hatten erlauschte Geheimnisse aus dem Reiche anzubieten, darauf aber verzichtete die „vaterlandslose Verschwörerbande". Auch einer der Erzieher des Prinzen Wilhelm, der flüchtige Irländer, Leutnant O'Danne, der später, als er seiner Sippe lästig wurde, nicht aus den Gefängnissen herauskam, sofern er nicht ausbrach, versuchte, bei uns sein Geschäft zu machen.

Ende 1887 nannte der „Sozialdemokrat" dann die Namen der Personen, die augenblicklich von dem Berliner Polizeipräsidium als Agenten beschäftigt wurden. Es waren: Sachs, Schriftsteller in London, ehemaliger Polizeileutnant, Theodor Reuß in London, Heinrich, früher Schmied, jetzt Weißbierwirt in Zürich, Karl Schröder, Schreiner und Versicherungsagent in Riesbach-Zürich, Christian Haupt, Agent in Genf, Max Trautner, Schriftsteller in Paris, H. Oberwinder, Schriftsteller in Paris, H. Nonne, Sprachlehrer in Paris, Ludwig Schwennhagen, Magdeburg, A. Wichmann, Agent in Altona, Neumann, Tischler, Hamburg, Hermann Nebel, Buchhändler in Leipzig.

Diese Agenten wurden gut besoldet. Reuß und Oberwinder erhielten monatlich 450, Nonne 250 Mark. Schröder war seit Jahren

besoldeter Agent der Berliner Polizei. Er besaß auch eine Kiste Dynamit, die er angeblich vor Jahren von einem Anarchisten in Verwahrung übernommen hatte. Schröder erhielt in den Jahren seiner Tätigkeit aus der Reichskasse 10000 Mark, die Spitzelsolde für die Londoner und Pariser Kollegen waren noch höher.

Ein sehr mobiler Herr war Max Trautner. Bayerischer Offizier, angeblich wegen Duellverweigerung entlassen. Der Mann war sehr sprachenkundig. In der Türkei hatte er schon in militärischer Schnüffelei geamtet. Dann wartete er in Berlin auf eine ihm versprochene höhere Polizeistelle.

Bei uns bestellte er ein direktes Briefabonnement auf den „Sozialdemokrat". In seiner Korrespondenz mit uns gab er sich als Genosse.

Einmal bezahlte er das Abonnement verspätet. „Eine Haussuchung habe er gehabt. In einem alten Reiterstiefel bewahre er den ‚Sozialdemokrat' und sonst Geheimes auf. Seine Frau habe das Zeug noch schnell ins Feuer gebracht. Leider sei auch sein letzter Hundertmarkschein dabei gesteckt und mitverbrannt." Das gab er als Entschuldigung an. Offenbar wollte er damit Vertrauen erwecken!

Er „arbeitete" dann in der Schweiz, Belgien, Paris und London, wo er sich in Studenten- und Arbeiterkreisen als Parteigenosse aufspielte. Da er um den versprochenen höheren Posten in Berlin stets mahnte, erklärte ihm der Spitzelchef Krüger: „Diese Posten seien nicht für Leute seiner Qualität."

Nun suchte der vielseitige Mann die Spitzelorganisation an uns zu verraten. Vertraut hatte man ihm dort schon länger nicht mehr recht. Alle Briefe mußte er nach Kenntnisnahme zurücksenden. Zu helfen weiß er sich. Wozu hat man die Photographie! Als er dann noch gar in die Partei aufgenommen werden wollte, „da er durch den Verkehr mit unseren Leuten nun selbst Sozialdemokrat geworden sei", da bekam er von Eduard Bernstein ungefähr dieselbe Antwort wie von Krüger.

Julius Motteler setzte nun alles daran, die Vorbereitungen zu treffen, um die uns Erreichbaren zu überführen. Nachdem seine Arbeiten so weit waren, haben dann Hermann Schlüter den Schröder und Richard Fischer den Haupt überrumpelt und zu Geständnissen gebracht.

Der Züricher Polizeihauptmann Fischer stellte die Spitzeltreibereien amtlich fest, er bestätigte auch, daß Schröder mit deutschem Polizeigeld beim Buchdrucker Bührer in Schaffhausen die Mostsche „Freiheit" hatte herstellen lassen und im Besitz einer Kiste Dynamit war.

Nun war auch klar, warum Ehren-Schröder bei den Krawallen des Züricher Schlosserstreiks sich unter die aufgeregte Masse mischte und den Rat erteilte: „Geht heim und holt Revolver!" Vielleicht

war er da noch nicht im glücklichen Besitz des Dynamits. Und als Freund Conzett die Massen zur Ruhe und Vernunft ermahnte, da schrie Schröder: „Runter mit dem Halunken!" Hatten doch die deutschen Polizeiregenten ein reges Interesse daran, durch diese Unruhen die Schweizer gegen uns zu erbittern.

Das Ende des Schweizer Asyls.

Die deutsche Regierung plante eine Verlängerung und durch den Expatrisierungsparagraphen Verschärfung des Sozialistengesetzes. Ihre Spitzel waren an der Arbeit, Material zu sammeln. Ende Januar 1888 gelangte die Vorlage an den Reichstag zur Verhandlung.

Das Material war da, aber ganz anders, als die Herren Puttkamer und Komp. es sich gewünscht! Die Wirkung war ungeheuer, als an jenem denkwürdigen Tage Paul Singer die amtlich bestätigten Enthüllungen preisgab. Bismarck suchte die schmutzige Geschichte durch die Erklärung zu rechtfertigen: Denken Sie sich ein Ministerium irgendeines Kulturlandes ohne diese Mittel (das heißt geheime Polizeiagenten), so ist die öffentliche Sicherheit auf politischem Gebiet nicht vierundzwanzig Stunden aufrechtzuerhalten. Dann schimpfte er über die Schweizer Beamten, die das möglich gemacht, und nannte sie eine „Bande von Strolchen". Aber das Schicksal der Vorlage war besiegelt. Bis in die Reihen der Konservativen schämte man sich der Praktiken der Regierung.

Hatte die deutsche Regierung schon von Anfang an den Schweizer Bundesrat zu Maßregeln gegen die Leute vom „Sozialdemokrat" zu drängen gesucht, so begann man damit wieder beim Erscheinen des „Roten Teufel". Der Druck setzte erst recht ein. Die Schweiz hatte uns oft namhaft geschützt und große Dienste geleistet, nun fügte sie sich aber dem Stärkeren. Dr. Traxler schaffte nun auch „Material" herbei, und am 18. April 1888 fiel der Schlag. Bernstein, Motteler, Schlüter und Taufcher wurden aus der Eidgenossenschaft verwiesen. Die Schweizer Genossen und das freiheitlich gesinnte Volk erhoben Protest. Im „Pfauensaal" stand Professor Arnold Dodel vor der erregten Menge und rief: „Schweizervolk, habe den Mut, einen Schurkenstreich auch einen Schurkenstreich zu nennen!"

Am 13. Mai reisten die vier Freunde nach England ab. Ein vieltausendköpfiger Zug gab ihnen das Geleite.

Um das Weitererscheinen des deutschen Kampforgans in der Schweiz zu ermöglichen, trat der Schweizer Conzett in die Bresche. Auch der Pfarrer Th. Wirt hatte sich dazu erboten.

Um dieselbe Zeit war zufällig Schröder in Zürich aus der Haft entlassen worden. Am anderen Morgen waren in der Umgebung

seiner Wohnung Plakate angebracht, und es stand darauf: „Hier wohnt Spitzel Schröder!" Eine schwarze Hand deutete nach seiner Wohnung hin.

Bald kam von London die Nachricht, daß die vier Freunde angelangt waren und sich vorbereiteten, die Übersiedlung des „Sozialdemokrat" in die Wege zu leiten. Unter der Firma des Genossen Conzett war jetzt Richard Fischer und mir die Aufgabe zugefallen, für ununterbrochenen Fortgang des Unternehmens in Zürich zu sorgen. Joos und Frau Motteler, die nach London noch nachfolgen sollten, halfen in gewohnter Tätigkeit mit. Freund Bianzano in Winterthur kam uns als Zwischenspediteur sehr zustatten.

Der verfemte „Rote Staatsanzeiger" flog nach wie vor munter über die Grenze ins Reich. Uns aber ließ man wissen, die Polizei drüben sei ärgerlich wie kleine Kinder, die ihren Willen nicht bekämen. Sie merkte bald, daß die Ausweisung ein Hieb daneben war. Hatte die Hilfe der Schweizer im „großen" nichts genützt, so suchten sie jetzt im „kleinen" uns beizukommen. An verschiedenen Grenzpunkten bohrte man an, die Schweizer Behörden gegen uns mobil zu machen. Wiederum war es die Sankt Gallener Polizei, die hilfreich zulangte.

In Markdorf, nicht weit vom See, fiel der Schnüffelei einiges in die Krallen. Genosse Beck in Ravensburg wurde festgesetzt. Spuren leiteten nach Rorschach als Ausgangsstation. Die Polizei dort hielt bei dem als Vermittler Verdächtigen eine Haussuchung. Zwei Briefe ohne Unterschrift wurden gefunden und der Ravensburger Behörde überliefert.

Diese sandte dieselben an die Züricher Polizei, damit der Briefschreiber festgestellt werde. Unter der Ära des Bundesanwaltes Dr. Traxler mußte auch diese dem Verlangen stattgeben. Immerhin meinte doch ein maßgebender Beamter, bei dem Richard Fischer sondierte, „man brauche ja nicht zuzugeben, die Briefe geschrieben zu haben". Als mutmaßlicher Täter ward dann ich vernommen. Ich lehnte ab, auszusagen, da es sich um die Untersuchung gegen einen Genossen handle, der sich in den Händen der deutschen Polizei befinde.

Da wurde der Beamte sehr fuchtig. „Ob ich denn glaube, daß man der deutschen Behörde etwas mitteilen werde, das dem Verhafteten schaden könnte!" Ich aber meinte: „Dann braucht man auch keine Untersuchung machen." Ich hörte auch nichts mehr von der Sache. Doch erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß ich und Emil Krüger immer noch in der Liste der Anarchisten prangten. Ich verlangte nun eine Richtigstellung auf Grund früherer Feststellungen.

Letzte Schmuggelfahrten.

Um den Transit in Gang zu halten, war ich immer wieder genötigt, ab und zu an die Grenze und auch hinüber zu gehen. Dort erlebte ich noch oft in meiner Tätigkeit manchen Zwischenfall. In Waldsee, im schwäbischen Oberland, saß ich in einer Brauerei und machte meine Pakete fertig zur Post. Da kam ein Polizeier mit einer Bestellung an den Wirt. Er unterhielt sich mit mir, und ich fragte ihn aus über einige Firmen, mit denen ich Geschäfte machen wollte. Dann bezahlte ich ihm einen Schoppen und fragte, wo die Post wäre. Als er sah, daß ich schwer zu tragen hatte, nahm er die Hälfte der Pakete selbst und trug sie mit bis an den Postschalter.

Ein andermal hatte ich meine Sachen glücklich nach Konstanz gebracht. Dort fand ich keine unverdächtige Stelle, um die Verpackung vorzunehmen. Da half Hans Arnold. „Am Münster auf der Seite ist häufig ein Pförtlein offen," sagte er, „da gehst hin, denn da sucht dich niemand." Das tat ich und fand außerdem die Türe zu der einige Treppen tieferliegenden Konradikapelle auch noch offen. Bald lagerte die unheilige Ware dort. Als ich fertig war, wurde die Packerei bei einem befreundeten Bahnbeamten, der Nachtdienst hatte, gelagert. In der Kapelle fanden aber am anderen Tage die Frühmeßweiber abgebrannte Kerzen, Packpapier und Strickreste, als Visitenkarte noch ein Exemplar „Anti-Syllabus von Dr. Krasser". So tuschelten sie entsetzt und geheimnisvoll auf dem Nachhauseweg.

Vom Amtsgericht in Konstanz machte ein dienstbarer Geist an Hans Arnold die Mitteilung, daß sich verschiedene abgefangene Handkoffer und anderes dort befänden. Arnold werde wohl wissen, wem die Sachen zu eigen gehörten; sie ständen da im Wege herum, und wenn man reinen Mund halte, könnte man die Dinge wieder haben. Das geschah auch.

Am See war eine Störung eingetreten. Da eine eilige Sendung vorlag, reiste ich nach Basel. Auch hier waren die Wege durch Verhaftungen unsicher geworden. Ich deponierte die Ware und fuhr zu einem Freunde nach Säckingen. Er war gern bereit, doch mochte ich diesem kleinen Geschäftsmann die Folgen seiner Hilfe nicht zumuten. Nun empfahl er mir einen Mann, den Leiter einer Fabrik, der unserer Sache wohl gewogen wäre. Diesen suchte ich auf, fand ihn aber nicht, denn er war gerade auf einer Treibjagd. Nun wanderte ich nach dem Dorfwirtshaus am Rhein, in dem die Jäger einzukehren pflegten, und traf dort die vergnügte Jagdgesellschaft. Es waren Basler Herren, Pächter der badischen Jagdreviere und ihre Gäste. Bereitwillig wurde ich von dem Herrn zu einer Unterredung ins Nebenzimmer geführt.

Als er mich angehört hatte, sagte er: „Die Versendung macht mir keine Sorge, aber das Herüberschaffen." Dann sann er eine Weile nach und meinte: „Wissen Sie was, übermorgen ist wieder große Jagd; nach Schluß gibt es ein Gelage in den Fabrikräumen. Für Essen und Trinken sorgen die Basler; ihre Sendungen passieren die Zollschranken stets ungehindert, denn man ist sehr kulant gegen die Basler Bourgeoisie. Nicht umsonst werden die Zöllner oft als Gäste zum Schmause eingeladen. Nun holt unser Fuhrknecht morgen die eß- und trinkbaren Sachen bei einem Basler Herrn ab. Sorgen Sie für eine konforme Verpackung, dann hält er bei ihrem Quartier und ergänzt seine Ladung!"

Nach diesen Worten führte er mich in die Gesellschaft zurück, der ich als ein befreundeter Nimrod aus der Umgegend vorgestellt wurde.

Frohgemut über diese Aussicht nahm ich am anderen Tage die Packerei vor. Der Fuhrmann holte gegen Abend die Dinge ab; durchs Telephon erfuhr ich bald danach, daß der „Proviant" heil eingebracht sei. Morgens um 5 Uhr zog ich dann mit den Basler Jägern ihren Jagdgründen zu. Ich war eingeladen, mit zu jägdeln. Mitten drin befiel mich aber ein „Unwohlsein", und ich zog mich in die Fabrikräume zurück, um die Einteilung der Waren zum Versand zu ordnen.

Der neue Freund hatte die Versendung prächtig besorgt und versprach mir noch, in den künftigen Tagen für die „Schweizer Rohmaterialien" Sorge zu tragen.

Mit dem Bewußtsein, nun einen ganz sicheren Weg gemacht zu haben, fuhr ich froh zurück. Aber dieser Erfolg war von allzu kurzer Dauer: vor lauter Freude über den gelungenen Streich hatte der Churi nicht schweigen können. Wir mußten auch ferner mühsam unsere Wege wandeln.

Bei Basel, in Lörrach und Umgebung hatte die Spitzelzucht so allerlei erlauscht, erhascht und zu einem Prozeß verdichtet. In Untersuchung saß eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand. In ihres Herzens Nöten hatte sie mehr geplaudert als gut und ihr wohl selbst lieb war. Das Gericht machte eine große Aktion aus der Sache. Es gab viel Verurteilungen; auch Genosse Adolf Geck bekam wieder einmal sein Teil ab, das er in Freiburg redlich abverdiente.

So toll wie bei den Faschingswahlen 1887 hatte in Freiburg die Rotte der Ordnung nie zuvor gehaust. Genosse Rauscher saß wegen eines verunglückten Pakets in Untersuchung. Zwei verbündete Bremser ließen in ihrer Schlaftrunkenheit einen Sack, den sie im Waggon mitnehmen wollten, auf offener Strecke bei Basel liegen. Der Sack war

aber mit — „Sozialdemokrat“ angefüllt. Die versuchte Rettung kam zu spät, es wurde bei Genosse Haug in Freiburg Hausfuchung gehalten. Haug hatte auch die Adresse, verschluckte sie aber vor den Augen des Kommissärs Greiff. Nun ging es mit ihm ins Loch.

Staatsanwalt Gaiser versuchte es, mit dem Schrecken auf die Wahl zu wirken. Gegen zwei Dutzend Genossen wurden in Schatten gesetzt, manche von ihnen trugen noch das bunte Faschingskleid. Als Adolf Geck abends anlangte, um nach dem Rechten zu sehen, geschah ihm dasselbe. Wieder stand er in dem Gefängnishof und hatte auf seine Weise auch Einlaß. „Ich bin ein freier Mann und singe,“ klang seine große Stimme in die Nacht hinaus. Da rührte es sich an vielen Gittern, und die Freunde erwiderten die Anmeldung des verhafteten Kandidaten. Da seine Verhaftung auf einem Irrtum beruhte, wurde er bald wieder entlassen.

Übersiedlung des „Sozialdemokrat“.

Am 1. Oktober 1888 erschien die Nummer 40 des „Sozialdemokrat“ als erste Ausgabe in London. Die vier Ausgewiesenen hatten viel Mühe und Widerwärtigkeiten zu überwinden gehabt, bis die geschäftliche Einrichtung so weit gefördert war. Frau Motteler und Joos waren schon nach London nachgefolgt. Auch Richard Fischer wollte fort. Vorerst war er noch nötig, die geschäftlichen Veränderungen in Zürich mit uns in Ordnung zu bringen. Die Druckereieinrichtung wurde verkauft und eine Buchhandlung der „Arbeiterstimme“ von C. Conzett errichtet.

Wir schanzten alle wie die Fuhrknechte, bis die umfangreichen roten Literaturvorräte in das neue Lager und Ladenlokal überführt waren.

In unserem Lokal betrieb Genosse Karl Grimm noch eine Buchbinderei und Schreibmaterialienhandlung. Er war uns hier oft Hilfe und Deckung zugleich.

Bald merkte das Bismarckſche Spitzelbureau, daß der verlorene Posten in Zürich noch wacker am Leben war und sich rege betätigte. Seine Organisation blühte auch weiter, und es wurden neue Spitzelwerbungen unternommen. Hatten sich früher mit Vorliebe Edle der Nation diesem Geschäft gewidmet, so auch jetzt. Anfang März 1889 berichtet die „eiserne Maske“, daß ein ehemaliger Leutnant v. Kracht und ein Herr Schmidt in die Schweiz abgereist wären, um zusammen mit einem Herrn Alfred v. Hartung zu operieren. Besonders Berliner Ausgewiesene sollten aufs Korn genommen und in die Fänge der Spitzelei gelockt werden.

Mitte März waren sie schon am Werk, doch fanden sie keine Gegenliebe, wie wir erfuhren.

„Greiff."

In Deutschland suchte man in der Korruption nicht minder sein Heil. In Freiburg i. B. stand Genosse Friedrich Haug trotz Prozessen und Gefängnis von Anfang bis Ende der Feldpost aufrecht zur Hilfe. Sein besonderer „Freund" war der Kommissar Greiff. Diesen eifrigen Herrn hielten wir lange für den Urheber der Wohlgemuth-Machenschaften, da der Name Wohlgemuth uns noch unbekannt war und er mit Vorliebe von Freiburg aus seine „Minen" legte. Diesen Greiff hatte der „rote Frieder" rechtschaffen geärgert. Den Liefersack des Haug, den er auf seinen Gängen stets unter dem Arm trug, nannte Greiff allemal das „Exküfesäckli". Nun nannte Haug seinen vierfüßigen Begleiter „Greiff". So oft der Kommissar in Sicht kam, wollte das kleine Vieh nicht „folgen", und es mußte von seinem Herrn schneidig gerufen werden. Darob aber erkaltete die Freundschaft des Kommissars nicht. Der rote Frieder wurde fleißig von ihm angebiedert. Haug sollte beileibe nicht für die Polizei Kundschaft liefern. „Nur im Interesse der großen liberalen Partei," meinte Greiff zu ihm, „die ja doch auch nur dasselbe will wie Sie." Man wollte sogar gern die Hausmiete übernehmen, nur um zu beweisen, daß man dem Volk und Mittelstand wirklich helfe. Nicht nur mit Worten, wie die Sozi!

In der Falle.

Jetzt tat auch Spitzelwerber Wohlgemuth wieder fleißige Arbeit. In Klein-Basel wurde er oft verhandelnd mit Arbeitern gesehen. Ich erhielt aus Basel einen Brief vom Genossen Balthasar Lutz, dem ein anderes Schreiben beilag, das die bekannte Steilschrift des „Mergenthaler" trug.

Diesmal nannte er sich „Schwarzwälder". Er wollte gegen reichliches Entgelt Berichte über den immer noch blühenden Schmuggel, über Personen und Agitation haben. Sofort fuhr ich nach Basel, denn unser „Zuspätaufstehen" in Rheinfelden 1885 trieb mich so schnell dorthin. Lutz sollte nicht zusagend, auch nicht verneinend antworten. Das tat er gleich, und ich fuhr zurück in der Gewißheit, daß man nun die Sache besser deichseln könne.

Wohlgemuth verlangte von Lutz eine Probearbeit, um „einen Maßstab über dessen Fähigkeit für die Honorarfestsetzung zu gewinnen". Fürsprech Reichel von Bern hielt die Festrede bei der Märzfeier in Basel. Darüber sollte Lutz berichten. Ich konzipierte einen nichtssagenden Bericht, der mit einigen orthographischen Fehlern verziert war. Am Schlusse fügte Lutz bei, daß er zu einer mündlichen Unterredung auf Schweizer Gebiet bereit sei.

Ich lachte hell auf, als Wohlgemuth den Vorschlag machte, Lutz in — Rheinfelden zu treffen. So günstig hätte ich mir die Situation nicht träumen lassen, und den Wohlgemuth zog es wohl wieder an die Stätte, da er früher als wir aufgestanden war. Was der Polizeihauptmann Baumann in Rheinfelden 1885 bereit war, zu tun, weigerte er sich auch jetzt nicht. Wohlgemuth war voller Freude, nach seinen Mißerfolgen endlich ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben. Er schrieb ermunternd an Lutz: „Wühlen Sie nur lustig darauf los!" Also nicht bloß Kundschaften geben, auch Lockspitzelei sollte Lutz treiben. Damit lieferte Wohlgemuth selbst die Handhabe, an der die Schweizer Behörde ihn festhalten konnte.

Genosse Wullschläger wanderte jetzt nach Rheinfelden, um die nötigen Schritte zu veranlassen. Polizeihauptmann Baumann war bereit. Mit diesem Wühlbrief in der Hand konnte selbst die Bundesbehörde in Bern ihre Zustimmung nicht versagen.

Derweilen hatte Wohlgemuth sich noch an einen Parteigenossen in Basel gewandt. Der Bescheid lautete wieder ablehnend; damit gab sich Wohlgemuth aber nicht zufrieden, sondern er schrieb an den Genossen zurück: „Sie sind ein großer Esel. Ich teile doch selbst Ihre Bestrebungen, und neben der Förderung derselben hätten Sie noch monatlich 200 Mark verdient!" Auch diese Korrespondenz wurde den Schweizer Behörden zur Verfügung gestellt.

Am Ostersonntag den 21. April 1889 fuhr unser Balthes Lutz nach Rheinfelden. Wohlgemuth ließ nicht lange auf sich warten, und sie gingen nach der zur Unterredung bestimmten Wirtschaft. Drei Herren der Rheinfelder Polizei hatten sich in Zivil zur Behorchung der Unterredung bereits an einem Ecktisch niedergelassen. Wohlgemuth schäkerte mit Rosalie, der Kellnerin. Sie bewunderte seine schönen Fingerringe und versicherte leichthin auf seine Frage, wer die Herren seien: „Das sinn Usflügler vo Basel." So begann die Unterhaltung. Wohlgemuth zog alle Register, den Lutz zu eifriger Arbeit zu bestimmen. Dieser aber erwiderte zuletzt heftig, daß er für solche Sorte Arbeit danke. Die schon erhaltenen 200 Mark aber habe er der Armenkasse überwiesen. Da sprangen die Polizeibeamten auf und verhafteten den Spitzelwerber. Der berief sich auf seine Polizeieigenschaft, und als das nichts half, wollte er nur als Privatmann hier gewesen sein.

Ich erhielt zur selben Stunde nach Zürich ein Telegramm, daß „Freund" Wohlgemuth in sicherem Gewahrsam sei. Diese Depesche wollte ich nach London weitergeben; da weigerte sich der Beamte, sie zu befördern, da diese Sache politisch sei und Deutschland betreffe. Durch telephonische Anfrage erhielten wir von Polizeihauptmann Fischer die Erlaubnis zur Absendung.

In dieser Nacht feierten wir in einer Wirtschaft der Zähringer Straße den gelungenen Streich. Spät in der Nacht wurde mir mitgeteilt, daß die Polizei mich zu Hause suche, ich solle sofort zum Polizeihauptmann kommen. Sofort eilte ich nach seinem Bureau an der Wasserbrücke und traf ihn dort sehr erregt, in Hemdärmeln arbeitend. Da berichtete ich den ganzen Hergang. „Hm," meinte er dazu, „die Sach wär schon recht, aber nun könne mer üs uf a Gfätzli gfaßt mache. Den meineidige Schtreich, den Sie ihm do gspielt henn, tränkt üs der Bismarck in und Ihrer Partei wohl au."

So entließ mich der Herr Hauptmann. Und richtig, bald hörten wir den Sturm.

Liquidation.

Es erregte großes Aufsehen, daß ein deutscher Polizeikommissar bei gemeiner Spitzel- und Wühlarbeit auf frischer Tat gefaßt worden war und jetzt in der Schweiz im Gefängnis saß. Die Blamage der Reichspolizei war stark. Wohlgemuth saß fest, und die Untersuchung ging ihren Gang. Bismarck tobte auf die Bundesbehörde in Bern ein. Wohl nie waren die Drähte zwischen Berlin, Bern, Basel und Zürich so beschäftigt wie in jenen Tagen.

In dieser Zeit stürmte Polizeihauptmann Fischer in heftiger Erregung in mein Ladenlokal. „Himmelsakrament," schrie er, „jetzt gilt's Ernscht. Der Bismarck tobt wie a wüetiger Schtier und will üs an de Chrage. I glaub, er will bigott der Schwyz den Krieg erkläre." Dann hielt er inne, heftete seine Blicke auf mich und fuhr fort: „Jawohl, der Bismarck behauptet, Sie lassen de ‚Sozialdemokrat' hier drucke und schpediere das Blatt nach Deutschland. Isch das wahr?" Ich verneinte. „So, das müsse Sie nachweise könne, mer komme wieder." Dann ging er. Ich wußte nun allerdings, was zu tun nötig war!

Schon in einer halben Stunde kam er wieder in Begleitung des Bundesanwaltes Dr. Traxler. Bei der Haussuchung interessierten sie sich wenig für das Bücher- und Broschürenlager, aber sie sahen 150 bis 200 Exemplare von jeder Nummer des Blattes schön aufgestapelt daliegen. „Die sind für den Handverkauf und zur Nachlieferung an Schweizer Abonnenten," sagte ich. Mit ernster Miene wandte sich der Hauptmann an den Bundesanwalt: „Luege Sie, Herr Doktor, 's isch ja klar, wenn der Belli de ‚Sozialdemokrat' nach Dütschland sende tät, no würde die Blätter nit daliege." Dem Anwalt konnte ich aber nicht anmerken, was er zu diesem „schlagenden" Argument innerlich meinte.

Nun mußte ich mit zur Post. Dort hatte man ein Dutzend Kreuzbandpakete mit fast 1300 Exemplaren des von London angelangten

„Sozialdemokrat" festgehalten. Es wurde gezählt und dann an der Hand meiner Expeditionsliste festgestellt, daß ich die Anzahl für die Abonnenten in der Schweiz gebrauche. Ein übereifriger Postbeamter machte dann noch besonders darauf aufmerksam, daß einige Pakete Exemplare von dünnerem und leichterem Papier enthielten, das könnte eine Bedeutung haben. Ich sagte, da wäre wohl während dem Druck die Papiersorte ausgegangen und eine andere leichte zur Verwendung gekommen. Der Beamte wollte sich damit nicht zufrieden geben, der Hauptmann schnitt ihm aber das Wort ab: „Das kommt vor. Jetzt werden die Umschläge samt Marken nach Bern gesandt, und dann soll der Chaibe-Bismarck noch emol behaupte, der ‚Sozialdemokrat' wurd nit in London druckt!" Ich dachte, so, das wißt ihr jetzt, wie es aber um Herstellung und Transit des Gros der deutschen Auflage bestellt ist, das geht weder euch noch den Bismarck etwas an. Zum Schlusse wurde mein Kassa- und das Expeditionsbuch mitgenommen, ich noch einige Male vernommen, dann hatte ich Ruhe.

Der Krieg wurde zwar der Schweiz nicht erklärt, aber der Niederlassungsvertrag gekündigt. Der neue Vertrag stellte die Deutschen in dem „Wilden Lande" unter schwere Schriften- und Leumundskontrolle der deutschen Gesandtschaft in Bern. Diese Maßregel besteht zum Teil auch heute noch.

Am 30. April 1889 wurde Wohlgemuth aus der Eidgenossenschaft ausgewiesen und am 1. Mai in Freiheit gesetzt. Zur Besänftigung des gewaltigen Kanzlers wurde der Genosse Balthasar Lutz vom Bundesrat gleichfalls aus dem Lande gewiesen. Er ging nach Amerika. Auch meine Ausweisung wurde in Erwägung gezogen. Sie unterblieb aber, da Freund Wullschläger sich als den Vermittler zwischen Lutz und Wohlgemuth bezeichnete.

Der Bundesrat erbat sich von unseren Vertrauten alle auf die Spitzeleien bezüglichen Materialien. Im „Sozialdemokrat" wurde aber erklärt: Da man keine Gewähr über die Behandlung derselben hat und die Materialien aus der Schröder-Haupt-Ehrenberg-Sache nicht zurückgegeben worden sind, so wollen wir die Sachen lieber behalten.

Wir verspürten bald, daß die eidgenössische politische Polizei sich redlich Mühe gab, unsere Schritte zu bewachen. Ungeschicklichkeiten und Unvorsichtigkeiten russischer und polnischer Genossen erbitterten die Polizeibehörden. Nun suchten manche Elemente ihr Mütchen an uns zu kühlen. Zweimal wurde mir nachts die Firmentafel abgerissen, die Türen und Schaufenster beschmutzt.

Als dann die unselige und so unglücklich verlaufene Bombenprobieraffäre der Polen Brinstein und Demsky auf dem Zürichberg

sich abgespielt hatte, wurde die politische Polizei immer erregter und eifriger. Obwohl wir mit diesen Dingen nichts zu tun hatten, hielt man uns doch als Verbündete und Helfer. An Couzett, als Firmenträger unseres Geschäftes, ergingen allerlei Anfragen und Warnungen. Unser Schriftenlager war nicht mehr sicher. Wir brachten sie auf den Speicherräumen der Freunde Karl Bürckli und Reinhold Rüegg unter. Diese und eine Anzahl Demokraten waren immer bereit, uns zur Seite zu stehen. — Heute sollen sich die Demokraten dort anders entwickelt haben, erzählte mir vor kurzem mein Züricher Freund Manz. — Lange hatten wir die Hilfe nicht mehr nötig. Die Reichstagswahlen von 1890 säuberten den fauligen Sumpf im Reiche. Das Ausnahmegesetz vermochte sich nicht mehr länger aufrechtzuerhalten. Wir aber standen noch unentwegt auf dem Plan. Der Stab in London gab bekannt, daß das Blatt seinen Zweck erfüllt habe und am 1. Oktober 1890 sein Erscheinen einstelle. Die Partei werde sich auf den Boden der Rechtsgleichheit stellen.

Was an Opfermut, Uneigennützigkeit, Familienglück und Gesundheit von den Parteigenossen und Genossinnen in dieser Periode zur Befreiung der Arbeiterklasse dargebracht wurde, kann ich hier nicht schildern. Hoffen wir, solche Zeiten nicht wieder zu erleben. Sollte die Not es aber je erfordern, werden auch die neuen Generationen es lernen, ihre Waffen zu führen. Über die Vertiefung und Weiterentwicklung des Sozialismus während jener Zeit zu reden, ist hier nicht der Ort. Daß die Sammlung nach der ersten Bestürzung, der fortgesetzte Zusammenschluß und die Aktionsfähigkeit der Partei durch die „Rote Post" gefördert und aufrechterhalten wurde, dürfte allgemein anerkannt sein!

Wir traten in Liquidation. Den größeren Teil der Schriftenvorräte packte ich in Kisten und Ballen zur Versendung nach Stuttgart. Das Geschäft und den Rest der Schriften verkauften wir an den schweizerischen Grütliverein. Dieser eröffnete dann die Buchhandlung des Grütlivereins. Heinrich Scherrer, der damalige Vereinspräsident, und Hermann Greulich, mit denen ich den Vertrag abschloß, wollten, daß ich die Geschäftsführung weiter übernähme. Genosse Bebel, der gerade anwesend war, riet mir ab, ebenso von der Wiederaufnahme meines früheren Berufs. „Wollten Sie nicht nach Deutschland?" fragte er mich. „Recht gern," gab ich zur Antwort. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Sie werden dann von mir hören." Es dauerte auch nicht lange und ich hörte etwas. Freund Dietz in Stuttgart lud mich ein, am 1. Oktober 1890 in seine Firma einzutreten. Sein Antrag erfreute mich, und er fügte noch bei, man müsse den versprengten Gliedern vom „Sozialdemokrat", soweit sie zurückkehren konnten, Heimat und Bürgerrecht verschaffen.

Auch Freund Autenrieth in Offenburg hatte gelegentlich einer Schweizerreise mit mir verhandelt, mich in Offenburg zur Assistenz des Genossen Adolf Geck niederzulassen.

Am 26. und 27. September funktionierte zum letztenmal die „Rote Post". Nummer 39 des „Sozialdemokrat" wurde noch ins Reich gepascht. Postillon Motteler ließ in dieser Nummer zum Abschied noch einmal seine Weisen ertönen, dann schwieg das rote Posthorn für immer. Ich machte mein „Testament" und sandte es zur Liquidation nach London.

Am Sonntag darauf feierte man im Vereinshaus des Deutschen Arbeitervereins meinen Abschied. Alle Genossen, die so wacker geholfen hatten, waren da. Zum letztenmal drückte ich meinen Freunden Emil Beck, Ludwig Witt, Karl Manz und anderen die Hände. Dann fuhr ich unserem langjährigen Stützpunkt Emmishofen zu. Dort blieb meine Familie bei Freund Hansen-Haug, bis ich in Stuttgart Quartier gemacht hatte. Hans Arnold brachte mich in Konstanz zur Bahn. Ich war schon im Coupé, da stürmte ein Gendarm den Zug entlang. Er riß meine Tür auf und starrte böse herein. Ich sah, wie Arnold erblaßte und erschrak selbst. Da fuhr die Tür wieder heftig zu, und ich fuhr ohne weitere Störungen dem Schwarzwald zu. Dort traf ich die helfenden Freunde, auch „Lederstrumpf", der eben mit dem „Doktorholen" begann, war aus Straßburg da. Nur Freund Adolphus fehlte; der saß wieder einmal auf dem „Graben". Als ich auf das Kastell zukam, fand ich das Flügeltor weit aufgesperrt.

Hinten im Hofe sah ich seinen Lockenkopf, er fütterte und tränkte friedlich sein „Volk", die Kaninchen, Zicklein, Tauben und noch anderes Getier. Ich sagte verwundert: „Du bist ja ein in Freiheit Gefangener!" Da lachte er: „Das ist den Herrschaften hier anfangs gleich. Sie denken sich, ich richte hier drinnen oder draußen gleichviel Unheil an!"

Meinen Verwandten im nahen Rebgebirge machte ich dann auch einen Besuch. Diese waren nicht wenig erstaunt, mich frisch und munter und auch äußerlich in anständiger Aufmachung so unvermutet zu sehen. Von dem braven und guten, aber auch redseligen Bürgermeister hatten sie gehört, daß ich weit hinten im Österreichischen irgendwo „sitze" und ein solch rabiater Revoluzzer sei, daß man mich wohl meiner Lebtag nimmer raus lasse! Nun freuten sie sich doch über den respektabel aussehenden Vetter, und eines der Mädchen meinte: „Gel, Mutter, i hab' doch recht, wenn i als sag', d' Sozi sin au Lüt wia d' anderi."

Bei einem der Vettern fand ich die Pforte verschlossen. „Klopf' nur fescht dran, er isch do un wurd schlofe," rief mir sein Nachbar

zu. Den Rat befolgte ich. Bald öffnete sich ein Fensterflügel, und die lange hagere Gestalt des Vetters beugte sich heraus.

Höflich begrüßte ich ihn als Vetter. Mißtrauisch betrachtete er mich und begann also zu fragen: „Wer isch m'r (man)?" Ich stellte mich vor. Dann: „Was isch m'r?" und weiter: „Wo isch m'r, was treibt m'r und wo geht m'r hin?" Als er nach bestandenem Examen wohl den Eindruck hatte, daß ich kein aus der Fremde kommender verlumpter Hampert (Handwerksgeselle), der ihn anbetteln wolle, sei, schwand das Mißtrauen auf dem Gesicht, und nun ließ er sich also vernehmen: „M'r kann rinkumme." Das verwandtschaftliche Du fand er aber erst, als wir bei einem Krüglein Klingelberger saßen.

Aus den Reben kam nunmehr seine Frau. Es war die vierte. Der sah ich sofort an, daß sie resolut war und über guten Humor verfügte. Ich schilderte ihr mein soeben bestandenes Examen. „Ja weisch, Alter," meinte sie, ihn etwas boshaft ansehend, „dös isch der Schwesterssohn von diner Erschte, wo leider viel z'früh in de Wingarte hät müeffe, aber us der Art isch er nit gschlage! Du häsch frieli nix könne as spiele, bankettiere, d' Kameraden verschlage, Prozeß führe und d' Wiber uf de Kirchhof ärgere, aber do tue i nit mit." „Und ich tät's au nit lide," ließ sich die helle Stimme des inzwischen hereingekommenen Sohnes vernehmen. Ich nahm Abschied und freute mich, daß die längst tote Tante ihre Anerkennung gefunden und der Sohn auch nicht aus der Art geschlagen hatte.

In der gleichen Nacht fuhr ich noch nach Stuttgart. Tauscher war aus London schon angelangt und erwartete mich mit Baßler am Bahnhof. Jetzt hielten auch Richard Fischer und Joos ihre Heimkehr nach Berlin und Gotha. Die Freunde Motteler, Bernstein und Schlüter durften diesen Schritt nicht wagen und blieben noch im Exil. Anderntags suchte ich das Geschäft in der Furtbachstraße auf. Genosse Dietz empfing mich liebenswürdig und machte mich mit meiner künftigen Tätigkeit vertraut. „Es ist Ihnen wohl nicht allzu gut ergangen die Zeit," meinte er, „nun darf es auch einmal besser gehen."

Nach einigen Tagen wurde Tauscher verhaftet, dann gegen Kaution auf freiem Fuß gelassen und später das Verfahren eingestellt. Und wieder nach etlichen Tagen kam von der Bahn die Mitteilung, daß die Kisten und Ballen aus Zürich angelangt wären und auf dem Zollamt der Revision harrten. „Da wissen Sie ja am besten Bescheid," sagte Dietz zu mir, „gehen Sie selbst hin."

Dort öffnete ich eine Anzahl der Kolli. Ein Zöllner studierte die Titel der Bücher und Broschüren. Da wurde sein Gesicht sehr bedenklich. Endlich sagte er: „Ja, geht denn das, es sind doch verbotene Sachen?"

„Ich denke schon," erwiderte ich. Er aber holte einen höheren Zöllner. Der machte es gerade so und holte am Ende in seiner Ratlosigkeit einen noch höheren Zöllner herbei.

Mittlerweile hatte sich eine Anzahl Unterbeamte angesammelt. Sie lenkten ihre Blicke sehr verlangend auf meine Schätze. Diesen Blicken konnte ich nicht widerstehen, und ich begann, jedem ein Büchlein zu schenken.

Da kam der höchste Zöllner, legte sein Gesicht ebenfalls in Falten, betrachtete traurig seine Unterkollegen und erklärte schließlich nach einem tiefen Seufzer: „Do kann mer nix mehr mache. S' Gsetz isch gfalle."

DATE DUE

FEB 2 - 1951			

Form 335—40M—6-40

923.243 B443R 414357

Duke University Libraries
D04683482Z